DOCUMENT RESUME

ED 384 204 FL 021 726

AUTHOR	Werlen, Iwar, Ed.
TITLE	Schweizer Soziolinguistik--Soziolinguistik der Schweiz (Swiss Sociolinguistics--Sociolinguistics in Switzerland).
INSTITUTION	Neuchatel Univ. (Switzerland). Inst. de Linguistique.
REPORT NO	ISSN-0251-7256
PUB DATE	Oct 93
NOTE	230p.; Seven articles in German; three in French; two in Italian; one in English.
PUB TYPE	Collected Works - Serials (022)
LANGUAGE	French; German; Italian; English
JOURNAL CIT	Bulletin CILA; n58 Oct 1993
EDRS PRICE	MF01/PC10 Plus Postage.
DESCRIPTORS	Bilingualism; Communication (Thought Transfer); English; Foreign Countries; German; International Trade; Language Attitudes; Language Variation; Multilingualism; Official Languages; *Second Languages; Social Networks; *Sociolinguistics; Written Language
IDENTIFIERS	Germany; *Switzerland

ABSTRACT

The 13 articles in this serial issue are as follows (with all titles translated into English); "Swiss Sociolinguistics--Sociolinguistics in Switzerland" (Iwar Werlen); "Public Space, Medias, and Identities of Language. Reference Points for an Analysis of the Swiss Imaginary Collective"; (Jean Widmer); "Anthropological and Sociolinguistic Approach to the Question of Languages in Switzerland" (Uli Windisch, Didier Froidevaux); "The Speech Contents of Bilingual Pairs and Families in Freiburg" (Claudine Brohy); "Themes of Swiss Sociolinguistics as Reflected by Public Opinion" (Urs Durmuller); "Multilingualism: Preliminaries from the Results of the Language Data from the 1990 Census" (Rita Franceschini); "English as a Lingua Fanca in Switzerland: Myth or Reality" (Franz Andres; Richard J. Watts); "Some Aspects of the Sociolinguistic Situation in Ticino" (Bruno Moretti, Sandro Bianconi); "Social Networks and Variety Selection in Swiss Emigrant Adaptation. Questions of Method" (Gaetono Berruto, Katja Bluntschli, Tiziana Carraro); "Germanic Switzerland: A Typical Case of Diglossia?" (Jakob Wuest); "On the Development of Consciousness of Language Difference and Attitude towards the Varieties of German in German-Speaking Switzerland" (Annelies Hacki Buhofer, Thomas Studer); "Between Mother Tongue and Foreign Language: High German in Switzerland" (Erika Werlen, Karl Ernst); and "Instrumental Writing in the Everyday Life--Written Communication in the Export Business" (Annelies Hacki Buhofer). (LET)

****
* Reproductions supplied by EDRS are the best that can be made *
* from the original document. *
****

ED 384 204

U.S. DEPARTMENT OF EDUCATION
Office of Educational Research and Improvement
EDUCATIONAL RESOURCES INFORMATION CENTER (ERIC)

This document has been reproduced as received from the person or organization originating it.

Minor changes have been made to improve reproduction quality.

Points of view or opinions stated in this document do not necessarily represent official OERI position or policy.

"PERMISSION TO REPRODUCE THIS MATERIAL HAS BEEN GRANTED BY

Bernard P. Y.

TO THE EDUCATIONAL RESOURCES INFORMATION CENTER (ERIC)."

Iwar Werlen (Hrsg.)

Schweizer Soziolinguistik – Soziolinguistik der Schweiz

Bulletin CILA

Organe de la
Commission interuniversitaire suisse
de linguistique appliquée

Organ der
Schweizerischen Hochschulkommission
für angewandte Sprachwissenschaft

Organo della Commissione interuniversitaria svizzera
di linguistica applicata

58

Neuchâtel, Oktober 1993

Publié avec le soutien financier de l'Académie Suisse des Sciences Humaines et Sociales, le *Bulletin CILA* paraît deux fois l'an. Les fascicules portent une numérotation continue.

Abonnement personnel:	Suisse	sfr. 30.–	étranger	sfr. 35.–
Abonnement d'institution:	Suisse	sfr. 50.–	étranger	sfr. 55.–

Rédaction et administration: Gérard Merkt, Institut de linguistique, Université de Neuchâtel, Espace Louis-Agassiz, CH-2000 Neuchâtel, Tél. 038/20 88 94, Fax 038/21 37 60, CCP 20-7427-1

© Institut de linguistique de l'Université de Neuchâtel, 1993
Tous droits réservés.
ISSN 0251-7256

Inhalt

Portmann, Paul:
Chronik der CILA 5

Werlen, Iwar:
Schweizer Soziolinguistik – Soziolinguistik der Schweiz:
Zur Einführung 7

Widmer, Jean:
Espace public, médias et identités de langue. Repères pour une
analyse de l'imaginaire collectif en Suisse 17

Windisch, Uli; Froidevaux, Didier:
Approche anthropologique et sociolinguistique de la question des
langues en Suisse 43

Brohy, Claudine:
Das Sprachverhalten zweisprachiger Paare und Familien in Freiburg
i.Ue. 69

Dürmüller, Urs:
Themen der Schweizerischen Soziolinguistik im Spiegel der
öffentlichen Meinung 79

Franceschini, Rita:
Mehrsprachigkeit: Präliminarien zur Auswertung der Sprachdaten
der Volkszählung 1990 93

Andres, Franz; Watts, Richard J.:
English as a lingua franca in Switzerland: Myth or reality? 109

Moretti, Bruno; Bianconi, Sandro:
Alcuni aspetti della situazione sociolinguistica ticinese 129

Berruto, Gaetano; Bluntschli, Katja; Carraro, Tiziana:
Rete sociale e selezione delle varietà in ambienta emigratorio
svizzero. Questioni di metodo 145

Wüest, Jakob:
La suisse alémanique: un cas type de diglossie? 169

Häcki Buhofer, Annelies; Studer, Thomas:
Zur Entwicklung von Sprachdifferenzbewusstsein und Einstellung zu den Varianten des Deutschen in der deutschen Schweiz 179

Werlen, Erika; Ernst, Karl:
Zwischen Muttersprache und Fremdsprache: Hochdeutsch in der Schweiz 201

Häcki Buhofer, Annelies:
Instrumentelles Schreiben im Alltag – Schriftliche Versandhandelskommunikation 213

Chronik CILA

Fragen des Sprachenlernens, des Fremdsprachenunterrichts und der interkulturellen Verständigung, kurz: zentrale Fragen der angewandten Linguistik werden heute sowohl in akademischen Zirkeln wie in der Aus- und Fortbildung von Lehrern intensiv erforscht und diskutiert. Dies ist eine erfreuliche Situation, auch wenn die angewandte Linguistik in der Schweiz im Augenblick eine eher schwierige Phase durchmacht – an verschiedenen Universitäten werden Stellen gestrichen oder zumindest nicht neu besetzt. Dennoch glauben wir, dass dieser Zweig der Linguistik die Bedeutung, die er in den letzten Jahren errungen hat, nicht wieder verlieren wird. Nicht in der Schweiz und noch weniger international. Der Erfolg etwa des eben zu Ende gegangenen Weltkongresses der AILA (Association Internationale de Linguistique Appliqu ée) in Amsterdam hat dies deutlich gezeigt.

Im Kontrast zu dieser gewachsenen Bedeutung der angewandten Linguistik steht, zumindest in der Schweiz, das Fehlen einer leistungsfähigen professionellen Organisation. Die CILA ist die einzige gesamtschweizerische Körperschaft, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, im Bereich der angewandten Linguistik den Austausch zwischen den Universitäten, zwischen Universitäten und interessierten Institutionen und zwischen Theorie und Praxis zu fördern. Sie hat sich mit ihren Aktivitäten auf diesem Gebiet und besonders mit der Publikation des «Bulletin» bis heute etwelche Verdienste erworben.

In den letzten Jahren hat sich aber immer deutlicher gezeigt, dass die aus den fünfziger Jahren stammende Organisationsform der CILA den neuen Gegebenheiten nicht mehr entspricht. Sie ist eine Kommission ernannter Mitglieder, keine offene Vereinigung. Sie versammelt bei weitem nicht mehr alle im Bereich der angewandten Linguistik Forschenden, und sie kann auch nicht alle an der praktischen Umsetzung ihrer wissenschaftlichen Erkenntnisse Interessierten aufnehmen. Damit ist ihr Aktions- und Einflussbereich erheblich begrenzt.

Die CILA hat deshalb an ihren Generalversammlungen vom Januar und vom Juni dieses Jahres beschlossen, die Initiative zu ergreifen und die Gründung einer offenen Vereinigung für Angewandte Linguistik in der Schweiz (VALS – französisch: ASLA, Association Suisse de Linguistique Appliquée) an die Hand zu nehmen. Wegweisend bei der Planung dieser Neugründung waren folgende Gesichtspunkte:

- Die VALS soll allen im Bereich der angewandten Linguistik wissenschaftlich Tätigen offenstehen, ebenso den an der Umsetzung angewandt-linguistischer Erkenntnisse Interessierten.
- Als wichtigste Erbschaft der CILA wird die VALS das Bulletin CILA übernehmen und weiterführen - allerdings unter einem neuen Namen: Revue

Suisse de Linguistique Appliquée (Schweizerische Zeitschrift für angewandte Linguistik).

- Die VALS setzt sich konkrete Ziele. Das wichtigste - neben der Herausgabe der Revue - ist die Organisation und Durchführung der Schweizerischen Tage der Angewandten Linguistik im Zweijahres-Rhythmus. Diese Tage sollen ein Forum darstellen für alle in diesem Bereich in der Schweiz Tätigen. Die ersten von der VALS organisierten Tage der angewandten Linguistik werden vom 24. bis 29. September in Bern stattfinden, zusammen mit der ersten Jahresversammlung der Vereinigung.
- Die VALS soll nicht die bestehenden Lehrerorganisationen konkurrenzieren. Ihre Ansprechpartner sind weniger die einzelnen Lehrer als Lehrerausbildner, Lehrmittelautoren und Institutionen im Bildungsbereich.
- Die VALS wird eng mit der SSG, der Schweizerischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft, kooperieren. Sofern die SSG dem zustimmt, wird sich die VALS als Sektion der SSG konstituieren.

Die Vorarbeiten für die Gründung sind bereits fortgeschritten. Die Gründungsversammlung wird am 13. November 1993 in Schloss Waldegg bei Solothurn stattfinden. Prospektive Mitglieder und interessierte Organisationen sind herzlich eingeladen, dabei teilzunehmen.

Paul R. Portmann

Informationen über die neue Gesellschaft (Statutenentwurf, Programm der Gründungsversammlung usw.) sind erhältlich beim Präsidenten der CILA: Paul R. Portmann, Deutsches Seminar, Rämistrasse 74/76, 8001 Zürich.

Soziolinguistik der Schweiz – Schweizer Soziolinguistik: Zur Einführung

Zwei Ziele soll dieses Heft des Bulletin CILA erreichen: erstens einen Überblick geben über das, was Schweizer Forscherinnen und Forscher auf dem Gebiet der Soziolinguistik tun, und zweitens dokumentieren, was die zentralen Fragen des schweizerischen Bundesstaates im Hinblick auf das Verhältnis von Gesellschaft und Sprache sind – gesehen vom Standpunkt von Forscherinnen und Forschern aus, die in der Schweiz tätig sind. Diese beiden Zielsetzungen bedingen so etwas wie einen Rückblick, eine Bilanz und einen Ausblick. Im Rahmen einer Einführung kann dies hier nur kurz und in groben Linien geschehen; damit verkürzend und notgedrungen subjektiv.

Doch zuvor und vielleicht besonders wichtig: was ist unter Soziolinguistik zu verstehen? Ich möchte eine sehr allgemeine Antwort darauf geben: Soziolinguistik ist jene sprachwissenschaftliche Disziplin, die sich mit der Frage nach dem Zusammenhang von gesellschaftlicher und sprachlicher Ungleichheit beschäftigt. Insofern enthält sie zentral drei Aufgaben, nämlich:

- zum einen eine Theorie sprachlicher Ungleichheiten (oder: Theorie sprachlicher Variation);
- zum zweiten eine Theorie der gesellschaftlichen Ungleichheiten (oder Gesellschaftstheorie generell);
- zum dritten eine Theorie des Zusammenhangs zwischen beiden (eine genuine Theorie der Soziolinguistik).

Sie braucht daneben auch eine solide Methodologie, die allerdings nicht unabhängig ist von der Antwort auf die theoretischen Fragestellungen.

Ich denke, dass sich im Rückblick auf etwa dreissig Jahre Geschichte der Soziolinguistik zwei wesentlich verschiedene Antworten auf die drei Probleme finden lassen, ausgehend von der dritten, einer genuinen Theorie der Soziolinguistik. Die erste Antwort lässt sich als das korrelative Modell der Soziolinguistik bezeichnen. Seine Vertreter nehmen eine unabhängige Theorie der gesellschaftlichen Ungleichheiten an und korrelieren diese mit den als abhängiger Variable begriffenen sprachlichen Ungleichheiten. Letztere spielen dabei für den Aufbau der gesellschaftlichen Struktur keine Rolle - gesellschaftliche Struktur wird wesentlich als nicht-sprachlich betrachtet und mit solchen Konstrukten wie Schichten, Klassen, Kohorten und dergleichen mehr beschrieben. Zu diesem korrelativen Paradigma gehören die klassischen Arbeiten von William Labov und weiterer Variationisten ebenso wie die Arbeiten von Basil Bernstein und jenen vielen im Gefolge seiner Rezeption entstandenen Arbeiten unter dem Stichwort der Sprachbarriere. Typisch für diese Forschungsrichtung sind methodische Vorgehensweisen, die mit re-

präsentativen Stichproben arbeiten, Sprachproduktionen in Versuchssituationen untersuchen und quantitativ fassbare Beziehungen zwischen unabhängigen gesellschaftlichen Variabeln und abhängigen sprachlichen herstellen.

Die zweite Antwort auf die gestellte Frage hält als wesentliche Einsicht fest, dass gesellschaftliche Ungleichheit auch immer sprachlich vermittelt ist, ein Ergebnis vielfältiger Kommunikations- und Interaktionsprozesse zwischen den Teilnehmerinnen und Teilnehmern in einer Gesellschaft. Ein zentraler Begriff für die hier zusammengefassten Ansätze ist der Sinn oder die Interpretation, welche von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern in einer gesellschaftlichen Situation im sprachlichen Austausch produziert wird. Die Methodologie dieser verstehenden Soziolinguistik ist stark geprägt von der Ethnographie des Sprechens, wie sie von Dell Hymes und John J. Gumperz und anderen vertreten wurde und wird. Auch semiotische Ansätze, die über den Austausch nur sprachlicher Zeichen hinausgehen, lassen sich dieser zweiten Richtung zuordnen. Alle als verstehend zu begreifenden Richtungen der Soziolinguistik stimmen auch darin überein, dass es nicht blosse Aufgabe der forschenden Person ist, statistische Korrelationen herzustellen, sondern zu verstehen, welche Interpretations- und Sinngebungsprozesse von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern in sog. natürlich auftretenden Kommunikationen vorgenommen werden. Eine solche Methodologie ist dann auch wesentlich weniger manipulierend als die korrelative.

In den letzten Jahren besonders prominent geworden ist der social network-Ansatz, vor allem durch die Arbeiten von Lesley und James Milroy (siehe Berruto/Bluntschli/Cararro in diesem Heft). Er geht aus von der Annahme, dass sich das Sprechen von Personen durch die Kommunikationen bestimmt, die sie mit anderen Personen führen. Man kann dann ein soziales Netzwerk als eine Darstellungsart für mögliche Kommunikationen von Personen ansehen und aus der Beschaffenheit des Netzes Aussagen über die Person selbst erhalten. Das soziale Netz ist sozusagen das Produkt der Interaktionen von Agentinnen und Agenten, bei denen soziale Realität für die Beteiligten hergestellt wird. Und insofern bildet es eine Art Zwischenstufe zwischen übergreifenden gesellschaftlichen Strukturen und Bedingungen von Einzelkommunikationen.

Dieses generelle Bild (das – wie gesagt – grob und subjektiv ist) gibt uns ein erstes Raster, um die Schweizer Soziolinguistik im Rückblick zu betrachten.

Rückblick - Die Schweizer Soziolinguistik auf dem Weg zur Professionalisierung

International geschieht die Herausbildung einer sprachwissenschaftlichen Teildisziplin Soziolinguistik in den sechziger Jahren (vgl. Kjolseth 1971). Die

Schweizer Sprachwissenschaft bleibt davon zuerst einmal wenig berührt, entwickelt sich doch die Etablierung der synchronen Sprachwissenschaft an den Universitäten nur langsam. Und empirische Forschung wird praktisch nur im Bereich der Dialektologie betrieben, aus der heraus dann auch die ersten Arbeiten entstehen, die soziolinguistische Themen zum Gegenstand haben. Heinz Wolfensbergers Arbeit über *Mundartwandel im 20. Jahrhundert* am Beispiel von Stäfa (1967) und Rudolf Schwarzenbachs *Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz* (1969) entstehen bei Rudolf Hotzenköcherle. Schwarzenbachs Arbeit ist die erste empirische Untersuchung zum Thema «Dialekt – Hochsprache», das die Deutschschweizer Soziolinguistik bis heute beschäftigt. Genannt seien hier Roland Ris, Walter Haas, Walter Schenker, Robert Schläpfer, Gottfried Kolde, Horst Sitta, Peter Sieber und Iwar Werlen (einen kurzen Überblick bietet Franceschini in diesem Heft). Die «mediale Diglossie» ist das beherrschende Thema und zugleich ein Lehrstück dafür, wie folgenlos Wissenschaft bleiben kann. Denn die ganze Diskussion um den bundesrätlichen Vorschlag zu einer Revision des Sprachenartikels (BV 116) zeigt, dass Vorurteile und anekdotisches Beispielwissen den öffentlichen Diskurs bestimmen, nicht empirisch fundiertes soziolinguistisches Wissen. Das Thema des Sprachwandels dagegen – schon eine der Motivationen der Untersuchungen von William Labov – findet kaum Nachahmer. Und weitere Themen wie etwa das Verhältnis der verschiedenen Dialekte in der deutschen Schweiz und deren Statusunterschiede werden zwar ab und zu angesprochen – unter anderem vom Schreibenden –, aber nicht systematisch behandelt.

Es ist überhaupt auffällig, dass das korrelative Modell in der frühen Soziolinguistik-Rezeption in der Schweiz praktisch nicht vertreten ist. Die hemdsärmelige Übernahme des Bernsteinschen Schichtenmodells in der deutschen Soziolinguistik der sechziger und siebziger Jahre (vgl. Löffler 1985), und insbesondere Ulrich Ammons bekannter Versuch, Dialekt mit restringiertem Kode gleichzusetzen, stiess bei Schweizer Soziolinguisten auf wenig Gegenliebe: allzu offensichtlich war, dass in der deutschen Schweiz Dialektsprechen gerade nicht schichtspezifisch war (und hinzu kam wohl auch ein wenig soziologische Naivität, glaubten sich doch fast alle in einer mehr oder weniger egalitären Gesellschaft). Die meisten Forscher verfügten zwar über eine solide philologische Ausbildung, aber kaum über soziologisches oder sozialpsychologisches Wissen. So war die frühe Soziolinguistik eben primär Linguistik und nicht soziologisch. Anders gesagt: es fehlte eine Reflexion der gesellschaftlichen Bedingungen dessen, was untersucht wurde. Eine korrelative Arbeit im engeren Sinn ist wohl erst H. Christens Arbeit über die l-Vokalisierung (1988).

Noch auffälliger ist für den Beobachter das fast vollständige Fehlen soziolinguistischer Arbeiten aus dieser Zeit im Bereich der Romandie. Pierre Knecht und Christian Rubattel (1984) forderten zwar eine Beschreibung des Français

BEST COPY AVAILABLE

régional der französischen Schweiz, blieben aber ohne weitergehendes Echo. Im rätoromanischen Bereich formuliert eigentlich erst Bernard Cathomas mit seiner Dissertation (1977) so etwas wie eine soziolinguistische Fragestellung; die Studie von Cavigelli (1969) über die Germanisierung von Bonaduz ist primär historisch ausgerichtet. Und die Tessiner Situation wird vor allem durch Sandro Bianconis *Lingua matrigna* (1980) beschrieben – nachdem die italienische Soziolinguistik sich stark in Anlehnung an das Labovsche Modell entwickelt hatte. Einen ersten Gesamtüberblick über die «viersprachige Schweiz» bietet der von Robert Schläpfer herausgegebene Sammelband von J. Arquint et al. (1982).

Soziologisch gesehen ist die zögerliche Rezeption der Soziolinguistik in der Schweiz nicht primär eine Frage der Hochschulstrukturen – das sicher auch –, sondern primär eine Frage der gesellschaftlichen und politischen Lage. Man muss sich fragen, auf welche gesellschaftlichen Bedürfnisse Soziolinguistik überhaupt antwortet. Und diese Frage scheint in den USA ebenso wie in der Bundesrepublik Deutschland die gesellschaftliche Restriktion des Zugangs eines Teils der Bevölkerung zu den Bildungsressourcen gewesen zu sein. Gesamtgesellschaftlich gesehen wurde das Kapital an Intelligenz und Wissen zuwenig ausgeschöpft (für Amerika ist das verbunden mit dem Sputnik-Schock, für die BRD diagnostizierte Georg Picht die «Bildungskatastrophe»). Und als einer der Faktoren wurden Black-English, der restringierte Kode, die Unterschichtsprache, der Dialekt für diese Zugangsschranken verantwortlich gemacht. In der Schweiz existierte ein derartiges Problembewusstsein nicht oder zumindest nicht in gleichem Mass. Bis heute ist die Zahl der Hochschulabsolventen (bezogen auf die Menge der potentiellen Absolventen) in der Schweiz geringer als im umgebenden Ausland. Und es scheint, dass alles andere als die gesprochenen Sprachformen eine Rolle bei dieser weniger grossen Ausschöpfung der Ressourcen spielte.

Ein zweites gesellschaftliches Problem, auf das insbesondere die deutsche Soziolinguistik zu antworten hatte, war das Problem der Arbeitsmigranten. In Deutschland führt Michael Clynes Aufsatz von 1968 über Gastarbeiterpidgin zu einer Diskussion, die in den siebziger Jahren mehrere grössere Forschungsprojekte beeinflusste. In der Schweiz dagegen schien dieses Problem den Soziolinguisten kaum einer Beschäftigung wert. Walter Schenker beschäftigte sich in einem Aufsatz damit, aber sonst blieb die Frage weitgehend unbearbeitet. Es mag natürlich sein, dass die Überfremdungs-Initiativen und die darauf folgenden Rechtsparteien wie Nationale Aktion, Republikaner usw. allzu deutlich die Ablehnung des Fremden in der eigenen Umwelt klar machten. Jedenfalls wird das Thema eigentlich erst dann in grösserem Umfang aufgegriffen, als die zweite oder gar dritte Einwanderergeneration selbst an die Universitäten gelangt (siehe dazu die Arbeiten bei G. Berruto).

Noch seltsamer ist die Zurückhaltung der Schweizer Soziolinguisten gegenüber einem weiteren Thema, der Mehrsprachigkeit. Obwohl Uriel Weinreichs grundlegende Arbeit zur Kontaktlinguistik (1953) sich explizit mit dem Rätoromanischen befasste, griff erst Gottfried Kolde (1981) das Thema der Zweisprachigkeit in einer grösseren Untersuchung wieder auf. Georges Lüdi und Bernard Py machten das Thema dann zum Gegenstand eines gemeinsamen Buches und daran anschliessend mehrerer Forschungsprojekte, unter anderem im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 21 «Kulturelle Vielfalt und Nationale Identität». Hier wurde nun auch das Thema der Binnenmigrantinnen und -migranten aktuell, das zuvor kaum beachtet worden war; dagegen hatte sich schon in den siebziger Jahren Koller mit deutschen Immigranten beschäftigt (publiziert erst 1992). Die anderen sprachbezogenen Projekte im Rahmen des NFP 21 hatten die Schweizer Sprachsituation als Ganzes zum Gegenstand (Robert Schläpfer und seine Gruppe), das Problem der zweisprachigen Kantone (Uli Windisch und MitarbeiterInnen) und die Beschreibung von Kommunikationskulturen in einem Berner Stadtquartier (Iwar Werlen und MitarbeiterInnen).

Mit dem NFP 21 einerseits und dem Bericht der Expertengruppe Saladin zu Zustand und Zukunft der viersprachigen Schweiz erreichte die Schweizer Soziolinguistik eine stärkere Breite. Man kann diesen Prozess wissenschaftssoziologisch als Professionalisierung betrachten: was zuerst von einzelnen Forscherinnen und Forschern an sehr verschiedenen Orten und meist recht isoliert betrieben wurde, erhält nun mehr und mehr die Form einer Zusammenarbeit, wird durch Projekte des Nationalfonds gefördert und wird auch systematisch im Unterricht vermittelt. Am weitesten geht diese Professionalisierung an der Universität Genf, wo Uli Windisch die einzige Schweizer Professur für Soziolinguistik innehat – sinnvollerweise auch zwei verschiedenen Fakultäten zugehörig. An der Universität Zürich ist vor allem G. Berruto primär soziolinguistisch tätig. Die Gründung des *Osservatorio linguistico* (1991) im Tessin und die Gründung des *Universitären Forschungszentrums für Mehrsprachigkeit* (UFM) an der Universität Bern (1991) sind zwei weitere Beispiele für diesen Prozess der Professionalisierung und Institutionalisierung.

Ausblick – Die Schweiz als Gegenstand der Soziolinguistik

Versucht man, aus der heutigen Situation der Schweiz heraus die Fragen einer zukünftigen Schweizer Soziolinguistik zu betrachten, dann ergeben sich m. E. die folgenden sechs Grossbereiche:

(1) Staatliche (gesellschaftliche) Mehrsprachigkeit

Die offizielle Mehrsprachigkeit der Schweiz als ganze ist zu kontrastieren mit der individuellen Mehrsprachigkeit der in- und ausländischen Bevölkerung, mit der Situation in den einzelnen Kantonen und Gemeinden (vgl. Windisch/Froidevaux und Brohy in diesem Heft). Die Beziehungen zwischen Minoritäten und Majoritäten – nach der EWR-Abstimmung auch ein politisches Thema – sind zu diskutieren.

(2) Diglossie – Kontinuum – Regionalsprache – Überleben?

Es ist offensichtlich, dass die vier Sprachregionen unterschiedliche soziolinguistische Modelle repräsentieren und unterschiedlichen Problemen gegenüberstehen. Die Diglossie-Situation der deutschen Schweiz (Wüest in diesem Heft) ist zu kontrastieren mit dem Kontinuumsmodell des Tessins (Moretti/Bianconi in diesem Heft) und mit der Situation der Romandie, die nicht allzugut beschrieben ist, und schliesslich der Problematik der Rätoromanen, die vor dem Problem des Sprachrückgangs stehen (siehe Franceschini in diesem Heft).

(3) Migranten – Arbeitsmigranten – Bildungsmigranten – Binnenmigranten – Flüchtlinge – Asylbewerber

In einer Zeit der zunehmenden Mobilität sind immer mehr Menschen temporär oder dauernd als Migrantinnen und Migranten unterwegs. Die vielfältigen Probleme, die sich mit Migration verbinden, sind empirisch noch weitgehend unerforscht. SAGW und Nationalfonds planen ein Forschungsprogramm, das diesen Problemen gewidmet sein soll.

(4) Schule und Mehrsprachigkeit

Die Schweizer Bildungspolitik verfolgt explizit die Absicht, den Schülerinnen und Schülern ausreichende Kenntnisse der jeweiligen zweiten Landessprache zu vermitteln – häufig aber ohne den gewünschten Erfolg. Hierzu sind im Rahmen des NFP 33 «Wirksamkeit unserer Bildungssysteme» mehrere Projekte geplant. Die EDK verfolgt gegenwärtig das Ziel, Formen des Immersionslernens zu verbreiten. Aber auch das Problem der Migrantenkinder belastet die Schweizer Schulen in einem immer grösseren Mass. Und schliesslich ist hier das Problem von Literalität und Oralität in einer von verschiedensten neuen Medien geprägten Gesellschaft zu betrachten.

(5) Sprachpolitik, Sprachenrecht (Territorialität vs. Personalprinzip)

Die parlamentarische Behandlung des Art. 116 der Bundesverfassung zeigt die Notwendigkeit einer Erforschung der Schweizer Sprachpolitik, von Sprachplanungs- und Sprachenrechtsfragen. Territorialitäts- und Personalprinzip sind

im Lichte einer modernen Gesellschaft zu betrachten, in der regionale und soziale Mobilität die Regel sind, wo Arbeiten und Wohnen je länger je mehr auseinanderfallen. Fragen der Regionalisierung sind miteinzubeziehen, welche in einem grösseren Projekt in den nächsten Jahren unter dem Stichwort «La Suisse demain» erforscht werden sollen.

(6) Die Schweiz und ihre Aussenbeziehungen

Die traditionellen Beziehungen zu den gleichsprachigen Nachbarstaaten werden kompliziert durch die EG. Die Frage, welche Sprachpolitik die EG in Zukunft betreiben will, betrifft auch die Schweiz. Aber auch solche Fragen wie die nach Englisch als lingua franca (siehe Andres/Watts in diesem Heft) oder der Charakter von Schweizer Hochdeutsch, Schweizer Französisch und Tessiner Italienisch gegenüber den jeweiligen Standardsprachen sind zu diskutieren – auch im Hinblick auf Einstellungen zu den Sprachformen (vgl. Häcki Buhofer/Studer in diesem Heft).

Die Beiträge dieses Heftes

Bei der Planung dieses Heftes habe ich nach Möglichkeit alle jene Kolleginnen und Kollegen angefragt, die mir als soziolinguistisch tätige Personen bekannt sind. Einige von ihnen fanden die Zeit nicht, einen Artikel zu schreiben; andere teilten mir mit, dass sie sich nicht mehr mit soziolinguistischen Themen beschäftigen würden. Die Aufsätze, die schliesslich zusammengekommen sind, zeichnen ein repräsentatives Bild der Schweizer Soziolinguistik, ohne alle ihre Facetten zu zeigen. Insbesondere sind es vor allem die Seniores der Zunft gewesen, die sich eher zurückhielten; statt dessen haben einige jüngere Kolleginnen und Kollegen sich zu Wort gemeldet.

Das Heft folgt in der Anlage der Beiträge einem groben thematischen Rahmen, indem zuerst jene Artikel stehen, die sich mit mehr als einer Sprachregion beschäftigen, dann folgen jene, die eine einzige Sprachregion behandeln. Jean Widmer vertritt einen semiotischen Ansatz und stellt sich die Frage nach den Bedingungen des «imaginaire collectif» in der Schweizer Öffentlichkeit am Beispiel der Abstimmung über den EWR. Uli Windisch und Didier Froidevaux stellen die Arbeiten zum alltäglichen Sprachenkontakt im Kanton Freiburg vor, die im Rahmen des NFP 21 entstanden sind. Daran schliesst Claudine Brohy mit dem Bericht über zweisprachige Familien in Freiburg an. Urs Dürmüller berichtet über die Ergebnisse von Interviews mit führenden Schweizerinnen und Schweizern über die Schweizer Sprachsituation. Rita Franceschini gibt einen generellen Überblick über die Probleme der Auswertung der Daten der Volkszählung 1990 und zeigt an zwei Beispielen die Möglichkeiten

auf, welche die neu gestellten Fragen nach Familiensprache und Umgangssprache eröffnen. Franz Andres und Richard J. Watts stellen den Mythos von Englisch als lingua franca in der Schweiz in Frage. Von der Schweiz insgesamt ins Tessin: Bruno Moretti und Sandro Bianconi zeichnen ein Bild der Tessiner soziolinguistischen Situation; sie können dabei auch ein Fazit über die Entwicklung in den letzten zehn Jahren ziehen. Gaetano Berruto, Katja Bluntschli und Tiziana Carraro beschäftigen sich mit dem Konzept des sozialen Netzes (social network) und wenden es auf drei ArbeitsmigrantInnen im Kanton Zürich an. Jakob Wüest diskutiert die Diglossiesituation der deutschen Schweiz im Kontrast mit der katalanischen. Annelis Häcki Buhofer und Thomas Studer berichten über das Sprachdifferenzierungsvermögen und die entstehenden Einstellungen verschiedenen Sprachformen gegenüber von Schulanfängerinnen und -anfängern im Kanton Zürich; dies im Rahmen eines Nationalfondsprojekts. Erika Werlen und Karl Ernst stellen ein Projekt der Höheren Pädagogischen Lehranstalt in Zofingen vor, das sich mit deutschen Lehrkräften in Aargauer Schulen im Hinblick auf Hochsprache-Dialekt befasst. Im letzten Aufsatz berichtet Annelies Häcki Buhofer von einer Untersuchung schriftlicher Kommunikationsformen im Versandhandel.

Die verschiedenen Themen und Ansätze repräsentieren die Schweizer Soziolinguistik nicht vollständig, aber doch wesentlich. Ich habe als Herausgeber des Heftes darauf verzichtet, einen eigenen Beitrag zu veröffentlichen. Was oben als verstehende Soziolinguistik bezeichnet wurde, ist deswegen in diesem Band nicht explizit vertreten. Ebenfalls nicht vertreten sind Arbeiten aus der soziolinguistisch ausgerichteten Dialektologie. Dass schliesslich die Westschweiz durch zwei eher soziologisch ausgerichtete Beiträge repräsentiert ist, hängt wohl mit der unterschiedlichen Ausrichtung der Sprachwissenschaftler an den Westschweizer Universitäten zusammen. Beides hat aber auch mit der Zurückhaltung angefragter Autorinnen und Autoren zu tun.

Ich will die Einführung zu diesem Heft schliessen mit zwei Zitaten aus Aufsätzen des Bandes, welche die Schweizer Soziolinguistik und die Soziolinguistik der Schweiz gut zu kennzeichnen vermögen: «La Suisse représente un véritable laboratoire pour les sciences sociales» (Windisch/Froidevaux). Aber auch: «At present, the evidence, such as it is, is largely anecdotal» (Andres/Watts). Deswegen wird es auch weiterhin einer konzentrierten Anstrengung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bedürfen, um den Kenntnisstand zu erweitern und das Laboratorium zu benützen.

Universität Bern
Institut für Sprachwissenschaft
Universitäres Forschungszentrum für Mehrsprachigkeit
CH-3000 Bern 9

Iwar Werlen

Literatur

Arquint, Jachen C. et al. (1982). *Die viersprachige Schweiz*. Zürich, Köln, Benziger, 356 p., ISBN 3 545 36312 0.

Bianconi, Sandro (1980): *Lingua Matrigna. Italiano e dialetto nella Svizzera Italiana*, Bologna, Il Mulino, 263 p.

Cathomas, Bernard (1977): *Erkundungen zur Zweisprachigkeit der Rätoromanen. Eine soziolinguistische und pragmatische Leitstudie*, Bern, Lang (Europäische Hochschulschriften. Reihe 1, Bd. 183), 222 p. ISBN 3 261 02172 1.

Cavigelli, Pieder (1969): *Die Germanisierung von Bonaduz in geschichtlicher und sprachlicher Schau*, Frauenfeld, Huber (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung Bd. 16), 592 p.

Christen, Helen (1988): *Sprachliche Variation in der deutschsprachigen Schweiz. Dargestellt am Beispiel der l-Vokalisierung in der Gemeinde Knutwil und in der Stadt Luzern*, Stuttgart, Steiner Verlag Wiesbaden (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte NF 58), 266 p., ISBN 3 515 04977 0.

Clyne, Michael G. (1968): «Zum Pidgin-Deutsch der Gastarbeiter». In: *Zeitschrift für Mundartforschung 35*, 130-139.

Gumperz, John J. (1982): *Discourse Strategies*, Cambridge, Cambridge UP, 225 p., ISBN 0 521 24691 1.

Kjolseth, Rolf (1971): «Die Entwicklung der Sprachsoziologie und ihre sozialen Implikationen». In: Kjolseth, Rolf; Sack, Fritz (Hrsg.): *Zur Soziologie der Sprache*. Opladen, Westdeutscher Verlag (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 15, 1971), 9-32.

Knecht, Pierre/Rubattel, Christian (1984): «A propos de la dimension sociolinguistique du français en Suisse romande». In: *Le français moderne* 52, 138–150.

Kolde, Gottfried (1981): *Sprachkontakte in gemischtsprachigen Städten. Vergleichende Untersuchungen über Voraussetzungen und Formen sprachlicher Interaktion verschiedensprachiger Jugendlicher in den Schweizer Städten Biel/Bienne und Fribourg/Freiburg i. Ue.* Wiesbaden, Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte NF 37), 474 p., ISBN 3 515 03650 5.

Koller, Werner (1992): *Deutsche in der Deutschschweiz. Eine sprachsoziologische Untersuchung*. Mit einem Beitrag von Heinrich Hänger, Aarau, Frankfurt a.M., Salzburg, Sauerländer (Reihe Sprachlandschaft Bd. 10), 382 p., ISBN 3 7941 3166 5.

Löffler, Heinrich (1985): *Germanistische Soziolinguistik*, Berlin, Schmidt (Grundlagen der Germanistik 28), 267 p., ISBN 3 503 02231 7.

Schenker, Walter (1973): «Zur sprachlichen Situation der italienischen Gastarbeiterkinder in der deutschen Schweiz». In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 40*, 1–15.

Schwarzenbach, Rudolf (1969): *Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz*, Frauenfeld, Huber (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung Bd. 17)

Weinreich, Uriel (1953): *Languages in Contact*, New York (Publications of the Linguistic Circle of New York – Nr. 1), 148 p.

Wolfensberger, Heinz (1967): *Mundartwandel im 20. Jahrhundert. Dargestellt an Ausschnitten aus dem Sprachleben der Gemeinde Stäfa*, Frauenfeld, Huber (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung Bd. 14), 217 p.

BEST COPY AVAILABLE

Espace public, médias et identités de langue

Repères pour une analyse de l'imaginaire collectif en Suisse

«Le mystère du visible se tient dans le corps, dans les pouvoirs du corps. [...] Le visible est inséparable du corps, du sensible compris comme activité désirante, voyeuse plus que voyante, démultipliante plus qu'unifiante». Ces quelques lignes, tirées de l'intelligent commentaire de M. Paquet[1] à propos de la peinture de R. Magritte, résument l'essentiel de mon propos.

Le discours sur les relations entre collectivités de langues différentes est imprégné des vestiges d'une conceptualisation romantique qui parlait de l'esprit de telle langue, de la Weltanschauung de telle autre, comme si la langue était une partie de l'âme d'un peuple. Cet animisme allait de paire avec l'investissement symbolique de métaphores qui incarnent ces âmes dans des corps sociaux, corps qui peuvent subir des pénétrations, des souillures, des dégradations au contact d'autres langues. Les rapports entre âme et corps restaient non dits, un peu comme le rapport entre un ego et son inconscient.

Le langage d'aujourd'hui, conceptualisé dans les termes de la culture et de sa préservation, se ressent encore du même dualisme: la valeur des cultures semble renvoyer à un imaginaire du pur esprit tandis que sa préservation a trait à son corps et aux intérêts matériels, notamment ceux des investisseurs nationaux. Etant entendu implicitement que la culture est un être singulier et national.

Les réglementations des échanges entre cultures, qu'elles soient au plan interactionnel ou collectif (les médias en particulier) paraissent en mal de définir leur domaine: quel rapport y a-t-il entre ces réglementations et les violences, symboliques et parfois physiques, qu'elles sont chargées d'endiguer? Sait-on jamais si une réglementation n'ira pas à fins contraires, suscitant la violence qu'elle aurait sans doute voulu éviter? La loi et son discours semblent porteurs de désirs et de violences qu'ils sont en peine de reconnaître.

Mon propos vise à reconstruire l'objet des discours sur les collectivités linguistiques. Il prend comme point de départ que les langues sont toujours les langues de sujets parlants, donc des activités liées à des corps. Je reprendrai la problématique générale de l'action sociale en l'insérant dans une sémiosis des comportements, donc des corps agissants. A la différence de l'analyse de M. Weber, héritée d'E. Kant, le rapport entre l'intelligible et le sensible n'est pas ici le rapport entre un principe actif et un autre passif. Le sensible agit, désire ou repousse et la traduction de ces mouvements dans le langage est toujours

1 M. Paquet, 1993, 55, 62.

partielle. La reconstruction de cette traduction mettra en lumière les relations toujours incertaines entre les corps agissants et leur sens, analysé en termes sémiotiques.

Dans un second temps, je m'appuierai sur le fait que le sens qui constitue les comportements en actions sociales est indifférent à la distinction entre sujets individuels et sujets collectifs. A l'opacité des corps correspond l'opacité de l'imaginaire collectif. La reconstruction de leur sens concernera les sujets collectifs et leurs actions, en particulier dans le domaine du politique. Corrélativement, de même que l'action individuelle est constituée dans un espace et un temps propre, j'examinerai les structures de l'espace public et de son historicité en tant qu'elles sont constituées par l'action politique.

Ma démarche se veut une extension des recherches socio-linguistiques actuelles dans le cadre d'une socio-linguistique de l'énonciation. Une première partie sera donc vouée aux considérations méthodologiques qui justifient cette extension.

1. Introduction

La visibilité accrue des différences entre langues ainsi qu'entre habitants de plus ou moins longue date (l'immigration) ont amené à poser aussi en Suisse la question de l'interculturalité de la société et donné un élan important aux recherches socio-linguistiques durant cette dernière décennie. Parallèlement se sont développées des tensions au plan collectif, tensions qui ne sont pas réductibles à des tensions au plan interactionnel. Ainsi en est-il du vote du 6 décembre 1992 à propos de l'adhésion à l'Espace Economique Européen (EEE). Non seulement le vote est-il une action collective, mais son interprétation fit intervenir des identités collectives que l'objet du vote et sa forme ne laissaient pas prévoir.

Le résultat du vote fut lu comme le résultat du vote des trois régions linguistiques plutôt que comme le résultat du vote des citoyens et citoyennes ainsi que des cantons, comme le prévoit la procédure légale. De plus, cette lecture ne fut pas la même dans les différentes régions linguistiques. L'identité linguistique apparaissait ainsi dans l'énoncé de l'interprétation et dans son énonciation. De fait[2], non seulement le Oui ne recouvrait pas exactement la ligne de partage linguistique, mais dans chaque région pouvaient s'observer des différences de plus de 20%.

2 Le but du présent travail n'est pas de corriger les lectures qui sont faites des événements collectifs mais de les comprendre. La seule dimension politique dont je sois conscient dans ce travail est la suivante: l'appareil idéologique qui rend compte de la vie collective en Suisse se ressent encore des efforts idéologiques importants de l'entre-deux guerres. L'effort d'atteindre à une objectivation plus consciente de ses méthodes participe de la croyance que cet effort est au service des idéaux d'une société démocratique.

Ces phénomènes et d'autres, révèlent que l'imaginaire collectif subit des transformations qui peuvent affecter, à la longue, non seulement les relations collectives entre régions linguistiques mais aussi les rapports inter-individuels.

L'essentiel de ce travail est conceptuel. L'élaboration des notions d'identités collectives, d'espaces publics et de leurs relations avec les médias, a été entreprise en rangs dispersés par diverses disciplines des sciences sociales.[3] L'effort portera sur le développement d'un appareil conceptuel qui permette une approche intégrée des diverses approches. L'accent sera mis sur la constitution des espaces publics médiatisés et de leur relation avec les identités collectives.

Dans une première partie, j'examinerai des points de méthodes et j'esquisserai la manière dont une sémiotique peut rendre compte des phénomènes évoqués. Dans les deux dernières parties, j'examinerai au moyen de ces concepts l'énonciation collective et quelques structures du discours social énoncé.[4]

2. Quelques points de méthode

2.1 Quelques conséquences de la réflexivité

Au coeur de la sociolinguistique est la réflexivité du langage: l'élaboration réciproque de l'énoncé et de ses circonstances d'énonciation. Si les échanges en face à face se révèlent «construits», a fortiori le même phénomène doit guider la discussion des concepts capables de décrire les phénomènes collectifs. Ainsi, l'espace public ne peut être tenu pour un donné. Il faut montrer comment il est construit et comment, se construisant, il rend visible une problématisation, des interactions discursives, une structure spatio-temporelle et les identités qu'il présuppose comme cadre donné hors de lui.

Une seconde conséquence de la réflexivité est la construction, dans le langage, des entités auquel le langage se réfère. Si le sujet se constitue dans la parole, il en est de même des acteurs et des entités qui émergent dans le discours social. Cette perspective n'implique pas que ces entités n'existent que dans le discours social. Elle implique que pour comprendre le discours social, il faut comprendre comment il les construit. Sur ce point aussi, il y a analogie entre les principes appliqués à l'étude du langage dans l'interaction et dans la communication sociale.

3 Voir à ce sujet P. Schlesinger (1987). Par ailleurs, les présentes réflexions sont une poursuite de J. Widmer (1989 a,b). Les références bibliographies citées dans ces trois textes ne sont pas reprises systématiquement ici.

4 L'entreprise présente des analogies avec les travaux de A. J. Greimas (1976, 61–174). Les différences tiennent principalement à la primauté que j'accorde à l'énonciation et au caractère indéterminé des structures formelles. A cela s'ajoute le parti pris d'une méthode qui vise à décrire plutôt qu'à déduire.

La linguistique et la socio-linguistique en particulier ont tenu compte tant des performances que des jugements à leur propos. Le discours social ne permet certes pas le même type d'enquête que la socio-linguistique des interactions, il présente néanmoins le même phénomène: il engage un jugement à son propos, donc une réflexivité au sens classique de dispositif de méta-communication, de réflexion sur la communication.

Une dernière conséquence de la réflexivité est de l'ordre de la méthode: l'énonciation, et en particulier les déictiques, implique que le cadre conceptuel qui rend compte de la manière de signifier en langue doit être en mesure de rendre compte de la construction du sens non langagier. L'ethnométhodologie a tiré cette conséquence en important une perspective sociologique dans le domaine du langagier. Cette démarche sera développée ici en procédant à partir du langage, plus précisément à partir d'une perspective sémiotique.

2.2 L'indétermination des relations entre matières signifiantes et actes

La distinction de C. S. Peirce entre index, icone et symbole sera entendue comme la distinction entre trois manières de faire sens, que ce sens soit signifié par la langue, par d'autres signes ou par des comportements qui ne présentent pas d'intention de signifier. Les travaux de E. Veron ont montré la fertilité de cette démarche.

L'acception très générale de ces trois concepts est transversale aux outils permettant de rendre compte des matières signifiantes dans leur spécificité. Elle permet donc d'élucider les relations entre elles tout en tenant compte de leur structuration immanente.

De plus, elle permet de tenir compte de la force du sens comme l'on parle de la force illocutoire. L'une des difficultés de la problématique des identités ethniques, en particulier des identités langagières, tient au fait qu'elles sont en mesure de mobiliser des énergies, des forces considérables. Il semble peu satisfaisant de limiter l'explication de ces forces à des phénomènes de rhétorique ou de conventions illocutoires ou perlocutoires. Il semble en effet que si ces derniers phénomènes sont présents, il y a également des forces qui sont issues de la manipulation de symboles ou de structures morales; d'autres enfin semblent surgir de l'opacité de signifiants corporels.

J'explorerai l'analogie corporelle présente dans le discours identitaire[5]. E. Veron a souligné la traduction incertaine des signifiants corporels en signifiés linguistiques. L'incertitude de cette «traduction» fait de la notion d'acte de langage une sorte d'abstraction, en fait le résultat de la décision de s'en tenir à l'une des «traductions». Le problème des illocutoires indirects trouve ici son

5 L'étude classique sur ce sujet reste M. Douglas (1981).

origine. Peirce et l'ethnométhodologie ont résolument choisi de s'en tenir à la «traduction» opérée par les acteurs, du moins est-ce là le sens que je donne à la notion d'interprétant et de «compte rendu» (account). Ce choix théorique important n'efface pas, au contraire il présuppose, le caractère indéterminé de cette traduction. Cette indétermination, en affectant le sens de l'acte, affecte l'ensemble des éléments que cet acte structure, donc en particulier la construction du sujet de l'acte, de son intention et de l'ensemble de ses circonstances.

L'analogie corporelle réside dans la transposition de la problématique de l'acte individuel aux actions collectives et donc à la construction des sujets collectifs, les «nous»: comment sont constitués les «nous» qui dans l'énoncé renvoient à un sujet collectif d'énonciation? Une première analyse permet certes d'établir les relations entre l'énonciateur individuel et son affiliation à un «nous». Il reste qu'un énoncé tel que «nous avons refusé d'adhérer à l'EEE» dit plus que cette seule affiliation. Au contraire, elle peut dire l'un des effets des actions collectives, à savoir que leurs effets sont en force même pour ceux qui ont voté différemment.

Autrement dit, l'énoncé n'implique pas forcément une affiliation entre l'énonciateur qui prend en charge l'énoncé et l'énonciateur sujet de l'action énoncée. La relation entre les deux énonciateurs peut varier et la décision sur cette relation fait partie du sens de l'énoncé. Les énoncés réels, en particulier dans les médias, sont en fait plus complexes parce qu'ils sont généralement formulés dans des énoncés dont les énonciateurs sujets des actions (les actants) sont décrits à la troisième personne laissant donc implicites les relations entre l'actant de l'énoncé et l'actant de l'action énoncée.

3. Eléments de sémiosis

Je propose que la distinction de C. S. Peirce entre symboles, icônes et index puisse être définie de manière à être rendue utile en tant qu'appareil conceptuel qui nous permet de penser les relations entre les divers domaines: espaces publics, médias, ethnicité linguistique.

La distinction de Peirce est entendue comme la mise en évidence d'opérations différentes de la sémiosis, opérations qui spécifient à l'intérieur du discours social des domaines de sens avec des opérations de sens spécifiques ainsi que la mobilisation d'émotions spécifiques à chaque domaine. Ce dernier point ne fera toutefois l'objet que d'allusions.[6]

6 La présentation de ces opérations est une lecture de E. Veron, (1976). La possibilité de relations entre opérations sémiotiques et émotions est entrevue par Veron (1976). Pour être développée, il faudrait établir de manière systématique une socio-sémiotique des émotions.

Une opération de sens, spécifiant l'un des trois domaines, porte forcément sur deux objets au moins, mais ces objets ne sont pas forcément des signes. Cela n'est le cas nécessairement que pour les opérations symboliques et pour certaines opérations iconiques. Index, icones et symboles ne sont donc certainement pas des classes de signes ni même des manières de signifier. L'exemple classique d'index, la fumée comme signe de feu, le montre déjà. Il en est de même si nous considérons des comportements, des corps agissants. La limitation de la perception du corps aux inférences physiques est particulière aux regards médicaux ou scientifiques. Elle n'est certes pas la perception que nous avons du corps de nos contemporains. Cette remarque est à entendre comme un renvoi à l'expérience du lecteur ou de la lectrice, plus utile ici que le renvoi à la littérature importante à ce sujet.

3.1 Les opérations indicielles

L'indiciel est entendu comme sémiosis présentant une structuration signifiante entre objets contigus, donc sans opération de substitution entre eux. C'est le domaine de la métonymie par opposition aux opérations iconiques qui fonctionnent par métaphore. Cette différence permettra de distinguer les collectifs dont les membres font partie[7] et les collectifs organisant des personnes, en particulier ceux munis de règles de représentation.

Le résultat des opérations indicielles et iconiques sont en continuité, mais celle-ci est assurée par des opérations différentes. Le résultat d'opérations indicielles a en commun avec les opérations symboliques, que les objets n'obligent à aucune similarité entre eux: dans le dernier cas parce que les signes sont arbitraires, dans le premier parce que les objets entretiennent des relations de partie à tout.

L'indiciel permet des opérations typiques entre corps: la fusion ou l'opposition, la proximité ou l'éloignement, l'attention réciproque ou la rupture etc.[8]

7 La différence esquissée ici correspond aux collectifs paradigmatiques et syntagmatiques de A. J. Greimas (1976, 97, 171–172).

8 L'index est lié aux corps. Les opérations sus-mentionnées prennent un sens différent selon le contexte dans lequel les corps agissent. Dans le domaine érotique nous parlerons d'attraction, de répulsion, d'intrusion, d'éjection etc. Dans le domaine de la locomotion il sera question d'équilibre, du support, de chute, de contrôle, de saisie, etc. Dans le domaine psychologique, il s'agira de ce qui est lié à la perception: comprendre, ignorer, prêter attention, etc. Enfin dans le domaine collectif, il s'agira des thèmes liés à la relation parent-enfant et/ou au territoire. Cette brève exploration est empruntée à l'analyse que fait G. Bateson des relations complémentaires. Plutôt que de me fixer sur un type de structure des interactions, je me limiterai ici aux opérations qui donnent lieu à ces structures. Cela permet d'introduire dans cette classe les relations métonymiques entre action et contexte, une opération fondamentale dans la construction des pratiques sociales. Les différentes références à G. Bateson ainsi que le contexte de leur discussion sont cités dans E. Veron 1976, 185–187.

Ces opérations se mesurent en termes de plus ou moins, qu'il s'agisse d'intensité ou d'espaces. Même s'ils sont mesurables en termes symboliques, en particulier digitaux, ils ne sont pas produits selon de telles mesures.

Ces opérations sont les moins proches de la connaissance dans la mesure où les différences porteuses d'information sont minimales - d'où l'indétermination de la traduction dont il a été question plus haut. Elles sont par contre les plus riches en énergies émotionnelles.

Une part de l'émotion peut être suscitée par des opérations symboliques ou iconiques. Ainsi, les opérations iconiques de l'image, du fait même qu'elles opèrent par figuration, donc au travers d'une coupure sémiotique, mitigent ces effets tout en les rendant transportables dans le temps et dans l'espace - des caractéristiques dont les médias tirent partis. Les opérations symboliques sont plus puissantes lorsqu'elles sont incorporées. Le discours oral y puise nombre de ses ressources.

3.2 Les opérations iconiques

Les opérations iconiques forment la base du jugement de ce qui est semblable et de ce qui est différent. Ces opérations peuvent être sémiotiques (images, films etc.), mais elles apparaissent aussi dans la construction du sens. Ainsi, le processus de socialisation consiste notamment à reconnaître la similitude et la différence des situations, donc à établir des règles d'équivalence et de substitution. Du coup, le «magma» indiciel devient multidimensionnel puisqu'il peut faire l'objet d'opérations le mettant en rapport avec des situations multiples (E. Veron, 1976, 185-7). Il y a partant un début d'abstraction (par sélection) et la possibilité de différenciation et par conséquent d'informations plus nombreuses. Ainsi, la socialisation suppose au moins la capacité d'établir une différence et une relation entre l'action et la situation, donc le traitement différencié des informations proprioceptives et des informations extéroceptives. Les opérations possibles dans cette forme de constitution de sens sont d'ordre topologique figurant des espaces ouverts ou fermés, inclus ou exclus, ainsi que des directions. Leur mesure est de l'ordre de la configuration (Gestalt): des grandeurs continues.

Il a souvent été relevé que la négation est une opération propre au symbolique. Ni l'indiciel, ni l'iconique ne connaissent la contradiction. Je dirai cependant que l'indiciel connaît le manque, source du désir et/ou de la perte selon qu'il est contenu ou non par une loi, donc socialisé. Les opérations iconiques connaissent l'absence: connaître une séquence de comportement, c'est être en mesure de la reconnaître et donc d'observer qu'elle a été éventuellement inachevée: un récit ou une conversation interrompus. Lire une image, c'est pouvoir reconnaître qu'elle est déchirée (au plan du signifiant) ou qu'el-

le représente une personne sans jambes. Au plan des catégories, reconnaître la forme d'une famille, c'est aussi être en mesure de comprendre ce que veut dire être orphelin (donc absences des parents).[9]

Par la suite, les opérations iconiques seront décelées non tant dans le domaine des signes que dans celui des institutions: l'espace public, la représentation politique et l'imaginaire collectif sont, de manières diverses, des entités qui présentent les opérations d'équivalences et des propriétés de topologie propres à l'analogie.

Les opérations iconiques sont la clé de l'indétermination de la traduction entre matières signifiantes et le discours à leur propos (1.22). L'identification de comportements comme étant tel acte particulier suppose leur élaboration en terme de comportement typique, semblable à et aussi différent d'autres comportements types. La manière dont est opérée cette «normalisation» iconique n'est cependant pas consciente car elle est accompagnée d'une opération symbolique de nomination.

L'exemple des files d'attentes, cher aux ethnométhodologues, servira mes propos: parler d'une file d'attente alors qu'on en fait partie (par ex. «prenez ma place»), est une manière de parler de et dans la file d'attente, de contribuer en en parlant à la construire. Par contre, parler des files d'attentes dans un article de journal est une partie de l'activité d'écrire un article de journal et à ce titre, fait partie des opérations iconiques de cette dernière activité.[10] Les activités de décrire, de raconter, d'expliquer des comportements sont sous cet angle toujours des pratiques «obliques» au sens où l'on parle de référence oblique[11]: elles sont produites comme des pratiques discursives en même temps qu'elles font appel au savoir de sens commun pour établir leurs références en tant que références à un monde dont l'ordre nous est supposé connu, sans que les différences entre les deux ordres iconiques ne puissent être un thème. On ne peut pas, par exemple, utiliser un graphique pour monter une table et en même temps étudier sous quels rapports le graphique est distinct de la table et sous quel rapport il lui ressemble; on ne peut étudier la relation entre la carte et le territoire en même temps que nous nous servons de la carte pour nous orienter dans le territoire.

9 C'est, me semble-t-il, une erreur de la sémiotique de A. J. Greimas que de traiter toutes les négations en langue comme des renvois à un carré sémiotique de contraires et de contradictions. Un grand nombre de propositions négatives renvoient à une proposition positive implicite qui dit ce que tout le monde sait: ils n'ont pas eu d'enfant, ils n'avaient pas où loger, il ne répond pas à la question, etc. L'interprétation de ces négations fait recours à une analyse polyphonique, donc à l'énonciation.

10 Les critiques de J. Goody (1979) à l'ethnologie qui reporte sur la culture étudiée les effets de ses pratiques graphiques sont un autre exemple.

11 On reconnaîtra ici les arguments centraux de l'ethnométhodologie et en particulier la notion de «glossing practices».

3.3 Les opérations symboliques

Le symbolique est le domaine des opérations sur des signes arbitraires qui n'ont avec leurs termes de référence aucune relation de motivation, de contiguïté ni de continuité. Les signes eux-mêmes ne sont pas en relation de continuité entre eux. Les opérations symboliques consistent à permettre des différences à partir de différences visées grâce aux opérations indicielles et iconiques. Elles mêmes sont, en tant que pratiques, structurées par des opérations indicielles et iconiques: toute opération au moyen de la langue, qu'elle soit en langue naturelle[12] ou en langue artificielle, suppose des opérations sur la matérialité des signes et sur leur organisation topologique.

Les opérations symboliques sont connues. Ce sont celles qui sont explicitées dans la logique.[13] L'effet principal du symbolique est de linéariser et de permettre le métalangage: détacher, dans la linéarité des phrases, le contenu organique segmenté et typifié par les opérations iconiques, et prendre cette linéarité elle-même pour objet.

Le principe fondamental de l'ethnométhodologie selon lequel toute pratique rend les comportements rapportables (observables, analysables, racontables etc.) peut être rendu ainsi: toute pratique en tant qu'elle est socialisée est produite de manière à révéler sa structuration dans un cours d'action typique, familier, compétent etc. Et toute pratique langagière à propos d'elles présuppose cette socialisation, la démontre et la renforce. Le caractère «occasionné» de toute pratique provient du constant travail de réduction de l'indétermination de la traduction du corps en sens, caractère occasionné qui n'apparaît que si l'on considère en détail les opérations de sens et non le résultat. Le résultat fait au contraire apparaître la rationalité iconique et symbolique des pratiques en tant que pratiques de sens commun.[14]

3.4 Les significations imaginaires sociales

L'indiciel est le fond commun, le signifiant qui ne représente ni ne dénote rien, mais qui connote à peu près tout. Il est en ce sens semblable, sinon iden-

12 Les marques de l'énonciation ainsi que la syntaxe notamment, sont autant d'indices que les aspects indiciels et iconiques ont leur pendant dans la langue.

13 L'histoire de la logique peut être lue comme l'histoire de la mise en place d'un système énonciatif particulier qui permette de dégager les opérations logiques de leurs contextes énonciatifs particuliers. L'application de la logique aux langues naturelles est une manière de faire le cheminement inverse.

14 Cette interprétation de l'ethnométhodologie présente une affinité curieuse avec un texte ancien de H. Garfinkel (1955) dans lequel il félicitait T. Parsons d'avoir introduit le modèle de la personnalité selon S. Freud dans sa théorie du système social, en particulier en identifiant le sur-moi aux normes intériorisées. Il commentait alors: ainsi toutes les pratiques visant à établir un monde ordinaire de sens commun sont à concevoir comme des mécanismes de défense. Veron (1976) arriverait, par implication, à une conséquence semblable.

25

tique comme le suggère E. Veron (1976), à l'inconscient. Le nom d'une personne a ainsi toujours un double signifié: la personne dénotée et toutes les références attachées à elles.

Les collectifs sont structurés d'une manière analogue: ils sont pourvus d'un nom qui renvoie certes à une collectivité et à une certaines étendue mais aussi à des significations, principalement à une histoire supposée commune.[15] En même temps, ce nom signifie ce que C. Castoriadis appela l'imaginaire, le «corps social» aussi difficile à traduire en discours de manière univoque que le corps signifiant. L'indiciel est ici le «magma», «l'imaginaire radical instituant, le collectif anonyme comme source ultime de la création social-historique» (C. Castoriadis, 1993). «Les imaginaires ne sont pas des représentations mais en quelque sorte des schémas ou schèmes de représentation. Ils structurent aussi bien des comportements que des images réelles».[16]

Ce magma est structuré (iconisé) par des opérations iconiques diverses, celles de la rationalité économique et de la rationalité d'Etat étant prédominante aujourd'hui.[17] Ces rationalités se «matérialisent» en institutions qui comportent de plus des pratiques discursives. Elles sont des imaginaires secondaires[18] équipés d'un dispositif sémiotique collectif complet, en particulier des techniques symboliques pour les rendre visibles, notamment toute l'activité scripturaire.[19]

L'Etat joue un rôle particulier par rapport à l'imaginaire collectif. Il l'interprète dans le flux discursif entre lui et l'espace public (§ 3.3 et 3.4). L'espace public est une forme d'énonciation collective supportée par des règles politiques et par des techniques. Celles-ci varient dans le temps et la situation actuelle est caractérisée par l'ajout des médias électroniques (§ 4).[20] Les formes anciennes, telles que la médiation par le scribe ou par l'oralité du chef, sont

15 Les réflexions de ce paragraphe sont inspirées par C. Castoriadis (1975), en particulier p. 159–230.

16 Raymond Ledrut, cité in J. Lohisse (1991, 134).

17 Il est partant évident que le taux de différenciation ainsi que le type d'imaginaire qui conduit ces institutions aura des formes iconiques différentes selon les types de société. A. J. Greimas (1976, 68-73) esquisse un modèle d'évolution de la taxinomie qui a certainement valeur heuristique. Il en est de même des ruptures d'isotopie (id. 132): les sociétés traditionnelles se pensaient elle-mêmes (dans l'incarnation de leur catégories dans la morphologie des espaces, des groupes, etc.) mais ne voulaient pas être pensées. Cela décrirait comme régressive toute tendance politique autoritaire, qui toujours cherche à contrôler les sciences humaines et sociales.

18 C. Castoriadis 1975, 180, 495–6

19 Il s'agit ici des institutions en tant que systèmes d'action. La symbolisation des imaginaires par les objets a été analysée par R. Barthes et récemment par M.-D. Perrot (1992) notamment.

20 J. Lohisse (1991, 133–138) souligne combien les rapports entre ce qui est conçu comme réel et comme imaginaire est dépendant des langages. De séparés dans la culture scribale, le réel et l'imaginaire fusionnent dans la société de masse avant de se diviser éventuellement à nouveau dans une société informatisée. En tout état de cause, la structure de la propriété et le mode de financement des médias contribue à la structuration de l'espace public.

possibles, comme le montre l'histoire, mais redéfinis par ces nouvelles formes de communication.[21]

Définir l'espace public comme un dispositif d'énonciation collective médiatisée, autrement dit en termes de communication sociale, pose la question de la manière dont ce dispositif rend l'imaginaire collectif présent. Comme l'énonciation individuelle, l'espace public comporte des énonciateurs, des destinataires, des actants de la polyphonie textuelle et des références. En tant qu'instituant, l'imaginaire collectif n'est présent que dans les trois premiers, c'est à dire en tant qu'il est symbolisé iconiquement[22] par l'énonciation et non en tant qu'il est signifié par l'énoncé. Le discours identitaire est un cas particulier de rapports entre cette identité, en tant qu'elle est présente dans les trois premiers pôles et en tant qu'elle est référée. Cette relation s'observe en particulier dans l'institution d'imaginaires religieux: le prophète doit s'appuyer sur l'imaginaire collectif pour s'y référer de façon nouvelle. Là s'articule la relation entre reproduction et production, entre l'institué et l'instituant.

Une différence majeure entre les sociétés modernes et les sociétés traditionnelles réside dans le fait que, de même qu'elles ont conscience d'être historiques, elles ont conscience de s'instituer. De même qu'il est impossible aux sociétés modernes d'être traditionnelles car elles ont conscience des traditions, elles ne peuvent prendre innocemment appui sur la transcendance: même si elles le méconnaissent[23], le processus est construit dans l'espace public et donc comme immanent dans sa forme. C'est là, me semble-t-il, la différence majeure entre les sociétés religieuses ou métaphysiques et les sociétés modernes. Cela ne prévient pas, et l'histoire en témoigne douloureusement, que les contenus mobilisés pour cette institution puisent dans ces mêmes ressources. De plus, tout se passe comme si avec la dégradation des symboles institutionnels, en particulier de la religion ou de la politique qui en tenait lieu, le discours politique n'avait de cesse de se naturaliser, de s'appuyer sur un visible «naturel», la langue, la race, le sexe.

21 Voir l'usage de la radio par le troisième Reich, de la télévision lors de la guerre du Golfe.

22 Le vocabulaire en usage me contraint à ce barbarisme. Dans le vocabulaire de Peirce, les symboles sont restreints à la langue alors que dans le langage courant ils désignent diverses opérations rhétoriques. Par symbolisation iconique j'entends le fait que l'énonciateur, le destinataire et l'actant de l'intertexte sont implicites bien qu'ils puissent être explicites lorsque l'énonciation fait l'objet d'un énoncé (dont l'énonciation sera à son tour implicite). Cet implicite n'est pas de l'ordre de la présupposition mais du «lieu» d'où et vers où l'on parle, «lieu» qui peut être décrit en terme de dispositif de catégories. Ce point ne peut être explicité plus en détails ici.

23 La méconnaissance est entendue comme un trait de la connaissance lorsqu'elle ignore ses conditions d'énonciation.

4. Reconstruction sémiotique de l'action

L'espace public et l'action collective sont un cas particulier d'action en général. Commençons donc par cette dernière.

4.1 Reconstruction de l'action individuelle et collective

Toute action, pour être constituée comme telle, est constituée comme une action d'un certain type (opération iconique) qui présente une direction spatio-temporelle (opération iconique de linéarisation) et qui renvoie à des buts, des motifs, des moyens, des conditions (opérations symboliques sur un espace iconique). Une action dont on peut parler, et a fortiori l'action de parler, est donc une réduction de l'indétermination des opérations métonymiques des corps en mouvements[24]. L'intelligibilité est à ce prix: anticiper ce que sera le prochain mouvement revient à appliquer une règle d'analogie et une structure topologique de configuration: sur la base de ce qui précède, on attend tel comportement[25].

Toute action en tant que comportement pourvu de sens présente donc les trois formes de processus sémiotique. Qu'elle soit sociale au sens où une action est dirigée vers autrui, est donc secondaire par rapport à son caractère social au sens où elle n'est constituée comme action qu'en tant qu'elle fait l'objet d'une structuration topologique et symbolique[26]. L'action n'est certes pas un signe mais l'interpréter revient à lui attribuer au moins une direction. Dire que X fait A revient à placer son action dans une sorte d'intertextualité: ce que fait X ressemble à faire A[27].

Cette ébauche de reconstruction conceptuelle s'applique naturellement au cas particulier des actes langagiers. L'action est alors le processus d'énonciation. L'espace public en tant que dispositif d'énonciation structurant un type de communication sociale comporte donc aussi les trois opérations sémio-

24 E. Veron, 1976, 192–194. Lorsque J.-P. Sartre (L'être et le néant, 1976, 440) dit que «la caresse révèle la chair en déshabillant le corps de son action» ou que «Le désir s'exprime par la caresse comme la pensée par le langage», il fait allusion exactement à cette relation entre corps et action mais en la considérant dans le cheminement inverse, lorsque le désir se fraie un chemin vers le corps au travers des structures de l'action.

25 Les isomorphies entre structures séquentielles et structures des dispositifs de catégorie voir J. Widmer (1987).

26 Ce second sens de «social» est voisin du sens de «publique» dans la discussion de L. Wittgenstein à propos du caractère publique du sens. Le fait que l'expression d'émotions soit au centre de sa discussion montre d'ailleurs les liens substantiels entre les deux problématiques.

27 Du point de vue de la théorie sociologique, cette démarche consiste à étendre l'axiome central de l'ethnométhodologie selon lequel toute pratique est réflexivement liée aux interprétations (accounts) en analysant cette interprétation en termes sémiotiques. Cette extension permet d'éclairer quelques intuitions telles que celle qui fait de toute pratique un cas unique (en tant que liée aux corps) et un cas (en tant que liée à des typifications et à des configurations). Partant les deux occurrences du verbe «faire» dans la dernière phrase n'ont pas le même sens.

tiques. L'espace public n'est pas un espace vide, il est l'espace que structurent les interventions qui s'en réclament: les énonciations publiques, celles dont la forme comporte le méta-message implicite «ceci est accessible en principe à chacune et chacun», un effet de sens actuellement produit principalement par les médias.

L'action collective dont il sera question ici est un vote. Elle comporte trois phases: la campagne avant le vote, donc un ensemble d'énonciations publiques; le vote, une opération qui fait d'actes individuels une décision collective, i.e., une décision valable pour tous; une interprétation du vote, donc un nouvel ensemble d'énonciations publiques[28]. D'autres actions collectives ont d'autres structures mais la plupart impliquent à un moment des formes de communication sociale.

4.2 Identité des énonciateurs de l'espace public

Nous entendrons par espace public essentiellement l'espace des échanges politiques au sens où cet espace, accessible en principe à chacun[29], rend publique un discours instituant son énonciateur comme énonciateur publique. L'espace public n'est donc pas un espace préexistant à l'énonciation, il est l'espace de l'énonciation publique, constitué par cette énonciation.

Dans cet espace interviennent notamment des énonciateurs qui représentent des partis politiques. Leur fonction de représentation peut être entendue comme une fonction iconique: ils se substituent à leurs partis en même temps qu'ils en font partie au sens où ils participent à leur imaginaire (fonction indicielle). Outre la règle fonctionnelle qui définit la représentation, le représentant symbolise iconiquement l'imaginaire de l'organisation qu'il représente. Cette substitution est tenue pour garantie aussi longtemps que l'organisation des partis ne les déjuge pas. La différence entre les deux sens de «représentation» peut alors apparaître: un dissident, du point de vue fonctionnel, peut se réclamer avec succès d'être le véritable représentant de l'imaginaire de l'organisation. La distinction entre légalité et légitimité en est un cas d'espèce.

Ces énonciateurs sont présents dans l'espace public au travers des médias. Leurs énoncés sont cités, que ce soit au titre d'événement ou au titre de parole institutionnelle, cela importe peu à ce point[30]. Ils sont commentés ou flan-

28 D. Gaxie (1978, 9–22).

29 Ce trait en fait le lieu de formation de l'opinion publique au sens où une opinion est publique dans la mesure où elle est pourvue dans le discours individuel d'un énonciateur anonyme «ce qu'on pense de ...». Ce trait me semble constant dans toutes les théories de l'opinion publique et en particulier chez E. Noelle-Neumann 1973. L'omniprésence des médias rend toute information munie d'une méta-règle: il est publiquement connu que cette information (opinion, attitude, etc.) est publiquement connue.

30 Voir à ce sujet le chapitre éclairant de M. Mouillaud et J.-F. Tetu, 1989, 129–149.

qués des énoncés politiques des journalistes, en particulier des éditoriaux. Ces derniers tiennent lieu (fonction iconique) d'opinion du journal d'une région ou, plus rarement, d'une catégorie sociale (fonction indicielle)[31]. L'ensemble présente donc la double structure d'un système de communication sociale et de positions dans le champ imaginaire du politique.

4.3 Espace public et identités linguistiques

La question se pose: comment les identités générales[32] sont-elles présentes dans l'espace public? Que veut dire, s'exprimer publiquement en tant que romanche ou en tant que femme?

Contrairement aux identités politiques ou journalistiques qui sont liées par des règles organisationnelles garantissant l'identité de l'énonciateur en tant que «représentant», les identités générales du type du sexe, de la langue, de la race ou de l'appartenance ethnique ne comportent aucune règle qui garantit la fonction (iconique) de représentation. Un énonciateur qui se prévaut de ces identités ne peut le faire qu'en tant qu'exemplaire ou illustration d'une catégorie, donc par sa seule fonction indicielle[33].

Les identités générales, sources de la majorité des conflits dits culturels dans le cadre des Etats modernes, ont donc la particularité de s'appuyer sur du sensible corporel plutôt que sur du sensible organisé.

C'est là sans doute un des paradoxes de l'espace public. Conçu comme un espace qui permet aux acteurs de rendre public ce qui a trait à la gestion collective par le moyen du discours (fonction symbolique), cet espace circonscrit une identité collective (fonction indicielle, § 3.5). Il permet donc tout en étant menacé par elles, de reproduire en son sein les violences indicielles dont il est le substitut[34].

Il est significatif que la procédure pour tenir compte des identités générales soit empruntée aux règles de la représentation[35]: le nombre de locuteurs des différentes langues est calculé au pro rata de leur proportion dans la population générale. Il en est de même de la norme en ce qui concerne les sexes ou

31 Le dialogue entre politiques et journalistes donnent une base observable à la thèse de R. Debray selon laquelle le journaliste est l'intellectuel d'aujourd'hui. Elle est en tous cas un cas de la dyade chef et chamans constitutive du discours identitaire et plus généralement imaginaire (J. Widmer 1989, 81–84).

32 Elles sont dites générales (ou abstraites) parce qu'elles ne sont pas liées à une situation particulière (ou concrète) tout en pouvant intervenir dans toutes les situations. Voir à ce sujet J. Widmer 1987, 1989, 86–87.

33 Cette distinction est distincte mais semble recouvrir partiellement celle entre sujet syntagmatique et sujet paradigmatique proposée par A. J. Greimas (1976, 97, 171–2).

34 Le rapport entre violence et langage est examiné dans M. Safoun (1993).

35 Cette observation va à l'appui de la thèse de J. Habermas que la démocratie n'est pas légitimée en tant qu'expression de la volonté collective mais en tant que procédure.

les ethnies. La légitimité de cette procédure vaut pour sa fonction rhétorique. Elle est fondamentalement distincte des autres formes de représentation qui renvoient à des organismes formateurs d'opinion. En bonne logique, ce sont les organismes qui représentent les intérêts pour leur donner accès à l'espace public, essentiellement les partis et autres mouvements politiques, qui devraient prendre en charge les intérêts afférant aux identités générales.

Ici apparaît une différence entre les identités générales. Les différences entre sexes sont insérées dans des principes d'organisation sociale, en particulier la répartition inégale des droits et du travail. Partant, les exigences féministes consistent à rendre ces structures neutres du point de vue des sexes. Leurs exigences par rapport à l'espace et au pouvoir politique sont du même ordre: participer selon un pro rata équitable[36].

Les identités linguistiques sont d'une autre nature dans la mesure où elles sont organisées sur une base territoriale et institutionnelle. Leur participation à l'espace publique et au pouvoir, sont donc une force centrifuge qui découpe l'espace public de manière segmentaire. Les sexes n'auraient cet effet que dans une société traditionnelle dans laquelle les différents pouvoirs sont effectivement séparés par sexes. Les seules solutions pour minimiser cet éclatement sont soit que chacun s'exprime dans sa langue et comprenne celle des autres, soit que chacun s'exprime dans une seule langue.

4.4 Espace public et formes de communication

Ces solutions n'ont cependant de poids que dans la mesure où les formes de communication le permettent. Elles peuvent fonctionner en situation de coprésence, parce que la situation crée le lien indiciel commun. Il suffit cependant de penser à nos réunions dans le cadre des sociétés nationales pour s'apercevoir que cette communication est possible, sous les conditions décrites ci-dessus, durant la période de délibération. Si nous décidons d'entretenir des relations amicales en dehors des heures de travail, par exemple manger ou boire ensemble[37], nous observons immédiatement que les différences linguistiques apparaissent sous un nouveau jour. Ces différences seront attribuées à des différences dans la culture du boire et du manger. Et il y a probablement de telles différences, mais là n'est certes pas la source du problème nouveau. Si tel était le cas, une solution rationnelle serait aisée à trouver. Le problème est d'une

36 Cette version ne fait certes pas justice de toutes les positions féministes, en particulier de celles qui préconisent une séparation des sexes. Dans ces conditions, les identités sexuelles se rapprocheraient du fonctionnement des identités linguistiques.

37 Ces activités sont organisées autour des indices (donc des corps et de l'imaginaire). En termes durkheimien, elles procèdent par fusion plutôt que par différenciation fonctionnelle (le cas des réunions de travail).

autre nature: il est indiciel comme le sont le boire et le manger. Les rituels et non le discours structurent ces activités et déterminent l'économie des énergies libérées. Or les rituels n'ont pas de fonction référentielle. Leur fonction est poétique, dans un sens dérivé de celui que R. Jakobson donne à ce terme[38]: ils mettent en syntagmes comportementaux le paradigme (l'imaginaire) qui unit les participants. Et au plan indiciel, les opérations sur les différences sont pourvoyeuses d'énergies qui tendent tant à la fusion, le but recherché des repas en commun, qu'à l'opposition ou à la dépendance. Créer un espace convivial dans ces termes relève d'une «logique» très différente de la logique discursive. Elle consistera à trouver au delà des différences d'autres points d'accords entre les corps.

L'espace publique, lorsqu'il est largement dominé par les moyens de communication de masse, en particulier par les médias électroniques, ressemble plutôt à la situation qui prévaut en marge des réunions - à cette différence près que les différences indicielles ne sont pas réelles mais virtuelles et qu'elles ne sont pas traitées en réception mais en production, en accord avec la déclive entre production et réception propre aux communications de masse[39].

4.41 Relations entre communicateurs

Deux phénomènes cumulent leurs effets dans la segmentation linguistique des espaces publics en Suisse. En amont, les communicateurs ne sont plus en contact étroit. Les sociétés de journalistes réunissant, par exemple, les rédacteurs en chef ne fonctionnent plus. Les querelles latérales entre journaux, lorsque la NZZ critiquait la Gazette de Lausanne, ont fait place à une ignorance réciproque[40]. Les échanges polémiques ont pratiquement disparu. Reste l'information réciproque par le biais des revues de presse. L'information n'implique cependant pas la participation à un espace publique commun. Tout au plus la présence dans un espace publique dont les contours sont l'auditoire ratifié[41].

38 R. Jakobson, 1963, 214–221

39 Un aspect important concernant la relation entre espace public et formes de communication concerne les canaux légitimes de la communication. Ainsi, avant le vote sur l'EEE, les murs le long des rues de Suisse allemande étaient recouverts de graffitis, tandis qu'en Suisse romande descendaient des jeunes dans leurs rues.

40 Communication de F. Gross, Journée Interdisciplinaire de l'Institut de journalisme et des communications sociales, Université de Fribourg, 14 mai 1993, à paraître dans les Media Papers dudit Institut.

41 L'auditoire ratifié est l'auditoire auquel un média s'adresse, différent de celui qui éventuellement le reçoit. Nous pouvons écouter radio Alger, nous ne faisons pas pour autant partie de son auditoire ratifié.

4.42 L'auditoire ratifié comme collectivité indicielle

L'autre processus est lié à la médiatisation de la société: une société dans laquelle les médias ne sont pas un simple espace de représentation du social mais deviennent de véritables producteurs de sens[42]. La radio mais surtout la télévision se distinguent par la présence d'éléments indiciels importants: le son à la radio, le regard à la télévision[43]. L'effet d'omniprésence propre aux médias est devenu la source d'une communauté à la fois virtuelle et indicielle. La constitution de cette communauté est un enjeu quotidien dont la mesure référentielle est l'audimat mais dont la réalité est imaginaire.

4.43 De l'institution à l'événement

Un aspect moins noté concerne le rapport au discours favorisé par les médias électroniques. Celui-ci diffère notablement de celui qui fut classique dans la presse écrite. Celle-ci exhibe une classification du savoir sur le monde qui est en même temps une reproduction du média en tant qu'institution, en particulier sous l'angle de son rapport au temps (périodicité) et à l'espace publique[44]. Les médias électroniques ne disposant pas d'espace pour se déployer mais du temps, il leur est difficile de figurer la hiérarchisation des nouvelles. Les fonctions de «reconnaissance» sont donc exercées par la dimension indicielle évoquée plus haut. L'organisation des informations se rapproche de celle qui prévaut dans la presse populaire[45] qui privilégie l'ordre événementiel de l'actualité[46].

La presse écrite suit un mouvement semblable: l'introduction des photographies en couleur, le soin donné à la maquette et à la lecture de pages, l'effacement du rubriquage serré vont dans le même sens: établir le lien avec le lecteur non par les contenus d'abord mais par leur disposition: chacun lit agréablement son journal, différent pour chacun. Autrement dit, la différenciation sociale qui se reflétait dans le rapport entre journaux tend à apparaître à l'intérieur de ceux-ci. Partant, le lien phatique, indiciel, n'en prend que plus d'importance.

Cette évolution tend à identifier les énonciateurs qui s'expriment dans l'espace publique en référence aux événements, donc liés à leur personne publique, plutôt qu'en référence au dispositif institutionnel. Or c'est ce dernier qui

42 E. Veron, 1984, 67–68.
43 Ce point a été clairement exposé par E. Veron en particulier 1983, 1984.
44 M. Mouillaud, J.-F. Tetu, 1989, 115–128.
45 E. Veron, 1978, 100.
46 Cette différence est proche de celle proposée entre culture grammaticalisée et culture textuelle, la première disposant de règles explicite de qualité auxquelles sont référés les textes, tandis que la seconde réfère un texte à un autre (M. Wolf, 1991, 144.)

est garant de l'homogénéité supra-linguistique de l'espace publique. Le personnage publique n'est lui connu, en général, que dans sa région linguistique[47] car sa notoriété est le produit de l'intertextualité spécifique d'un média ou d'un paysage médiatique, délimité par la langue.

Il est peut-être intéressant de noter que les journaux romands sont ceux qui ont voué le plus d'attention à leur maquette durant ces dernières années. Dans tous les cas, il en est ressorti un agencement des textes et des photographies qui privilégie une structure de l'espace et des couleurs stables en même qu'une accentuation des effets d'appel (photographies, graphismes, titres). A l'intérieur, l'espace de la page du journal devient trois dimensionnel: certaines parties sont plus denses de texte d'autres plus aérées, certains sujets sont traités en pleine page tandis que d'autres pages sont bordées de nouvelles brèves. Analysant la tendance de Libération, dont plusieurs journaux se sont inspirés, Mouillaud et Tetu (1989, 193-201) y décèlent la mise en scène d'une mobilité comme fin en soi, mobilité qui prendrait le relai du hiératisme institutionnel ou événementiel de la division antérieure des écritures journalis-tiques. Au vue des résultats du vote sur l'EEE, il serait intéressant d'examiner aussi cet aspect du champs de la presse romande.

4.44 Les genres comme microcosmes de l'autre

Il est intéressant de s'arrêter un moment aux genres dans lesquels l'espace public de l'autre langue est rapporté. Dans la presse écrite, nous trouvons évidemment des articles, sur ce sujet, la plupart du temps des opinions. Certains journaux donnent la parole à des personnalités d'autres langues mais sans que cela ne fasse l'objet d'une politique assurée[48].

La radio présente l'éventail le plus riche. La revue de presse permet de connaître l'agenda de l'espace public de l'autre langue, encore qu'elle n'existe pas pour toutes les langues ni pour toutes les premières chaînes de la même façon. La revue de presse est structurée par les titres des journaux fonctionnant comme actants connus de l'auditoire. Elle a donc un format de liste et suppose un savoir sur le contexte institutionnel et politique des titres figurant dans cette liste. En nous en tenant aux hypothèses sur la répartition sociale des lectures évoquée ci-dessus, elle s'adresse à un lectorat éduqué.

47 Une première étude sur la manière dont les journaux rendent compte de la politique fédérale en privilégiant largement les élus de leur région linguistique (C. Rebetez, présentation lors de la Journée Interdisciplinaire de l'Institut de journalisme et des communications sociales, Université de Fribourg, 14 mai 1993; à paraître dans les Media Papers dudit Institut).

48 Voir des indications à ce sujet G. Martin & Alii (présentation lors de la Journée Interdisciplinaire de l'Institut de journalisme et des communications sociales, 14 mai 1993, à paraître dans les Media Papers dudit Institut.)

Deux autres genres sont fréquents: le débat public et le reportage[49]. Le débat public est une mimésis de l'espace public: le présentateur structure le discours par les problèmes mis à l'ordre du jour, les énonciateurs y fonctionnent comme représentants (opération iconique) d'organisations ou de cultures supposées homogènes. Le reportage structure narrativement un parcours (indiciel) auprès d'énonciateurs qui ont une valeur d'exemple.

Un peu comme la différence entre la publicité et la photographie respectivement, le débat va d'un sens à une situation tandis que le reportage va d'une situation à un sens. Le débat favorise la thématisation des positions et des oppositions, le reportage favorise la thématisation des multiples aspects de l'indiciel, le cheminement d'un parcours initiatique. Le débat suppose que le sens est établi, le reportage suppose qu'il est à découvrir.

4.5 L'espace publique et l'imaginaire. Le vote sur l'EEE

Les contours de l'espace public sont les contours de l'Etat, donc les contours de la collectivité imaginaire. Ces contours sont sanctionnés économiquement administrativement, politiquement, militairement, scolairement etc. C'est dire que ces contours font l'objet d'imaginaires secondaires multiples tout en étant les contours de l'imaginaire collectif lui-même. Tout discours sur les contours de la collectivité est un discours sur des limites sacralisées, lieux d'inversions de valeurs et d'échanges, de repli ou d'avancées. Tout discours sera aussi multiple en ce qu'il fera intervenir des éléments rationnels des différents instituants secondaires qui ont leur rationalité et leur imaginaire.

Le vote sur l'adhésion à l'EEE comporta tous ces traits. Il fut un moment privilégié durant lequel l'espace public décide en quelque sorte de lui-même, un moment durant lequel le dispositif d'énonciation se prenait lui-même pour objet, un moment d'analyse au sens psychanalytique du terme.

La médiation se fit de manière différente dans les différentes régions linguistiques à cause de leur cloisonnement réciproque, parce que l'actualisation des imaginaires secondaires fut différente selon les espaces publics partiels et que cette actualisation fut prise en charge par des relais institutionnels différents: la classe politique unie en Suisse romande, désunie et indécise au Tessin, indécise et polarisée par l'apparition d'un chef en Suisse allemande. Les journalistes ne sont pas des énonciateurs qui font la différence en l'occurrence: ils étaient dans leur majorité favorables à l'adhésion à l'EEE, à l'exception

49 Selon MM. D. Favre et S. Klapprot il semblerait que la DRS privilégie les débats publics, la RSR les reportages comme moyens d'établir le lien avec l'espace public de l'autre radio (déclarations lors de la table ronde de la Journée interdisciplinaire de l'Institut de journalisme et des communications sociales de l'Université de Fribourg, le 14 mai 1993).

notable du plus grand journal de boulevard de Suisse allemande, le Blick[50]. La parole était aux politiques. Les médias écrits ont joué un rôle spécifique dans la mesure où leur espace peut être acheté, ce qui fut fait avec succès par les opposants à l'adhésion[51]. Dans tous les cas cependant, l'attitude face au gouvernement et la valeur des frontières ont varié de paire. Ce sera l'objet de la dernière partie de cette étude.

5. L'espace européen et l'imaginaire collectif

Le but de cette dernière partie est de permettre la constitution de corpus. Il s'agit de pouvoir tenir compte tant des divers textes diffusés par les médias ou des graffitis que du résultat de sondages. Il convient donc d'avoir une modélisation de l'imaginaire qui permette de rendre signifiants un grand nombre d'observables. Leur analyse ne sera esquissée ici que dans la mesure où elle servira à illustrer la procédure.

Le vote sur l'adhésion de la Suisse à l'EEE ne pouvait manquer de faire affleurer l'imaginaire collectif à la surface du discours. Même s'il n'avait concerné que des échanges économiques, le vote aurait fait inévitablement intervenir l'imaginaire en tant qu'il est symbolisé par l'économie. Mais le vote portait aussi sur l'Espace et sur l'Europe, deux termes aux connotations diverses selon les langues, deux notions surtout qui engagent des représentations de l'Etat, du territoire, de la collectivité.

Il est partant possible de distinguer au moins deux niveaux d'analyse différents: une analyse des différents types de discours (économiques, politiques, policiers etc.) et une analyse de la manière dont l'imaginaire sous-jacent est structuré - en partie précisément par l'agencement des types de discours. L'analyse des types de discours peut donc porter sur les contenus, les sources et autorités citées, les modes de communication et leur apport à la construction d'un imaginaire qui incite à une décision. Ce faisant, l'analyse sectorielle des discours ne tient pas compte de l'articulation de ces discours entre eux. C'est là le sens de l'analyse de l'imaginaire, en ce qu'il est signifié par les discours particuliers et par leur agencement dans une problématisation.

5.1 Problématisation et structure du champ politique

Une unité d'analyse utile de l'espace publique est la problématisation. Une problématisation est la formulation d'un problème d'une manière qui mette les divers éléments de référence de l'argumentation au service d'un but pragma-

50 Ce point est à mettre en relation avec § 3.43: les journaux populaires construisent leur intertextualité sur les événements et non sur la hiérarchisation institutionnelle qu'ils tendent souvent à soupçonner.

51 Voir à ce sujet H.-P. Kriesi & Alii, 1993, 10–21.

tique, celui de se concilier le plus grand nombre[52]. Une problématisation concerne donc toujours une diversité d'énonciateurs et d'actants ainsi que la mobilisation de divers pans du savoir. Ces éléments ne sont pas donnés par la matière d'un vote, ils en sont une définition et partant l'un des enjeux de lutte durant la campagne de persuasion.

Dans le cas de l'EEE, diverses définitions avaient cours: une définition purement administrative en termes de contrats à signer avec la CEE, définition qui présidait à l'effort d'information; ensuite des définition économiques, nationales ou politiques qui toutes portaient en elles des appréciations sur les conséquences du vote, conséquences que la seule information administrative ne permettait pas de contrôler. Le sens même du vote par rapport au futur était indéterminé. Ainsi, pour les uns il conduisait à l'adhésion à la CEE tandis que, pour d'autres, il était le moyen d'éviter une telle adhésion. A cela s'ajoute que chacune de ces définitions a fait l'objet d'évaluations différentes. Par exemple, le dépôt de la demande d'adhésion à la CEE a favorisé le Oui à l'EEE pour certains, il a été un argument pour le Non pour d'autres.

La complexité des faits mais surtout l'inclusion du futur dans la définition du vote rendent le recours à l'imaginaire incontournable, tant parce qu'il permet toujours une réduction de la complexité (un appauvrissement de l'objet, pour R. Barthes), que parce que l'imaginaire permet de lire immédiatement les valeurs pertinentes pour l'action, pour la décision du vote.

Le but énonciatif, en politique, est de définir des positions contraires (les anti-destinataires) afin de mobiliser ceux qui se reconnaissent dans la figure du pro-destinataire. Le fait que l'imaginaire collectif est visé à travers une problématisation politique signifie qu'au-delà des indéterminations connues, ses figures dépendent de la manière dont les problèmes sont formulés et de l'état du champ politique.

L'imaginaire sera donc présent tant par le jeux des positions politiques que dans le discours qu'ils véhiculent. En l'occurrence, les «grands» partis s'étaient tous prononcés en faveur de l'adhésion à l'EEE mais tant en Suisse allemande qu'au Tessin, des personnalités issues de ces «grands» partis s'étaient prononcées en défaveur ou avaient une position jugée ambigüe. Partant, l'espace politique était instable dans ces deux parties du pays puisque les mots d'ordre pour le vote ne pouvaient être rapportés sans difficultés aux positions des partis dans le champ politique. Autrement dit, l'identité des énonciateurs légitimes (§ 4.2) n'était pas claire: la classification des positions politiques ne pouvait sans risque être utilisée pour se convaincre dans la décision du vote. Cela permit la montée en force d'autres dimensions, en particulier de tendances populistes qui proposaient une simplification des problèmes par réduction

52 On reconnaîtra ici la définition utilisée par B. Latour et M. Callon.

de la différenciation du champ politique – un dessein qui continuera à être évoqué à propos d'autres affaires, notamment lors de la succession du Conseiller fédéral R. Felber.

En Suisse romande, le champ politique était calme, sans tension puisqu'il était dénué de jeux politiques. En effet, les partis et leurs représentants étaient tous acquis au Oui. Cette unanimité permit que les hésitants votèrent finalement Oui en Suisse romande, alors qu'ils votèrent Non en Suisse allemande[53].

Cette homogénéité du champ politique en Suisse romande est aussi une explication possible de la réaction des Romands à l'issue du vote. Non seulement le vote fut interprété comme l'expression des différences culturelles liées aux langues mais la segmentation de l'espace public a été un moment chargée de significations quasi-nationales. La Sarine, devenue le lieu d'inversion des valeurs en jeu, sembla un moment dessiner les contours d'une nouvelle entité politique. L'homogénéité du champ politique pouvait favoriser un tel développement en même temps qu'elle le rendait illusoire: derrière l'unanimité des positions politiques ne se dessinait aucune volonté d'assumer l'expression de l'imaginaire romand, donc aucune velléité de passer du champ politique, même segmentaire, à une structure étatique (§ 5.3).

Ce début d'analyse laisse entrevoir qu'en plus des espaces publics et des champs politiques qui sont autant d'articulations de l'énonciation collective, il faut se donner une représentation de l'imaginaire énoncé.

5.2 L'espace imaginaire

Il suffit pour cette représentation de se donner une structure qui comprend un espace et ses limites (opposition euphorie, dysphorie), et un centre qui dit cet espace et le destin d'une collectivité qui le peuple légitimement (opposition individus, société). Cette structure imaginaire est en même temps une topologie qui donne une réalité aux phénomènes de psychologie collective: ceux qui ont peur de l'ouverture, ceux qui ont confiance dans le pays, ceux qui souhaitent l'ouverture, etc[54].

Lors du vote, l'axe entre l'intérieur et l'extérieur de cet espace est central, et autour de cet axe s'articule une opposition entre euphorie et dysphorie, opposition articulée en particulier dans les domaines de l'identité politique et de l'économie. De nombreux indices convergent qui révèlent une distribution différente de cette opposition dans les différentes parties du pays.

53 H.-P. Kriesi & alii (1993, 21)

54 Voir à ce propos l'étude des représentations sociales entreprises par A. Zappala, Journée Interdisciplinaire de l'Institut de journalisme de l'Université de Fribourg, à paraître dans les Media Papers du dit Institut.

Mais l'opposition entre individu et société lui est directement liée: la direction qu'indique le centre, les valeurs dont il est garant et qu'il associe à l'adhésion à l'EEE, sont-elles conformes à la représentation que l'on se fait des relations entre individus, de la communauté? De fait, il y a eu une forte corrélation entre les votes négatifs et la défiance envers le gouvernement (H. Kriesi).

La direction imprimée par le centre est aussi mouvement ou stabilité: la collectivité est-elle imaginée comme un bien à conserver ou comme un bien à développer? Le centre donne-t-il même une direction et le souhaite-t-on? Pour la Suisse romande, il n'y avait guère de place pour le doute étant donné l'unanimité des discours dans l'espace public.

En Suisse allemande au contraire, le champ politique était partagé mais en même temps en crise: les médias étaient largement acquis au Oui, de même pour les partis et les villes. L'opposition y trouva ses armes. Utilisant des canaux de communication illégitimes (graffitis, chahuts des personnalités), l'opposition pouvait prendre appui sur l'officialité en la confrontant et en canalisant un moment toutes les frustrations et toutes les peurs[55]. Cela était d'autant plus aisé que l'imaginaires de plusieurs cantons reste attaché à une forme de démocratie directe qui se méfie de la représentation par délégation - le deuil de la souveraineté populaire directe n'est pas encore achevé partout.

5.3 L'imaginaire dans le texte après le vote

L'explosion d'émotion en Suisse romande après le vote est de nature différente. Bien sûr, chacun savait que les intentions de votes recueillies par les sondages indiquaient des différences entre les champs politiques selon leur langue. Mais ces différences n'étaient pas reportées à l'être, à l'imaginaire collectif en tant que structure sous-jacente des énoncés et des énonciations collectives (les espaces publics).

Avant le vote, ils savaient qu'ils allaient voter différemment, après le vote, ils se sentirent être différents. Le résultat du vote fit du savoir sur la différence une différence d'être, une blessure de l'identité, «une gueule de bois»[56]. Du coup aussi, la problématisation du vote céda face à une autre problématisation: l'identité linguistique, de structure tacite de l'espace public devint un actant dans cet espace; en même temps, de la problématisation liée à un vote, on passa à une problématisation liée à un récit qu'aucun centre ne s'avéra apte à prendre en charge. Les conventions internationales signées par des régions

55 Voir à ce sujet l'analyse de C. Schaerer, Journée Interdisciplinaire de l'Institut de journalisme de l'Université de Fribourg, à paraître dans les Media Papers du dit Institut.

56 L'expression «gueule de bois» qui eut cours à cette période fut visualisée le soir du 6 décembre 1992 à la télévision suisse romande par les invités - à tout le moins avaient-ils pris la mesure de l'événement, ce qui ne fut pas le cas de toutes les télévisions suisses.

s'avérèrent une interprétation hardie de la constitution; les cantons prêts à coopérer pour intensifier leurs échanges transfrontaliers le firent selon la lenteur habituelle et surtout se regroupèrent selon des affinités qui n'avaient plus le caractère explosif de la limitation à la seule région francophone (participation de Berne et de Bâle).

Le récit du désir de participer à l'Europe se détacha ainsi du contexte discursif premier pour devenir durant quelques jours un mythe[57]. Celui-ci trouva son expression dans les nombreux titres des journaux ainsi que dans les dessins de presse[58] - dont certains ont valu par la suite des regrets à ceux qui les ont publiés. Ces productions de presse mirent en scène la frontière interne: la limite des langues devint le symbole de l'inversion de toutes les valeurs qui définissaient l'être romand. Elles ne pouvaient cependant prendre en charge le centre de ce territoire imaginaire et lui imprimer une direction. L'eurent-elles fait que l'apparente homogénéité cédait le pas à d'autres éléments de l'imaginaire, d'ordre économique ou confessionnel.

Cette ébauche d'analyse permet au moins de rendre compte des contours les plus évidents des processus qui eurent cours avant et après le vote sur l'adhésion à l'EEE. En particulier, de la diversité des campagnes selon les régions linguistiques, du rôle des énonciateurs et de la communication sociale dans les différentes régions à différentes phases du processus, de la violence des réactions et aussi de leur courte durée.

Cette dernière appréciation ne porte que sur la durée des événements. Tout indique au contraire que le vote du 6 décembre 1992 est entré déjà dans l'imaginaire collectif et ne serait-ce que sous la forme d'une cicatrice, une forme symbolique qui, dans beaucoup de cultures, établit la naissance à un nouvel imaginaire en tant que sujet. Il est de la responsabilité du champ politique de reconnaître cette cicatrice et de lui donner sens dans l'histoire commune.

Université de Fribourg — Jean Widmer
Institut de journalisme et des communications sociales
CH-1700 Fribourg

57 L'analyse de l'imaginaire est souvent traitée comme l'analyse de mythes. Cela revient à confondre le corps signifiant et les diverses façons dont il est signifié. Même si l'imaginaire est toujours pris en charge par des opérateurs narratifs de désir et de pouvoir, ceux-ci sont incorporés aux structures énonciatives de la problématisation particulière.

58 Dans ce cas comme dans d'autres (par exemple, le «problème de la drogue»), il s'avère que les titres et les illustrations sont les plus révélateurs de l'imaginaire collectif signifié par une problématisation. Cette observation est congruente avec le phénomène de «réduction de la complexité» propre au recours à l'imaginaire. Il implique toutefois que les méthodologies, classiquement vouées au quantitatif des longs textes, doivent être pour le moins complétées par des approches aptes à objectiver ces textes courts qui en disent long.

Bibliographie

Castoriadis, Cornelius (1975) «*L'institution imaginaire de la société*» Paris, Seuil ISBN 2-02-004252-5

Castoriadis, Cornelius (1993) «Complexité, magmas, histoire. L'exemple de la ville médiévale» in M. Amiot & alii «*Système et paradoxe. Autour de la pensée d'Yves Barel*» Paris, Seuil, 1993, p. 55-73 ISBN 2-02-019704-9

Douglas, Mary (1981) «*De la souillure*» Paris, François Maspéro (orig. 1967), ISBN 2-7071-1251-8

Greimas, Algirdas Julien (1976) «*Sémiotique et sciences sociales*» Paris, Seuil, ISBN 2-02-004364-5.

Garfinkel, Harold (1955) «Some sociological concepts and methods for psychiatrists» *Psychiatric Research Report* 6 (1955/56), p. 181-195

Gaxie, Daniel (1978) «*Le sens caché. Inégalités culturelles et ségrégation politique*» Paris, Seuil ISBN 2-02-004941-4

Gooody, Jack (1979) «*La raison graphique*» Paris, éditions de Minuit (orig. 1977) ISBN 2-7073-0240-6

Jakobson, Roman (1963) «*Essais de linguistique générale. Les fondations du langage*» Paris, éditions de Minuit ISBN 2-7073-0579-0

Kriesi, Hanspeter & alii (1993) «*Analyse de la votation fédérale du 6 décembre 1992*» Adliswil, Institut de recherche GFS

Lohisse, Jean (1991) «*L'homme et le cyborg*» Bruxelles, Editions De Boeck ISBN 2-8041-1533-X

Mouillaud, Maurice, Tetu, Jean-François (1989) «*Le journal quotidien*» Presses Universitaires de Lyon ISBN 2-7297-0341-X

Paquet, Marcel (1993) «*René Magritte. La pensée visible*» Köln, Benedikt Taschen, ISBN 3-8228-9663-2

Perrot, Marie-Dominique, Rist Gilbert, Sabelli Fabrizio «*La mythologie programmée. L'économie des croyances dans la société moderne*» Paris, P.U.F. 1992 ISBN 2-13-044567-5

Safoun, Moustapha (1993) «*La Parole et la Mort. Comment une société humaine est-elle possible*» Paris, Seuil ISBN 2-02-019264-0

Schlesinger, Philip (1987) «On national identity: some conceptions and misconceptions criticized» in: *Social Science Information 26,2*, 219-264

Veron, Eliseo (1976) «Corps signifiant» in A. Verdiglione «*Sexualité et pouvoir*» Paris, Payot, 179-195

Veron, Eliseo (1983) «Il est là, je le vois, il me parle» *Communications 38*, p. 98-120

Veron, Eliseo (1984) «Le séjour et ses doubles: architectures du petit écran» *Temps Libre* 11, 67-78

Widmer, Jean (1987) «*Quelques usages de l'âge: explorations dans l'organisation du sens*» Presse Universitaire de Lille, Lexique 5, p. 197-227

Widmer, Jean (1989a) «Statut des langues dans une admnistration plurilingue. Le cas de la Suisse» in Py, B. et Jeanneret, R. «*Minorisation linguistique et interaction*» Genève, Librairie Droz, 115-121

Widmer, Jean (1989b) «Ecriture, corps et identité. Remarques sur le rapport aux langues et l'identité linguistique en Suisse» in Sosoe, L. «*Identité: évolution ou différence?*» Fribourg, Editions Universitaires, 79-118.

Wolf, Mauro (1991) «*La investigacion de la communicacion de masas*» Mexico, Paidos (orig. 1985) ISBN 968-853-207-X

Approche anthropologique et sociolinguistique de la question des langues en Suisse

La Suisse représente un véritable laboratoire pour les sciences sociales. Cependant, dans la pratique de la recherche empirique, ce terrain est très largement sous-exploité, la problématique de la coexistence linguistique et des relations intercommunautaires n'échappe pas à ce constat. Si l'on fait une rapide comparaison, on s'aperçoit que des pays comme le Canada et la Belgique, dont les situations sont à maints égards comparables à celle de la Suisse, ont produit des études sur les contacts interlinguistiques par centaines, tandis qu'en Suisse de telles études approfondies sont encore relativement peu nombreuses. Une explication réside sans doute dans le fait que tant au Canada qu'en Belgique, le débat autour de la question des langues est devenu un objet politique d'une ampleur incontestable. Dans le même sens, il faut relever que les situations qui, en Suisse, ont fait l'objet des études les plus nombreuses et les plus variées, sont les Grisons et la Question jurassienne; ces deux cas, précisément, sont reconnus, sous des formes différentes et dans une intensité variable selon les moments, comme des enjeux et des objets politiques nationaux.

Cette situation prend une importance particulière au moment où la Suisse entend réviser l'article 116 de la Constitution fédérale sur les langues. Le débat qui s'est ouvert se focalise autour de la *liberté de la langue* et du *principe de la territorialité des langues*. A titre d'hypothèse, on peut avancer que, selon que l'accent sera mis sur l'un ou l'autre de ces principes, les conséquences pratiques et concrètes sur le terrain seront différenciées. Or, nous manquons largement de connaissances empiriques sur les situations réelles et le fonctionnement quotidien, *en acte*, des communautés linguistiques, en particulier dans les zones de contact. De ce fait, il est difficile d'évaluer, par exemple, la portée que prendrait une forte affirmation du principe de la territorialité. A cela s'ajoute un autre aspect important et significatif: la discussion autour de la révision constitutionnelle tend à être monopolisée par les «politiques» (ce dont on ne saurait leur faire grief) et par les juristes et les constitutionnalistes. En revanche, les sciences sociales, dont la sociologie et la sociolinguistique, sont quelque peu absentes de ce débat, parfois en raison d'un manque d'intérêt, mais surtout, pour les personnes actives dans le domaine, en raison de la difficulté à pénétrer les cercles suscités. Il serait dommageable que des échanges ne s'engagent pas entre politiques, juristes, sciences sociales et sciences du langage. L'appartenance linguistique prend toujours plus d'importance, l'actualité internationale nous le rappelle quotidiennement. Nous nous situons là clairement dans le domaine des *représentations sociales* de soi, de l'autre, du majoritaire et/ou du minoritaire, l'autre versant étant constitué

par les pratiques réelles. Le débat sur les langues nationales ne doit pas ignorer ce double aspect - représentations et pratiques - qui intéresse au premier chef les sciences sociales. Le raisonnement juridique, pour simplifier, privilégie les grands principes applicables à toutes les situations et tend donc, en simplifiant toujours, à faire rentrer les situations concrètes dans le moule législatif et/ou constitutionnel. Cependant, ces situations concrètes de coexistence interlinguistiques ne se laissent guère enfermer, tant elles sont complexes et multidimensionnelles. Au cours des années, de nombreuses communes ont appris «à faire avec» la présence de deux langues et communautés, forgeant finalement un véritable *savoir-faire intercommunautaire*. Une affirmation trop forte et absolue du principe de la territorialité des langues pourrait menacer un tel savoir-faire et, par là-même, porterait le risque de compromettre *la paix des langues*, objectif pourtant poursuivi par le principe de la territorialité.

Nous reviendrons en conclusion aux différents aspects soulevés dans cette introduction. Il s'agit maintenant d'illustrer concrètement la complexité de la coexistence linguistique.

1. Le canton de Fribourg, une mosaïque de situations locales et un important débat linguistique[1]

Le canton de Fribourg, traversé par la frontière des langues allemande et française, offre une grande diversité dans les situations et les pratiques des communes confrontées à la présence des deux langues. Si, sur le plan cantonal, les francophones représentent *grosso modo* les deux tiers de la population et les Alémaniques le tiers, les cas de figure sont extrêmement variés selon que l'on s'intéresse au niveau des districts ou au niveau communal. Sur le plan des districts, on peut distinguer:

- quatre districts homogènes et officiellement de langue française:
  la Broye, la Glâne, la Veveyse et la Gruyère (avec une commune de langue allemande, Jaun/Bellegarde);
- un district homogène et officiellement de langue allemande:
  la Singine;

1 Nous nous appuyons ici sur la recherche menée pendant plus de cinq ans, par une équipe pluridisciplinaire et soutenue par le FNRS, dans les cantons de Fribourg et de Valais, cf. Windisch Ulli, en collaboration (1992). Les données ont été complétées par une enquête auprès des communes et des commissions scolaires durant les mois d'avril et mai 1993.
Concernant les données des recensements fédéraux de la population, nous utiliserons les données de 1980, les statistiques de 1990 pour la population suisse uniquement n'étant pas encore connues. Les références au recensement fédéral de 1950 portent sur la population résidante. Les étrangers étant peu nombreux, qui plus est francophones ou germanphones, cela n'a pas une grande importance pour notre propos.

- deux districts comportant une minorité linguistique importante:
- la Sarine, officiellement de langue française, avec une minorité germanophone de plus de 20%;
- le Lac, officiellement bilingue, avec une minorité francophone de presque 30%, constitué de vingt-deux communes alémaniques et de seize communes romandes.

Ce tableau ne donne qu'une approximation de la complexité de la réalité. Si l'on descend au niveau communal, outre la commune de Jaun déjà mentionnée, les situations sont très diverses. Officiellement, le canton de Fribourg ne compte que des communes de langue française ou de langue allemande; la notion de commune bilingue, que l'on rencontre dans plusieurs lois cantonales, ne se réalise officiellement dans aucune commune fribourgeoise. On reconnaît toutefois un statut particulier à la ville de Fribourg, la capitale, dont la minorité de langue allemande dépasse les 20%, ainsi qu'à la ville de Morat, chef-lieu du district bilingue du Lac, et dont la minorité francophone est de 15% environ (pour la population suisse). Ces deux villes, que l'on considère donc comme bilingues, offrent un certain nombre de prestations ou de services dans les deux langues (écoles en français et en allemand, administration largement bilingue).

De nombreuses autres communes sont confrontées à la présence d'une minorité linguistique relativement importante et ont adopté, elles aussi, un certain nombre de pratiques spécifiques auxquelles nous reviendrons. Ces communes se situent à la proximité de la frontière des langues et forment, de fait, une zone de mixité linguistique, objet d'un important débat. Un constat s'impose ici:

- aucune commune appartenant à la partie alémanique du canton ne connaît une minorité de langue française supérieure à 20%;
- 21 communes appartenant traditionnellement à la partie française comprennent une minorité alémanique supérieure à 20%;
- parmi ces 21 communes, les communes de Greng, Meyriez et Wallenried, toutes trois dans le district du Lac, sont toujours considérées comme appartenant à la partie française du canton, alors que la majorité y est de langue allemande. (Source: Réponse du Conseil d'Etat fribourgeois à la motion Jutzet, p. 4, du 21 septembre 1984)

Ce constat alimente les discours francophones, notamment de la *Communauté Romande du Pays de Fribourg* (CRPF, fondée en 1985), autour du «danger de germanisation» du canton de Fribourg. Par conséquent, certains Romands revendiquent une stricte application du principe de la territorialité

des langues. De leur côté, la Deutschfreiburgische Arbeitsgemeinschaft (DFAG, fondée en 1959) et d'autres cercles alémaniques revendiquent la reconnaissance de l'existence d'une zone de mixité linguistique, zone dans laquelle les minoritaires ont droit à un certain nombre d'aménagements, en particulier sur le plan de l'offre scolaire. Deux termes résument cette opposition dans la conception de la frontière linguistique: pour les premiers, il s'agit d'une *ligne* strictement définie, tandis que, pour les seconds, c'est une *bande*, dont la présence implique une application souple du principe de la territorialité.

L'origine de ce débat se situe à la fin des années cinquante et à la fondation de la DFAG, dans le mouvement plus général de revendication identitaire de l'après-guerre. Ce débat s'est ravivé à la suite de l'industrialisation rapide qu'a connu le canton de Fribourg jusqu'à la fin des années septante. Cette industrialisation a été marquée par l'implantation d'entreprises allemandes et alémaniques et par l'arrivée d'un personnel, en particulier des cadres, de langue allemande en territoire francophone. L'archétype est l'installation de CIBA à Marly. Or, s'il y a eu augmentation de la population de langue allemande, en chiffres absolus, dans certaines communes, telle Marly, les proportions linguistiques sont restées relativement stables, en raison de l'accroissement de l'ensemble de la population locale.

Le majoritaire francophone, mais aussi certains Fribourgeois alémaniques, ont désigné cette immigration alémanique comme responsable des difficultés linguistiques, en affirmant qu'entre *Fribourgeois de souche*, il n'y a jamais eu de problème de cohabitation. Ce discours correspond, pour une part, à la réalité: pendant longtemps, le minoritaire s'est adapté linguistiquement au majoritaire. Cependant, par la suite, l'immigration alémanique est simplement venue grossir les rangs du *Deutschfreiburg* dans sa revendication identitaire et dans sa demande de reconnaissance au titre de «peuple fondateur» de Fribourg, sur un même pied que les francophones.

Le débat sur ce plan et sur la définition de la frontière linguistique a connu un épilogue (provisoire) en 1990 avec la modification de l'article 21 de la Constitution fribourgeoise. Dans sa version de 1857, cet article déclarait:

> «Les lois, décrets et arrêtés devront être publiés dans les langues française et allemande. Le texte français est déclaré être le texte original.»

A partir de la fin des années 1950, la déclaration du texte français en tant que texte original a été ressentie comme discriminatoire par les Alémaniques. Pendant très longtemps, le système politique fribourgeois (Conseil d'Etat et Grand Conseil) est resté imperméable aux revendications portant sur cet objet. Le débat sera véritablement lancé avec le dépôt de la *motion Jutzet* le 18 novembre 1982, motion qui demandait:

46

- la garantie de la liberté des langues;
- la reconnaissance des langues française et allemande comme langues officielles;
- la déclaration d'égalité de traitement entre les deux langues;
- le mandat au législateur de légiférer en la matière.

Le système politique a abordé cette motion avec prudence et lenteur, en constituant divers groupes de travail et commissions[2]. Finalement, le 23 septembre 1990, le peuple fribourgeois acceptait à plus de 80%, le nouvel article 21 dans les termes suivants:

> «[1] Le français et l'allemand sont les langues officielles. Leur utilisation est réglée dans le respect du principe de la territorialité.
> [2] L'Etat favorise la compréhension entre les deux communautés linguistiques.»

Si l'on a parlé, à propos du nouveau texte de l'article 21, de *«compromis historique»*, c'est que ce texte paraît, d'une part, concilier les visions antagonistes - romande et alémanique - de la frontière des langues, et, d'autre part, satisfait les germanophones par la reconnaissance officielle de l'égalité des deux langues cantonales, ainsi que les francophones par l'inscription du principe de la territorialité. Or, l'examen des débats parlementaires et des différentes prises de position politique et des associations linguistiques révèle très rapidement que, sur le fond, les conceptions de chaque communauté linguistique n'ont pas changé. Du côté romand, on s'en tient à la définition stricte de la territorialité, Fribourg constituant le *«verrou linguistique»* face à ladite germanisation. Les Alémaniques estiment, quant à eux, que le principe de la territorialité permet de reconnaître les trois zones linguistiques qui constituent de fait le canton: une zone francophone, une zone germanophone et une *zone mixte*. La pratique et les situations concrètes permettront d'évaluer la portée de ce nouvel article 21 et, sans aucun doute, les tribunaux seront appelés à se prononcer sur son interprétation.

2. Les communes fribourgeoises face à la réalité du contact interlinguistique

2.1. La question scolaire

La question scolaire est la principale pierre d'achoppement des relations intercommunautaires dans la zone frontalière. Les discussions, voire les tensions, que connaissent certaines communes touchent très fréquemment la position adoptée face au *changement de cercle scolaire* pour raison linguistique. Le cer-

2 Pour le calendrier et la discussion détaillés, cf. Windisch (1992), pp. 79–117, volume I.

cle scolaire est chargé de la gestion de son école, qui peut être soit communale, pour les communes les plus importantes, soit intercommunale pour les communes plus petites. Il vaut la peine de rappeler quelques dispositions de la loi scolaire du 23 mai 1985, essentielles à notre propos:

«Article 7

1 L'enseignement est donné en français dans les cercles scolaires où la langue officielle est le français, et en allemand dans les cercles scolaires où la langue officielle est l'allemand.

2 Lorsqu'un cercle scolaire comprend une commune de langue officielle française et une commune de langue officielle allemande, ou une commune bilingue[3], les communes du cercle scolaire assurent la fréquentation gratuite de l'école publique dans les deux langues.

Article 9

1 L'inspecteur scolaire peut, pour des raisons de langue, autoriser un élève à fréquenter l'école d'un cercle scolaire autre que le sien.[4]

Article 11

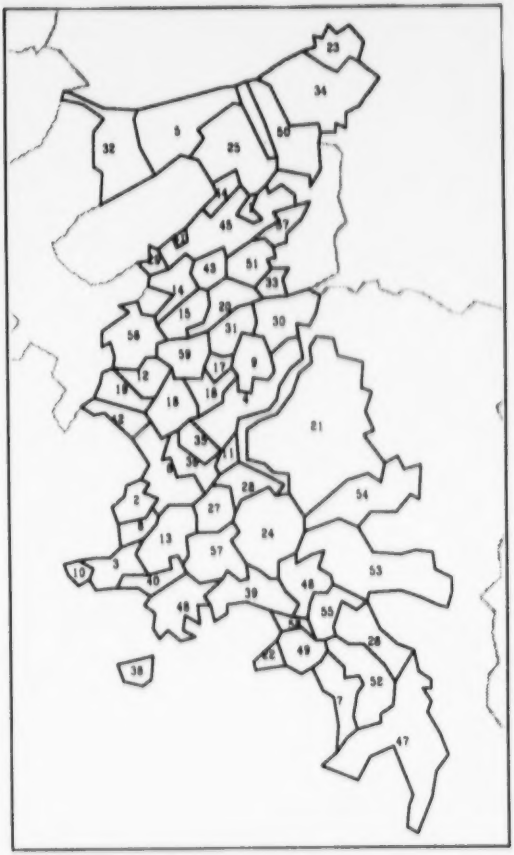
Lorsque la fréquentation de l'école d'un autre cercle scolaire est autorisée pour des raisons de langues, les communes du cercle scolaire du domicile ou de la résidence habituelle de l'élève décident de la gratuité.»

Selon le règlement d'application de l'article 11 ci-dessus, les communes doivent adopter un règlement scolaire fixant notamment leur position face à la question de la gratuité d'un changement de cercle scolaire pour raison linguistique. L'étude des différentes pratiques communales en la matière est extrêmement intéressante et illustre parfaitement l'intérêt d'une démarche de terrain, de type anthropologique. La complexité est telle que seule une approche de plusieurs communes permet, à la fois, de dégager les spécificités de chaque situation et d'esquisser quelques traits communs à certaines de ces situations.

Notre étude, basée sur l'ouvrage cité en référence et sur une nouvelle enquête, considère un nombre important de cas situés à proximité et de part et d'autre de la frontière des langues. Les critères et les questions qui ont guidé notre choix sont les suivants (voir la carte des tableaux récapitulatifs par district, ci-après):

3 Relevons ici le fait déjà mentionné plus haut, à savoir l'existence dans certains textes législatifs de la notion de commune bilingue, alors que, sur le plan officiel, on ne connaît que des communes unilingues.

4 Formellement, c'est bien l'inspecteur qui accorde les autorisations et, selon la pratique, la «règle» est plutôt l'acceptation de la demande, ainsi que nous allons le voir. Certaines communes, telle Marly, facilitent la procédure, en demandant systématiquement aux parents leur préférence. Quand, plus loin, nous parlerons de communes qui offrent le libre choix de la langue de la scolarisation, cela ne signifie pas qu'elle passe «par-dessus» les compétences de l'inspecteur, mais qu'elles prennent en charge les frais d'écolage en cas de changement de cercle, ou qu'elles appartiennent à des cercles bilingues, ou encore qu'elles ont des conventions avec d'autres communes.



Nom	no
Altavilla	1
Autafond	2
Avry-sur-Matran	3
Barberèche	4
Bas-Vully	5
Berfaux	6
Bonnefontaine	7
Chésopelloz	8
Cordast	9
Corjolens	10
Cormagens	11
Cormérod	12
Corminboeuf	13
Courgevaux	14
Courlevon	15
Cournillens	16
Courtaman	17
Courtepin	18
Courtion	19
Cressier (FR)	20
Dudingen	21
Ferpicloz	22
Froschels	23
Fribourg	24
Galmiz	25
Giffers	26
Givisiez	27
Granges-Paccot	28
Greng	29
Gurmels	30
Guschelmuth	31
Haut-Vully	32
Jeuss	33
Kerzers	34
La Corbaz	35
Lossy-Formangeuires	36
Lurtigen	37
Magnedens	38
Marly	39
Matran	40
Meyriez	41
Misery	42
Münchenwiler	43
Muntelier	44
Murten	45
Pierrafortscha	46
Plasselb	47
Posieux	48
Praroman	49
Ried bei Kerzers	50
Salvenach	51
St. Silvester	52
St. Ursen	53
Tafers	54
Tentligen	55
Villarepos	56
Villars-sur-Glâne	57
Villarsel-sur-Marly	58
Wallenried	59

Carte 1: Situation des communes des districts du Lac, de la Sarine et de la Singine, abordées dans l'étude de cas.

– *District du Lac, officiellement bilingue.* Les communes ont une longue expérience de la cohabitation linguistique. Comment cette tradition se traduit-elle concrètement? Est-on plus ouvert à l'autre communauté linguistique? Les attitudes et les solutions, face à la question scolaires, sont-elles identiques ou partagées par plusieurs communes? Parmi les seize communes officiellement romandes, nous avons considéré les communes avec les proportions de germanophones les plus importantes (plus de 20%), y compris donc celles où les Alémaniques sont maintenant majoritaires. Il

49

BEST COPY AVAILABLE

faut y ajouter la commune de Misery, qui forme un cercle scolaire primaire avec d'autres petites communes, comprenant une petite minorité de langue allemande, afin de voir dans quels termes se pose, pour une petite commune, la question scolaire.

Les vingt-deux communes officiellement de langue allemande sont beaucoup plus homogènes sur le plan linguistique, mis à part Morat, le chef-lieu, où les Romands approchent les 15% de la population. Outre Morat, nous avons pris en considération trois communes de tailles très variables, presque totalement germanophones pour obtenir une image de leur spécificité.

- *District de la Sarine, officiellement de langue française.* Ce district, orienté vers l'agglomération fribourgeoise, le *Grand-Fribourg*, n'a pas une expérience du bilinguisme aussi prolongée que le district du Lac. Il a enregistré une forte immigration de germanophones, le plus souvent extracantonaux, ce qui a permis à certains d'agiter le spectre de la germanisation. Face à la croissance globale de la population, rappelons-le, cet apport alémanique ne s'est pas traduit par un bouleversement des proportions linguistiques. Des tensions se sont faites jour, comme par exemple à Marly, tandis que dans d'autres communes, les difficultés n'ont pas surgi. Les communes retenues ici sont celles dont la proportion des personnes de langue allemande dépassait 20% lors des recensements fédéraux de 1950 et/ou de 1980. Comment ces différentes communes francophones «font-elles» avec la présence de telles minorités de langue allemande?
- *District de la Singine, officiellement de langue allemande.* Aucune commune ne compte de minorité francophone importante. Le chef-lieu, Tafers/Tavel, constitue un cas particulier: cette commune entretient des liens très serrés, sur le plan scolaire, avec la ville de Fribourg dont elle est limitrophe. Pour compléter notre panorama, nous nous sommes aussi intéressés aux communes singinoises, situées sur la frontière des langues. Les quelques résidants francophones demandent-ils à ce que leurs enfants puissent changer de cercle scolaire pour raison linguistique? Le cas échéant, quelle est l'attitude de la commune?

Avant de commenter les divers cas, il faut introduire une spécificité fribourgeoise que nous présentons ici de manière très résumée[5]. Parallèlement aux écoles publiques, existe l'Ecole Libre Publique (ELP), qui, à l'origine, était destinée à la minorité confessionnelle d'une région. Par exemple, l'ELP de Morat était catholique, tandis que celle de Fribourg est protestante. Dans certaines communes, il y avait concordance presque parfaite entre minorité confessionnelle et linguistique, si bien que plusieurs de ces ELP se sont transfor-

5 Pour une présentation détaillée de l'ELP et des enjeux autour de cette école, cf. Windisch (1992), pp. 184–200, ainsi que les études de cas portant sur le district du Lac, volume I.

50

mées «naturellement» en école pour la minorité linguistique, à partir du moment où le facteur religieux a perdu de son importance identificatoire. Aujourd'hui, seule subsiste l'ELP de la ville de Fribourg. Toutefois, cette problématique de l'ELP, école pour la minorité réformée, reste d'actualité et a pour conséquence des traitements différenciés, dans certaines communes, des élèves de langue allemande.

Notre tour d'horizon se concentre sur la question des cercles scolaires *primaires*, lesquels apparaissent comme les plus discutés. Au niveau des *cycles d'orientation* (CO), les pratiques semblent plus faciles pour deux raisons. D'une part, et c'est évident, la commune doit adopter une politique d'abord au niveau primaire, politique qu'elle maintient ensuite logiquement pour le CO. On ne comprendrait pas qu'un élève soit contraint de changer de langue de scolarisation lors du passage au niveau secondaire. En ce qui concerne l'ELP s'ajoute une particularité: cette école est structurée en quatre ans de primaire et cinq ans de secondaire, tandis que l'école obligatoire publique est composée de six ans de primaire et de trois ans de cycle d'orientation. De ce fait, si une commune a accepté de payer l'écolage pour un élève qui se rend à l'ELP de Fribourg pour les classes primaires, elle est encore moins encline à modifier son attitude pour la fréquentation du secondaire à l'ELP. D'autre part, le cycle d'orientation est organisé, pour la partie francophone surtout, systématiquement sur une base régionale. Par exemple, un élève de Givisier ou de Belfaux fréquente le CO en ville de Fribourg. Le fait d'envoyer cet enfant au CO de langue allemande de la ville de Fribourg induit certes un surcoût pour la commune, mais qui ne paraît pas prohibitif par rapport au coût du secondaire de langue française. (Cette question du surcoût est simplement mentionnée ici. Le surcoût varie d'un cycle à l'autre en raison des nombreux critères qui entrent dans le calcul du coût annuel par élève. Pour notre propos, il suffit de savoir que plusieurs communes le considèrent comme tout à fait supportable.)

Dans le district de la Sarine (voir *tableau 2* dans l'annexe), mis à part le cas de la ville de Fribourg qui a une offre scolaire complète dans les deux langues, *trois types de politique scolaire* apparaissent clairement. Le premier type vise *l'intégration* des Alémaniques par le biais d'une scolarisation en français dans le cercle scolaire francophone. Les parents, qui souhaitent scolariser leurs enfants en allemand dans un autre cercle (et qui ont donc obtenu l'autorisation de l'inspecteur scolaire), doivent prendre en charge l'intégralité des coûts de l'écolage. Il s'agit des communes d'Avry-sur-Matran, Ferpicloz et Magnedens, qui sont, par rapport aux autres communes, des communes de petite taille. Les parents sont avertis qu'ils auront à assumer les frais et l'on reconnaît, dans ces communes, que c'est bien un élément dissuasif. On relève aussi que les familles d'origine alémanique établies depuis plusieurs générations, notamment à Magnedens, ont envoyé leurs enfants à l'école française du village et n'en

ont pas moins conservé l'usage de l'allemand en famille. Les quelques demandes de changement de cercle émanent essentiellement de personnes qui viennent de s'installer. A Avry-sur-Matran, le cycle d'orientation est pris en charge par la commune, puisque tous les élèves doivent se déplacer. Bonnefontaine admet le changement de cercle scolaire et facture aux parents le surcoût lié à ce changement.

Les communes du deuxième type prennent à leur charge les frais d'écolage sur une base *confessionnelle* et non pas linguistique. Ainsi, les élèves protestants, majoritairement de langue allemande, suivent l'ELP de Fribourg gratuitement. En revanche, les autres Alémaniques ont à payer l'écolage. Ces communes, ou plus exactement ces cercles scolaires (Belfaux, Lossy-Formangueires) visent aussi, sur le plan des langues, une intégration par l'école. A Corminboeuf, on acceptait que des élèves catholiques aillent à l'ELP pour des raisons linguistiques, en facturant le surcoût aux parents. Une décision a toutefois été prise de s'en tenir à l'aspect confessionnel, mais aucun cas de ce genre s'est présenté pour la rentrée 1992–93.

Le troisième type regroupe les communes qui prennent entièrement en charge les frais d'écolage pour tout changement de cercle pour raison linguistique (sans tenir compte du facteur religieux) et qui donc offre le *libre choix de la langue de scolarisation* (sous réserve de l'autorisation très généralement accordée par l'inspecteur). On trouve ici davantage de grandes communes (et leur cercle), en particulier Marly et Villars-sur-Glâne, auxquelles il faut ajouter Givisier et Granges-Paccot. Ces pratiques ne sont pas contestées et on se félicite, dans la plupart des cas, de cette solution favorable à un bon climat communal. Les seuls frais à la charge des parents sont liés aux transports. A Givisier, les parents catholiques qui envoient leurs enfants à l'ELP ont à assumer les coûts. En revanche, même si la commune préconise la scolarisation dans les écoles allemandes publiques de la ville de Fribourg, elle prend intégralement en charge l'écolage à l'ELP des enfants réformés, quand bien même cette école a un coût par élève beaucoup plus élevé. Pour ces communes, Marly et ses problèmes fait figure de repoussoir.

Le nouveau règlement scolaire de Marly, adopté en novembre 1989, qui entérine la gratuité de l'école en allemand, fait l'objet d'une procédure d'opposition sur le plan juridique, dont l'issue n'est pas encore connue. Dans l'intervalle, le Tribunal fédéral a donné tort à la recourante. Du point de vue statistique, la proportion des élèves alémaniques, pour le niveau primaire et par rapport au total des élèves, à suivre la scolarité en allemand à Fribourg est passée de 17% en 1977/78 à 9% en 1987/1988. Pour l'année scolaire 1992/93 (école enfantine et école primaire), cette statistique s'établit comme suit:

Tableau 1: Effectifs globaux des élèves de classes enfantines et primaires du cercle de Marly, année scolaire 1992/93

Elèves de langue allemande	**62**	**10,58%**
Elèves de langue allemande fréquentant l'école communale	13	2,22%
Elèves de langue allemande ne fréquentant pas l'école communale	49	8,36%
Elèves de langue allemande protestants à l'ELP	15	2,56%
Elèves de langue allemande non protestants à l'ELP	22	3,75%
Elèves de langue allemande protestants à l'école all. publique	3	0,51%
Elèves de langue allemande non protestants à l'école all. publique	9	1,54%
Elèves de langue française protestants à l'ELP	4	0,68%
Elèves de langue française non protestants à l'ELP	0	0 %
Total des élèves de Marly (enfantine + primaire)	**586**	**100%**

Source: Secrétariat communal de Marly

Par rapport à l'année 1987/88, la proportion des élèves alémaniques scolarisés à Fribourg n'a pas varié significativement, mais la courbe a suivi sa pente douce. En revanche, en comparaison avec l'année 1984/85, le pourcentage total des élèves alémaniques est resté extrêmement stable: 10,58% pour cette année *versus* 10,46%. Les protestations contre la gratuité de l'école allemande ne tiennent donc pas à une augmentation des effectifs concernés. En réalité, une partie de la population francophone a toujours contesté cette pratique. La nouvelle loi scolaire de 1985 et son règlement d'application, qui donnent aux communes la compétence de décider de la gratuité et les contraignent à adopter un règlement scolaire communal, ont donné aux opposants une voie officielle de recours.

Pourquoi Marly est-il devenu un cas problématique? Il est impossible d'y apporter une réponse univoque d'ordre linguistique, plusieurs dimensions jouent un rôle non négligeable. Quand on parle d'immigration alémanique, il faut rapporter ce phénomène à la situation générale de la commune. Entre 1870 et 1980, la proportion de germanophones a oscillé entre 19 et 24%, en culminant à 28% en 1888. Du point de vue de l'évolution de la population, un autre fait est beaucoup plus significatif: entre 1950 et 1988, la commune a quintuplé sa population, passant de 1253 habitants à 6256 habitants. Un gros village est donc devenu très rapidement une ville, avec de nouveaux problèmes à gérer en raison de cette croissance importante. A Marly, l'installation de l'entreprise CIBA, parmi d'autres implantations, a favorisé l'essor économique de la commune et l'a rendue attrayante. CIBA a amené avec elle de nombreux cadres alémaniques, ce qui a donné naissance à un nouveau quartier de villas,

très bien situé sur la colline de Montivert et donc très visible. On ne peut donc exclure, dans les discours portant sur la germanisation de la commune, un certain ressentiment de classe («s'ils peuvent construire des maisons, ils peuvent aussi payer l'école allemande...»).

L'exemple de Marly met en évidence la complexité des situations, et à trop fixer son attention sur la question scolaire et l'immigration germanophone, on court le risque de passer à côté d'autres dimensions importantes. Il en découle une implication méthodologique: le fait indispensable de se plonger dans le «bain social», pour s'imprégner de la réalité vécue et concrète. Sans une telle démarche anthropologique, on ne saurait expliquer les différences entre Marly et, par exemple, Villars-sur-Glâne, qui a connu un développement démographique similaire, sans que cela ne provoque de remous.

Le *district bilingue du Lac* (voir *tableau 3* dans l'annexe) constitue lui aussi un bel exemple de complexité. Il se distingue du reste du canton de Fribourg sur plusieurs plans. Il est majoritairement protestant dans un canton fortement catholique. Du point de vue politique, le parti radical est le plus important, mais ce parti, face au PDC, est minoritaire à l'échelon cantonal. Enfin, le dialecte de la région moratoise est très proche du dialecte bernois voisin, tandis que plus au sud (Haut-Lac), apparaît une autre variété, le dialecte de Gurmels (Cormondes). Ces deux dialectes se distinguent fortement du dialecte majoritaire, le singinois. Cette diversité confessionnelle, politique et linguistique, montre que le minoritaire alémanique n'est pas homogène. La DFAG d'ailleurs recrute principalement ses membres dans la partie singinoise et dans la capitale, beaucoup moins dans le Lac. De plus, pour le Moratois, Fribourg semble parfois très éloigné. Autre conséquence de cette diversité du district: selon le niveau pris en considération (national, cantonal ou régional) et selon le critère (religieux, politique), on est, dans cette région, tour à tour majoritaire ou minoritaire. Il en découle un climat particulier, plus propice par endroits en tout cas, à la cohabitation interlinguistique. Cela ne signifie pas qu'il n'y ait aucun problème, mais, d'une manière générale, les difficultés sont abordées et des solutions se mettent en place, plus ou moins rapidement, et avec plus ou moins de sérénité. Après ce bref rappel, examinons les situations plus concrètement.

Dans trois cercles scolaires, on retrouve le premier type de politique, à savoir *l'intégration* par la scolarisation en français. Il s'agit de Barberêche-Cressier, de Misery et de Vully-le-Haut et Vully-le-Bas. Dans le cas de Misery, un changement de politique a eu lieu. Jusqu'en 1993, la commune prenait en charge l'écolage à l'ELP. Deux enfants d'une même famille ont bénéficié récemment de cette possibilité. A partir de cette année, la commune ne paiera plus l'écolage à l'ELP que ce soit pour des raisons linguistique ou religieuse. Sur ce dernier aspect, le pasteur du village est à disposition pour l'enseignement religieux. Le dernier enfant de la famille suscitée suivra de ce fait l'école pri-

54

maire du village. Les deux communes francophones du Vully[6] occupent une position particulière dans la région germanophone du Bas-Lac. Les habitants sont majoritairement protestants (ce qui les rapproche de Vaud et de Neuchâtel), tout comme leurs voisins germanophones, tandis que, généralement, les autres francophones du district sont catholiques. La diversité moratoise s'exprime donc ici de manière privilégiée.

Les demandes de changement de cercle pour raison linguistique sont nombreuses et en augmentation ces dernières années dans ces communes, attractives notamment parce que proches de Berne. On a peur de devenir une «cité-satellite» de Berne. Le fait que pour le cycle d'orientation, le Vully fasse partie du même cercle scolaire que Morat et les communes avoisinantes, donne «l'idée que nous sommes un cercle bilingue» (un responsable communal). Ce sentiment est sans doute renforcé par le fait que les communes ne facturent pas aux parents la fréquentation du cycle allemand, tant que son coût n'est pas plus élevé que celui du cycle français. Face aux demandes, la commission scolaire reste ferme sur l'obligation de commencer obligatoirement l'école en français. Les demandes pour changement de cercle impliquent une procédure assez longue et si le changement est accordé par l'inspecteur, les frais d'écolage sont intégralement à la charge des parents. La facturation de l'écolage, aux dires des autorités communales et scolaires, est «le seul moyen de pression». Dans les contacts avec les parents, les responsables communaux insistent sur la nécessité d'une intégration des enfants au village, par l'école, les camarades de classe et les voisins. Selon un responsable scolaire, en règle générale, les parents se rallient à la position de la commune. Pour les enfants déjà scolarisés en allemand, ainsi qu'on l'a vu ci-dessus, la fréquentation gratuite en allemand est admise. Le Vully a fixé à la troisième année scolaire le niveau à partir duquel il acceptait la poursuite de la scolarisation en allemand. Le cas d'un élève scolarisé en allemand en deça de la troisième année ne s'est encore jamais présenté. Pour les élèves du primaire qui vont à l'école allemande, le Vully facture aux parents le 50% des frais d'écolage demandés par Morat.

Le cercle de Cressier-Barberêche applique aussi une politique d'intégration et de facturation de l'écolage total, et ce, depuis trois ans. Auparant, les cas étant très peu nombreux, la commune a payé sans que cela ne constitue un objet de discussion. Depuis quelques années, une douzaine de cas annuels de changement de cercle scolaire (école primaire et cycle d'orientation confondus) se présente et «la tendance est à l'aggravation» selon un responsable, ce qui a poussé les autorités, il y a trois ans, à facturer l'écolage aux parents. La

6 Dorénavant, nous utiliserons le terme générique de «Vully» pour désigner les deux communes vulliéranes. Cette généralisation est légitime dans la mesure où ces deux communes sont fortement interdépendantes et revendiquent toutes deux, et avec les mêmes moyens, le respect de leur identité francophone.

55

somme fixée originellement (de deux mille francs) s'étant révélée insuffisante, l'assemblée communale de Cressier du mardi 20 avril 1993 a nettement décidé d'adapter ce montant jusqu'à concurrence de cinq mille francs, seuls les frais effectifs d'écolage et de transport pouvant être facturés (ces frais approchent actuellement trois mille francs). Cette décision a provoqué quelques tensions dont la presse régionale s'est fait l'écho. Les Alémaniques, qui représentent actuellement 38% de la population, revendiquent des aménagements scolaires, plus particulièrement le droit à l'instruction gratuite. Pour les autorités communales et la majorité de la population, les frais d'écolage représentent un frein, dans une commune entourée par des villages alémaniques ou à majorité alémanique, encore dotée de terrains à bâtir bon marché. Traditionnellement, les Alémaniques envoyaient les enfants à l'école du village. Par ailleurs, le bilinguisme, bien que très largement répandu dans la commune et dans les commerces en raison de la présence de nombreuses familles mixtes sur le plan linguistique, n'avait jamais remis en cause l'identité francophone de Cressier. Depuis quelques temps, cet équilibre semble menacé: même si les enfants alémaniques parlent français, les parents souhaitent les scolariser en allemand. Du côté des autorités scolaires communales, on regrette que l'inspecteur scolaire accorde trop facilement l'autorisation de changement de cercle pour raison linguistique. De plus, l'augmentation des élèves scolarisés hors cercle menace directement l'existence de l'école du village, sans oublier la question du coût de fonctionnement. Le cercle Cressier-Barberêche comprend 54 élèves. Selon les normes cantonales, une petite diminution de cet effectif pourrait entraîner la perte «d'un maître, au détriment de nos élèves francophones» (un responsable communal). Signalons encore une particularité de la commune de Barberêche, composée de différents hameaux, dont l'un est de langue allemande. De ce fait, il existe une convention avec la commune de Gurmels, qui permet aux élèves germanophones de Barberêche de suivre l'école allemande gratuitement. Plus généralement, les cas du Vully et de Cressier illustrent donc une situation très particulière, de communes francophones dans le district du Lac qui tiennent à préserver leur identité francophone dans un contexte largement bilingue.

Le libre choix de la langue de scolarisation (le troisième type de politique) est bien représenté dans le district du Lac par deux importants cercles scolaires, celui de Morat et environs et celui de Courtepin-Courtaman. Il serait trop long ici de reprendre l'évolution de la politique en matière de scolarité, évidemment complexe compte tenu de la diversité linguistique et religieuse de la région[7]. Dans le cercle de Courtepin-Courtaman, qui accueille aussi les enfants

7 Cf. Windisch (1992), en particulier la troisième partie du volume I, avec plusieurs études de cas sur le district du Lac.

56

de Wallenried, les enfants peuvent être scolarisés de la même manière indépendamment de la langue choisie, dans un même complexe. Si l'infrastructure et le matériel sont partagés, les deux parties linguistiques ont leur propre structure (commission scolaire, pédagogie, plan d'études). Depuis trois ans, une classe enfantine allemande a été ouverte; auparavant, les élèves germanophones étaient regroupés dans la deuxième classe francophone, dite bilingue, bien que la pratique du français y fût prédominante. Signalons encore que l'école allemande est issue de l'ancienne ELP protestante de Courtepin. Dans ce cercle, on a atteint un fonctionnement presque idéal du point de vue de la cohabitation linguistique. Cela est particulièrement vrai pour Courtaman, où, à côté de l'école, on pratique une politique communale active en faveur du bilinguisme. Relevons que ce contexte régional favorable n'a pas eu pour conséquence un bouleversement des proportions linguistiques. A Courtepin, la population germanophone suisse est restée relativement stable (32% en 1950 et 28,8% en 1988), tandis qu'à Courtaman, elle a diminué en termes relatifs (57,1% en 1950 et 42% en 1988). Dans la petite commune de Wallenried, on a observé une véritable oscillation (50% en 1950, 48% en 1970 et 54,4% en 1980). Les militants francophones, qui craignent une germanisation du canton de Fribourg, affirment que le bilinguisme n'est toujours qu'une étape transitoire vers la germanisation. Le *cas d'espèce* ci-dessus apporte un démenti à une telle affirmation.

Le cercle scolaire de Morat et environs offre les mêmes possibilités que le cercle de Courtepin-Courtaman. Dès les années 1960, un accord a permis aux enfants de Meyriez de suivre gratuitement l'école allemande de Morat, tandis que Meyriez garantissait la réciproque aux enfants francophones de Morat. C'est en 1984 qu'est constitué le cercle scolaire francophone, sur les bases de l'ancienne Ecole libre publique allemande catholique de Morat, fondée en 1896 à laquelle on a adjoint une section française dans les années 1920. La désaffection de cette école par les alémaniques catholiques au profit de l'école publique a conduit à la fermeture de la section allemande en 1974. La section française, menacée dans son existence pour diverses raisons, notamment financières, a été transformée en école publique par la création du cercle francophone. Peu de temps après était signée une convention assurant la scolarité gratuite dans les deux langues, dans l'esprit de l'article 7, alinéa 2 de la loi scolaire de 1985, entrée en vigueur en 1987 (cf. l'article 7 ci-dessus). Le libre choix de la scolarisation pour la commune de Courgevaux n'est pas allé de soi. Avant d'en arriver là, Courgevaux a connu de sérieuses tensions dans les années 1970, au moment où l'assemblée communale, au nom de la territorialité des langues, s'est refusée par deux fois à prendre en charge l'écolage pour une scolarité en allemand à Morat. Ces tensions ont marqué le climat linguistique de toute la région. Morat a pris la défense des Alémaniques et du libre choix de

la langue de scolarisation, tandis que les Romands ont craint de se retrouver minoritaires dans la commune à l'image de l'évolution de Meyriez. (Majoritaires entre 1910 et 1930, les francophones de Meyriez ont vu leur proportion diminuer pour atteindre environ 21% en 1980, Greng a connu une évolution similaire.) Cette crainte était d'autant plus vive qu'en 1960, les germanophones représentaient plus de 60% de la population suisse. Actuellement, les francophones sont à nouveau majoritaires à Courgevaux. Dans ce cas aussi, les tensions sont dues, en bonne partie, aux revendications de scolarisation en allemand de la part de nouveaux habitants, alors que certaines anciennes familles avaient toujours accepté d'envoyer leurs enfants à l'école communale. D'autres familles alémaniques envoyaient leurs enfants à l'école allemande à Morat et à Münchenwyler et payaient une somme relativement modeste. C'est lorsque Morat, devant l'augmentation du nombre des élèves extérieurs, a demandé à Courgevaux de prendre en charge l'écolage de ces élèves et que Courgevaux a refusé, qu'ont donc éclaté les «querelles linguistiques». Si aujourd'hui, les contacts quotidiens semblent tout à fait satisfaisants, le souvenir des «bagarres» reste présent. Ces querelles ne sont naturellement pas réductibles au seul fait linguistique. Certains différends linguistiques surgissent à l'occasion d'autres conflits. Dans le cas présent se combinent plusieurs dimensions (comme dans le cas de Marly): la relation Alémaniques-Romands certes, mais les rapports centre (Morat)-périphérie, le «décalage» entre anciens et nouveaux habitants, la question confessionnelle, les aspects financiers, etc. Courgevaux a surmonté ses difficultés linguistiques et pratique une politique communale de bilinguisme sur les plans scolaires et administratifs. Cependant, cet équilibre est à reconstruire régulièrement, les relations pouvant osciller entre, d'un côté, la tolérance et le compromis et, de l'autre côté, la peur des Romands de devenir minoritaires.

Il est intéressant de relever que les communes alémaniques du district, sauf Morat, n'ont pas de véritable minorité francophone et n'ont pas été confrontées à des demandes de scolarisation en français. Les quelques élèves francophones suivent l'école communale allemande et sont le plus souvent issus de couples mixtes.

Du point de vue de la présence francophone, le *district germanophone de la Singine* (voir *tableau 4* dans l'annexe) est dans la même situation que les communes alémaniques du Lac. Cependant, sans doute à cause de la plus grande proximité de la frontière linguistique et du district francophone de la Sarine, plusieurs communes ont dû répondre à des demandes francophones. Une première série de communes applique une *politique d'intégration*. C'est le cas de Giffers, Tentlingen et de Düdingen, cette dernière prenant à sa charge l'écolage pour les enfants déjà scolarisés en français. A Tentlingen, cette politique d'intégration a été adoptée en 1991, à la suite de la révision du règlement scolaire communal.

Les communes de St. Silvester, de St. Ursen et de Tafers/Tavel offrent le *libre choix*. Tavel, le chef-lieu est un cas particulier. Le quartier du Petit-Schönberg est accolé à la ville de Fribourg, si bien que tant les enfants alémaniques que romands de ce quartier suivent l'école en ville de Fribourg. Le libre choix de la langue de scolarisation se limite en principe à ce quartier, toutefois la commune fait actuellement une exception pour une famille domiciliée dans un autre quartier. Ces exemples méritaient d'être mentionnés dans la mesure où le débat linguistique fribourgeois est focalisé sur le district de la Sarine et, dans une mesure moins importante, sur le district du Lac, mais ignore les situations singinoises. Selon certaines représentations romandes, les communes singinoises ne font pas cas des quelques minoritaires francophones.Ce rapide survol montre que les politiques scolaires en Singine sont identiques aux deux types les plus fréquents tant en Sarine que dans le Lac, à savoir l'intégration et le libre choix.

2.2. Statut linguistique et pratiques communales: diversité des critères définitoires et des dimensions explicatives

Il est intéressant de mettre brièvement en parallèle les politiques scolaires avec les pratiques communales sur les *plans politique et administratif*. En effet, il n'y a pas d'automatisme entre le type de politique scolaire et les pratiques plus générales liées à la cohabitation interlinguistique. Plus précisément, le fait d'offrir le libre choix de la langue de scolarisation n'implique pas forcément une politique cohérente bilingue. Inversement, la poursuite de l'objectif de l'intégration des enfants de la langue minoritaire ne conduit pas à tout refus d'utilisation de la langue minoritaire dans l'administration. La taille des communes dans ce domaine est un élément important. Les plus petites communes ne disposent souvent pas d'une administration à plein temps et les ressources sont limitées. Cela étant, quelques petites communes, parce que le secrétaire communal ou un conseiller communal est bilingue, s'adaptent parfois à la langue du minoritaire. Quelques exemples permettront d'illustrer les différents cas de figure.

Dans le *district de la Sarine*, parmi les communes qui offrent le choix de la langue de scolarisation, des différences apparaissent. Marly publie son bulletin d'information dans les deux langues en ce qui concerne les communications officielles. Les autres articles paraissent dans la langue de leur auteur (généralement le français), avec parfois des résumés dans l'autre langue. De plus, toutes les formules officielles sont bilingues. Mais le degré de bilinguisation des pratiques communales n'est pas aussi élevé que dans certaines communes du district du Lac, où par exemple les assemblées communales sont bilingues. Au Conseil général de Marly, personne ne s'exprime en allemand. A Pierraforstcha, les documents sont envoyés systématiquement dans les deux

langues, et sur demande, on traduit en allemand les interventions lors des assemblées communales qui se tiennent en français. En revanche, à Villars-sur-Glâne, tous les documents (bulletin d'information, formules diverses, etc.) sont rédigés uniquement en français. Cependant, les autorités communales ont cherché à engager du personnel bilingue, à même de répondre en allemand au guichet. Mais on considère cela comme un service rendu à la minorité qui ne remet pas en question l'identité francophone de la commune. L'administration de Givisiez écrit et répond toujours en français sans que cela ait jamais posé de problème.

Parmi les communes qui ont une politique d'intégration, les pratiques vont du refus de l'utilisation de l'allemand à une pratique un peu plus souple. Belfaux, par exemple, s'en tient au français pour éviter de s'engager dans un engrenage («On ne veut pas commencer, sinon on est perdu», déclare un responsable communal), tandis qu'à Lossy, il arrive quelquefois qu'on réponde en allemand, grâce à la présence d'un conseiller communal bilingue d'origine singinoise.

Cette diversité se retrouve dans le *district du Lac*. Nous avons déjà mentionné quelques exemples ci-dessus, à propos des cercles scolaires de Courtepin-Courtaman et de Morat. Quelques communes appliquent une politique très poussée de bilinguisme, à quelques nuances près: Courtaman, Courgevaux et Morat (cette dernière commune apparaissant moins bilingue). Courtepin suit une pratique plus francophone (correspondance, procès-verbal de l'assemblée communale, etc...). Cependant, les convocations aux assemblées communales, ainsi que les publications les plus importantes, sont écrites dans les deux langues. Signalons le cas très particulier de Meyriez qui, malgré sa nette majorité germanophone, tient à son statut francophone, qui est mis en pratique dans les usages administratifs. Les procès-verbaux du Conseil et de l'assemblée communaux sont donc toujours rédigés en français. Cette «curiosité» est à replacer dans le contexte régional. L'école française du village est menacée dans son existence en raison de l'absence presque totale d'enfants de la commune. Les autres communes du cercle scolaire souhaiteraient transférer cette classe dans un village avec des élèves francophones. De plus, Meyriez est enclavé dans la commune de Morat. Certaines personnes verraient d'un bon oeil un regroupement des deux communes. Il se trouve que le village, de type résidentiel, est relativement riche, tandis que le chef-lieu est assez fortement endetté. La défense de l'identité francophone s'inscrit peut-être dans une défense de l'identité villageoise et peut représenter un élément de résistance à une éventuelle fusion avec Morat.

Du point de vue de la diversité des pratiques politiques et administratives, les exemples du Vully et de Cressier sont particulièrement significatifs. Dans ces deux communes, on perçoit une menace de germanisation, en raison du

contexte immédiat fortement germanophone. De là vient la volonté très forte d'intégrer les enfants de langue allemande par l'école communale. On estime par ailleurs que, dans les deux communes, les bilingues sont très nombreux, en particulier d'origine alémanique. Dans les pratiques politiques et admistratives, le Vully, par principe, n'utilise que la langue française. L'assemblée communale est en français et le procès-verbal n'est pas traduit. Quelques lettres sont écrites en allemand dans des «cas extrêmes», c'est-à-dire des personnes dont on est sûr qu'elles ne comprennent pas le français. A Cressier, les pratiques sont marquées par plus de souplesse. En règle générale, tout se fait en deux langues. Le secrétaire communal est cité comme un exemple du «bon Alémanique» de la deuxième génération. Ses parents sont natifs du canton de Berne et se sont établis à Cressier. Ils ont envoyé leur fils à l'école française du village, qui est de ce fait devenu bilingue. Face à une minorité de langue allemande de plus de 36% en 1988, on affirme qu'«on ne peut pas être trop rigide» sur l'utilisation unique du français, tout en déplorant que quelques germanophones exigent toujours plus (un responsable communal).

Les communes alémaniques du Lac, compte tenu de leur très faible minorité francophone, sont gérées exclusivement en langue allemande. Les *communes singinoises* sont, sur le plan des proportions linguistiques, dans une situation très proche des communes alémaniques du Lac. L'administration communale travaille uniquement (ou presque) en allemand. A Tentlingen, tout se fait en allemand, toutefois le secrétaire communal est à même de fournir des explications en français. Cela se passe de façon similaire à Düdingen. Seules deux familles sont tout à fait francophones, les autres francophones font partie de familles mixtes; le besoin en traduction n'est donc pas très élevé. Dans le cas de Plasselb, une quarantaire de personnes (sans familles et sans enfants en âge scolaire) sont de langue française et il arrive que l'on s'adresse à elles en français. La situation est analogue à Giffers. Enfin, dernier exemple, à St.Silvester, on n'écrit «normalement» pas de lettres ou documents en français, depuis la reconnaissance formelle de l'allemand en tant que langue officielle, soit depuis la révision de l'article 21 de la Constitution cantonale. Avant, il arrivait que l'on s'adresse en français à certaines personnes. Les situations singinoises démontrent, une fois encore, qu'il n'y a pas forcément convergence entre les politiques scolaires et les pratiques linguistiques sur le plan administratif: une politique scolaire d'intégration ne signifie pas automatiquement une utilisation exclusive de la langue allemande. Elles illustrent aussi que, très généralement dans le canton de Fribourg, on «fait avec» la cohabitation linguistique dans la souplesse et le pragmatisme.

La diversité des situations et des pratiques posent la question difficile des *critères de définition du statut linguistique* d'une commune, en particulier dans la zone où la mixité existe de fait. Dans les travaux préparatoires à la révision

de l'article 21, une commission d'experts s'est penchée sur ce problème. Il vaut la peine d'énumérer les critères retenus[8]:

- la contiguïté d'une commune avec une commune unilingue de la langue minoritaire;
- le pourcentage de la population minoritaire (seuils possibles: entre 20 et 30%);
- le nombre absolu de la population globale et minoritaire;
- l'historicité;
- la pratique communale (pratiques administratives bilingues: règlements, administration, assemblées communales, ...);
- la volonté de la commune de s'affirmer unilingue ou bilingue.

Si l'on applique ces critères, qui ne sont ni obligatoirement cumulatifs, ni hiérarchisés (seul le critère historique pèse plus lourd que les autres), on s'aperçoit qu'ils sont difficilement applicables uniformément, tant chaque commune semble être un cas spécifique. Plus concrètement encore, prenons l'exemple de Morat et de Granges-Paccot. Dans le cas du chef-lieu du Lac, considéré comme bilingue, un seul critère de mixité est rempli, celui de la volonté communale. Granges-Paccot répond à trois critères (la contiguïté, le pourcentage et l'historicité). Cependant, l'image et les pratiques de la commune sont clairement francophones, et aucune tension d'ordre linguistique ne s'est manifestée. Il apparaît clairement que la définition du statut linguistique est très problématique. Rappelons ici que deux motions, respectivement romande et alémanique, du Grand Conseil fribourgeois demandent précisément que l'on détermine, pour la première, le statut linguistique des communes et, pour la seconde, une zone de mixité linguistique.

La recherche sur le terrain et la démarche anthropologique, ainsi que nous l'avons vu, permet de recenser les pratiques réelles et les arrangements concrets, tout en essayant de dégager les *multiples dimensions explicatives*. Plusieurs facteurs peuvent intervenir en réponse à la spécificité des situations et à l'originalité des solutions trouvées. Ils recoupent partiellement les critères de définition du statut linguistique: importance respective, en termes absolus et relatifs, des deux communautés linguistiques, leur évolution au cours de l'histoire, mais aussi pour la période récente et les usages linguistiques passés et présents. Il faut y ajouter d'autres dimensions, qui se rattachent au contexte géo-linguistique: la position d'une commune par rapport aux voies de communication, la langue des centres voisins, la proximité de la frontière linguistique et l'évolution globale de la localité (accroissement démographique, industrialisation, etc). Des facteurs plus subjectifs jouent aussi un rôle significatif, tels l'attitude des autorités face aux langues et la perception des rapports intercommunautaires (la crainte

8 Cf. Windisch (1992), p. 98, volume I.

de la germanisation par exemple). Cette complexité, combinée à la spécifité de chaque cas particulier, empêche de classer les communes selon des critères sommaires (par exemple germanophone, francophone ou bilingue). Quelle réponse concrète peut-on alors apporter? Sans doute faut-il laisser aux communes une très large *autonomie* leur permettant de trouver des solutions pragmatiques et donc d'aborder les difficultés éventuelles au niveau le plus quotidien et le plus proche des citoyens.

3. Remarques finales: la nécessité d'une meilleure connaissance des situations «en acte»

Le savoir-faire intercommunautaire développé par plusieurs communes fribourgeoises est le résultat d'un équilibre patiemment construit et reconstruit constamment. Sans doute est-il plus fragile là où la cohabitation interlinguistique est moins traditionnelle. Mieux connaître ces diverses situations met en évidence des modes originaux et pragmatiques de gestion des rapports interlinguistiques. Compte tenu de l'importance dans la période contemporaine du fait et des identités linguistiques, il s'agit d'un domaine de recherche extrêmement stimulant pour les sciences sociales, en Suisse tout particulièrement. Cette connaissance doit aussi être utile dans le débat politique. Nous revenons ici à notre point de départ, le projet de révision en cours de l'article sur les langues (article 116) de la Constitution fédérale. Dans sa version actuelle, l'article énumère les langues nationales et les langues officielles. Le projet du Conseil fédéral garantit, au premier alinéa, la liberté de la langue. C'est là la principale innovation. Le principe de la territorialité vient au troisième alinéa et devient applicable quand une langue nationale est menacée dans son aire traditionnelle de diffusion. Plusieurs cercles romands, à l'inverse des autres minorités latines, se sont insurgés contre la garantie de la liberté de la langue, voyant en elle le moyen de la germanisation de la Romandie. Ce point de vue francophone a rallié la majorité du Conseil des Etats. La garantie de la liberté de langue s'est effacée devant le principe de la territorialité. Nous en sommes là aujourd'hui. Mais la commission du Conseil National qui s'occupe de la question n'est pas du même avis. Il n'est pas exclu qu'un débat national stimulant sur les rapports entre les différentes communautés linguistiques et culturelles du pays, qui aurait pu avoir lieu à l'occasion de cette révision, soit mort-né et que l'on se contente finalement – de peur de réveiller un «Kulturkampf linguistique» – de proposer d'ancrer dans la Constitution un article prévoyant simplement un soutien à la seule langue réellement menacée, à savoir le romanche. Dans sa dernière session (le 22 septembre 1993), le Conseil national a adopté une nouvelle version de l'article 116 allant précisément dans ce sens.

L'affirmation du principe de la territorialité pose un certain nombre de questions, non pas en tant que principe, mais dans son application concrète, que la situation fribourgeoise illustre parfaitement. Le risque est grand, en cas d'une application très rigide, d'obtenir un *effet pervers*, c'est-à-dire que ce principe, plutôt que viser la paix linguistique, devienne en fait la cause de tensions linguistiques et intercommunautaires. Le pragmatisme et la souplesse de nombreuses communes fribourgeoises pourraient être remis fondamentalement en question. D'où la nécessité d'appliquer ce principe en accord avec la réalité concrète et avec l'autonomie communale. Les cas de Meyriez et de Greng illustrent un changement de majorité linguistique certainement irréversible au détriment de la minorité francophone. Quelques communes oscillent constamment et ont changé, au cours de l'histoire récente, plusieurs fois de majorité linguistique. Les premières données du recensement fédéral de 1990, concernant la *population résidante*, confirment l'existence de ces mouvements homéostatiques (Wallenried est à nouveau majoritairement francophone, tandis que Courgevaux parcourt le chemin inverse). Mais les proportions linguistiques, dans l'ensemble, sont relativement stables, quelle que soit d'ailleurs la politique communale sur les plans administratif et politique adoptée (à Marly, la population alémanique passe de 22 à 19%). Cette stabilité statistique devrait permettre d'aborder plus sereinement la coexistence linguistique, y compris dans les zones de mixité et met particulièrement en évidence la valeur du pragmatisme communal. En effet, le savoir-faire intercommunautaire apparaît comme un garant de la paix linguistique, en établissant un climat de tolérance. Certes, des difficultés existent, ou apparaissent; cependant, à chaque fois, un nouvel équilibre est trouvé.

Finalement, face à la crispation romande et à la tentation du repli, il semble nécessaire de redéfinir les rapports intercommunautaires en Suisse, et de faire de la frontière linguistique un lieu de contact effectif et privilégié.

Université de Genève
Département de Sociologie
Uni Mail
CH-1211 Genève 4

Uli Windisch
Didier Froidevaux

Référence bibliographique.

Windisch, Uli (1992) avec la collaboration de Froidevaux, Didier: *Les relations quotidiennes entre Romands et Suisses allemands*, Les cantons bilingues de Fribourg et du Valais, Lausanne, Editions Payot, deux volumes, 618 et 540 p., ISBN 2-601-03111-5.

Annexe

Tableau 2: District de la Sarine. Tableau récapitulatif des pratiques communales en matière de choix de la langue de scolarisation des élèves de la langue minoritaire

Communes (resp. cercles scolaires)[1]	Langue officielle	pop. suisse totale en 1980	% de germanophones, 1950	% des germanophones, 1980	politique com. prise en charge de l'écolage par	élèves[2]
Autafond	franç.	80	34.8	15.0	réformés → commune autres → parents	2ELP 0
Belfaux	franç.	1416	10.7	11.9	réformés → commune autres → parents	15ELP 0
Avry-sur-Matran	franç.	783	20.7	11.0	commune → intégration charge des parents	2–3/an
Bonnefontaine (Montécu, Praroman, Le Mouret)	franç.	206	21.7	15.5	parents=surcout	3 (1–3)
Chésopelloz	franç.	65	12.4	32.3	aucun cas	
Corminboeuf	franç.	753	11.3	13.7	réformés → commune autres → parents surcoût = parents	1–2/an
Corjolens (Corserey, Lentigny Onnens, Lovens)	franç.	68	33.3	23.5	ne s'est pas posé depuis plusieurs années	
Cormagens	franç.	75	34.2	28.0	réformés → commune autres → parents	5[4]ELP/0 (qq/qq)
Lossy–Formangueires (La Corbaz)	franç.	231	10.0	17.8 (Formangueires, avant fusion avec Lossy: 24.0)	ne se pose plus; avant réformés → commune autres → parents	0/0 (1–2ELP/ 0[5])
Ferpicloz (Arconciel, Ependes, Senèdes)	franç.	136	24.0	16.2	commune → intégration charge des parents	0/0 (0/2–3)
Fribourg	franç.[3]	31483	33.2	30.8	offre scolaire bilingue	
Givisiez	franç.	854	26.8	18.5	charge de la commune (ELP ou éc. publiques)	10–15-/an - 50% ELP
Granges-Paccot	franç.	1001	29.3	34.2	charge de la commune (ELP ou éc. publique)	10–15-/an
Magnedens (Corpataux, Rossens)	franç.	79	21.9	22.8 charge des parents	commune → intégration (0/1)	0/0
Marly	franç.	4770	24.7	22.8	charge de la commune, recours contre cette pratique	(pour tout le cercle) 37ELP
Pierrafortscha	franç.	154	50.8	35.7	réformés → commune autres → surcoût=parents	12 éc. publique
Villarsel-s-Marly	franç.	46	14.8	30.4		
Posieux (Ecuvillens)	franç.	658	20.6	30.5	éc. enfantine=parents éc. prim.=parts com.	10–12
Villars-sur-Glâne	franç.	4869	23.5	20.0	charge de la commune	24ELP[5] 13 éc. pub.

1) Sans autres précisions, la commune forme à elle seule un cercle scolaire primaire. Si plusieurs communes figurent dans la même case du tableau, cela signifie qu'elles font partie du même cercle scolaire. Les communes, dont le nom est entre parenthèses, appartiennent au même cercle que la/les commune/s citée/es dans la même case, mais elles n'ont pas fait l'objet de l'étude. Concernant la politique communale du point de vue de la langue de scolarisation et la question de la prise en charge de l'écolage, lorsque figure, dans le tableau, le terme *choix*, cela implique que la commune prend dans tous les cas l'écolage à sa charge.

2) Le premier chiffre indique les données actuelles, c'est-à-dire le nombre d'élèves qui changent de cercle scolaire pour des raisons linguistiques (et/ou religieuses), à charge de la commune. Le deuxième chiffre porte sur les élèves dont les frais d'écolage sont supportés par les parents. Les chiffres entre parenthèses donnent une estimation, dans le même ordre que ci-dessus, du nombre d'élèves concernés pour les années précédentes.

3) Cf. la remarque concernant Morat (note 2 du tableau sur le district du Lac).

4) 4 réformés de langue allemande et 1 réformé francophone.

5) Données pour l'année scolaire 1993/94, inscriptions au 4 juin 1993, élèves dans les classes primaires de Villars-sur-Glâne: 528; 27 ELP; 13 école publique de Fribourg.

65 BEST COPY AVAILABLE

Tableau 3: District du Lac. Tableau récapitulatif des pratiques communales en matière de choix de la langue de scolarisation des élèves de la langue minoritaire

Communes (resp. cercles scolaires)[1]	Langue officielle	pop. suisse totale en 1980	% de germanophones, 1950	% des germanophones, 1980	politique com., prise en charge de l'écolage par	élèves[2]
Cressier	franç.	383	22,1	26,9	commune → intégration depuis 3 ans, à la charge des parents (adaptation du tarif en 1993)	10–12 ELP (y compris co)
Barberêche	franç.	470	35,2	29,1	libre choix	
Courgevaux	franç.	561	52,2	51,2	mi-1980, convention avec Morat, choix entre école all. et française	(pour tout le cercle)
Greng	franç.[3]	54	87,5	85,2	idem	
Muntelier (= Montilier)	allem.	489	81,1	90,4	idem	éc. all: 326
Meyrez	franç.	284	54,7	78,5	dès 1960 convention avec Morat, choix entre école all. et française	
Murten/Morat (cercle allemand) (cercle français: Courgevaux, Muntelier, Meyrez, Greng, Morat)	allem.[4]	3816	83,9	85,8	choix entre école allem. et école française	éc. frç.: 82
Courtaman	franç.	626	57,1	47,0	choix entre école all. et française	(pour tout le cercle)
Courtepin	franç.	852	32,4	29,6	idem	éc. all.: 62
Wallenried	franç.	239	50,4	54,0	depuis 1974, choix école allemande ou française	éc. frç.: 160
Gurmels	allem.	954	95,7	95,1	ne s'est jamais présenté	
Kerzers	allem.	2423	96,4	96,3	ne s'est jamais présenté	
Lurtigen (Altavilla, Jeuss, Salvenach)	allem.	158	95,7	97,5	ne s'est jamais présenté	
Misery (Cormérod, Courtillens, Courtion, Corsalettes)	franç.	267	10,4	6,0	commune → intégration (→ 1993: écolage ELP à charge de la commune)	2/0
Villarepos	franç.	277	14,2	11,9	ne se pose plus depuis 10–15 ans	0/0 (2ELP/0)
Vully-le-Bas	franç.	1004	29,3	20,9	commune → intégration charge des parents enfants déjà scolarisés en all.[5]: 50% = parents, CO all. gratuit	(pour tout le cercle 10 (prim.+CO)
Vully-le-Haut	franç.	629	14,3	24,5		(13, idem)

1) Sans autres précisions, la commune forme à elle seule un cercle scolaire primaire. Si plusieurs communes figurent dans la même case du tableau, cela signifie qu'elles font partie du même cercle scolaire. Les communes, dont le nom est entre parenthèses, appartiennent au même cercle que la/les commune/s cité/es dans la même case, mais elles n'ont pas fait l'objet de l'étude. Concernant la politique communale du point de vue de la langue de scolarisation et la question de la prise en charge de l'écolage, lorsque figure, dans le tableau, le terme *choix*, cela implique que la commune prend dans tous les cas l'écolage à sa charge.

2) Le premier chiffre indique les données actuelles: c'est-à-dire le nombre d'élèves qui changent de cercle scolaire pour des raisons linguistiques (et/ou religieuses), à charge de la commune. Le deuxième chiffre porte sur les élèves dont les frais d'écolage sont supportés par les parents. Les chiffres entre parenthèses donnent une estimation, dans le même ordre que ci-dessus, du nombre d'élèves concernés pour les années précédentes. L'abréviation «qq» signifie quelques cas.

3) Cette commune est toujours considérée officiellement de langue française par les autorités cantonales, tandis que sur le plan du district, elle est considérée de langue allemande.

4) Morat est, officiellement, de langue allemande. Toutefois, en raison de son rôle de chef-lieu d'un district bilingue, on lui reconnaît généralement un statut particulier, identique à celui de la ville de Fribourg: Morat est perçue comme une commune bilingue.

5) Le cercle scolaire a adopté une «ligne théorique»: le changement pour raison linguistique est admis à partir de la 3ème année primaire, mais aucun cas concret de ce type ne s'est présenté. Cf. texte ci-dessus.

66

BEST COPY AVAILABLE

Tableau 4: District de la Singine. Tableau récapitulatif des pratiques communales en matière de choix de la langue de scolarisation des élèves de la langue minoritaire

Communes (resp. cercles scolaires)[1]	Langue officielle	pop. suisse totale en 1980	% de germanophones, 1950	% des germanophones, 1980	politique com., prise en charge de l'écolage par	élèves[2]
Düdingen	allem.	5407	94.5	95.0	commune → intégration enfants déjà scolarisés, écolage = commune	2–3/an
Giffers	allem.	1179	98.4	91.1	commune → intégration charge des parents	0/2 (0/1–2)
Plasselb	allem.	729	95.0	97.3	ne s'est jamais présenté	
St. Silvester	allem.	790	95.9	95.9	charge de la commune	5–6/an
St. Ursen	allem.	993	96.7	92.6	charge de la commune	4 (4)
Tafers	allem.	2169	92.7	93.8	charge de la commune	~ 10/an
Tentlingen	allem.	735	95.3	93.6	charge des parents (→ 1991: commune)	2–3/an

1) Sans autres précisions, la commune forme à elle seule un cercle scolaire primaire. Si plusieurs communes figurent dans la même case du tableau, cela signifie qu'elles font partie du même cercle scolaire. Les communes, dont le nom est entre parenthèses, appartiennent au même cercle que la/les commune/s citée/es dans la même case, mais elles n'ont pas fait l'objet de l'étude. Concernant la politique communale du point de vue de la langue de scolarisation et la question de la prise en charge de l'écolage, lorsque figure, dans le tableau, le terme *choix*, cela implique que la commune prend dans tous les cas l'écolage à sa charge.

2) Le premier chiffre indique les données actuelles: c'est-à-dire le nombre d'élèves qui changent de cercle scolaire pour des raisons linguistiques (et/ou religieuses), à charge de la commune. Le deuxième chiffre porte sur les élèves dont les frais d'écolage sont supportés par les parents. Les chiffres entre parenthèses donnent une estimation, dans le même ordre que ci-dessus, du nombre d'élèves concernés pour les années précédentes. L'abbréviation «qq» signifie quelques cas.

BEST COPY AVAILABLE

67

Das Sprachverhalten zweisprachiger Paare und Familien in Freiburg i. Ue.

1. Ausgangslage

In der Stadt Freiburg lebten im Dezember 1990 58.4% Französischsprachige, 22.8% Deutschsprachige und 18.8% Anderssprachige; im Kanton Freiburg waren es 61% Französischsprachige, 29.7% Deutschsprachige und 9.4% Anderssprachige. Die Zahl der Zwei- und Mehrsprachigen ist unbekannt, obwohl die Angaben zum Sprachgebrauch, der 1990 neu kam, die Einsprachigkeitsideologie etwas gelockert hat. Kann das Zusammenleben auf der pragmatischen Ebene in Freiburg als gut bezeichnet werden, so ist der Diskurs über die Zweisprachigkeit in den letzten Jahren durch die Diskussion um den neuen Artikel 21 der Staatsverfassung (Sprachenartikel), die Bilingualisierung der Strassenbezeichnungen, die leidige Schulgeldangelegenheit in Marly, die Schaffung zweisprachiger Klassen, die faktische Anerkennung der Zweisprachigkeit der Stadt - um nur die wichtigsten zu nennen - geprägt worden. Ziel der Arbeit war unter anderem, einer Einsprachigkeitsideologie entgegenzuwirken, damit die Leute ihre Zweisprachigkeit, ob eine endogene oder exogene, im Laufe der Jahre nicht verlieren.

Jede Form von Zweisprachigkeit ist geprägt vom Verhältnis, das die in Beziehung stehenden Sprachen im Laufe der Jahrhunderte geprägt haben. So beinhaltet die deutsch/französische Zweisprachigkeit auch die Beziehungsgeschichte zwischen der deutschen und französischen Sprachgemeinschaft, die unterschiedliche Auffassung, die man von einem Dialekt hat. Während zwei Jahrhunderten genoss das Französische in Freiburg ein hohes Sozial- und Kulturprestige, für viele Frankophone ist das Deutschsprechen noch heute «parler de la main gauche».

2. Methode

Ich habe als Thema meiner Arbeit zweisprachige Paare und Familien gewählt, weil mir dieser Gegenstand einerseits sehr interessant, und andererseits relativ unerforscht erschien. Auch die Brückenfunktion von zweisprachigen Familien schien mir verheissungsvoll. Als Definition habe ich folgende gewählt: Personen werden als zweisprachig angesehen, wenn sie zur Zufriedenheit ihrer Umwelt einen signifikanten Anteil ihrer sozialen und intellektuellen Aktivitäten in der Zweitsprache ausüben können, wobei die Begriffe «Zufriedenheit der Umwelt», «signifikanter Anteil» und «ausüben können» sehr relativ

sind. Unter einem zweisprachigen Paar verstehe ich zwei Partner, die beide zweisprachig sind, im Gegensatz zum gemischtsprachigen Paar, bei dem nur eine Person zweisprachig ist und bei dem zwei Muttersprachen vorhanden sind. Es handelt sich um eine empirische Untersuchung, die mittels Fragebogen durchgeführt wurde. Es wurden vier Fragebögen überreicht, ein soziolinguistischer mit den üblichen soziologischen Daten (Geburtsort, Alter, Dauer des Aufenthaltes in Freiburg, Konfession, besuchte Schulen, Beruf, Stellung im Beruf etc.), angereichert durch Angaben sprachlicher Natur (Muttersprache der Eltern, der Vpn, Sprache(n) in der ursprünglichen Familie, Schulsprache, Arbeitssprache, Kultur- und Mediensprache, Paarsprache etc.). Dann wurde in einem anderen Fragebogen nach den Sprachkenntnissen im Hochdeutschen, Schweizerdeutschen und Französischen gefragt und ob die Umwelt die Vpn als zu beiden Sprachgemeinschaften zugehörig einstuft. In einem dritten Fragebogen ging es um die Einstellungen der Vpn gegenüber den drei Sprachvarianten und der Zweisprachigkeit und im letzten schliesslich um die Sprachbiographie der Vpn. Dieser letzte Teil sollte die geschlossenen Fragen der drei anderen Fragebögen etwas ausgleichen. Ergänzt wurden die Angaben der Vpn durch die Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtung während des Fragebogenausfüllens. Um der Untersuchung einen sprachökologischen Rahmen zu geben, wurden im ersten Teil der Arbeit die Bedingungen beschrieben, in denen die zwei Sprachen und die zwei Sprachgemeinschaften leben. Es wurden also die Lebensbedingungen der Sprachen und der SprachträgerInnen auf Schweizer und vor allem auf Freiburger Ebene beschrieben, wobei die juristischen, historischen, schulischen und kulturellen Aspekte besonders unterstrichen wurden. Die Analyse des sprachlichen Biotops in Freiburg ergab Unterschiede in der Einschätzung des Zusammenlebens zwischen Deutsch und Welsch, wobei die Geschichte von den beiden Sprachgemeinschaften anders ausgelegt wird, die Welschen sehen den Kanton Freiburg als Westschweizer Kanton mit einer deutschen Minderheit, während die Deutschfreiburger ihn als zweisprachig bezeichnen. Unterschiede bestehen auch in der Auslegung des Territorialprinzips, die Welschen sehen dieses als Maginotlinie mit zwei Ausnahmen, Freiburg und Murten, während die Deutschsprachigen die Sprachgrenze als zweisprachigen Gürtel sehen. Das umgekehrte Verhältnis zwischen Deutsch und Welsch auf Schweizer Ebene wirkt in gewisser Hinsicht entschärfend, andererseits muss man aber sagen, dass die welsche Freiburger Mehrheit sich in vielen Belangen wie eine Mehrheit verhält, aber wie eine Minderheit fühlt. Diese sprachökologischen Aspekte müssen als Interpretationsrahmen für die Auslegung der Daten der Arbeit über das Sprachverhalten zweisprachiger Paare und Familien in Freiburg dienen.

3. Kurzbeschrieb des Samples

40 Vpn, die sich paarweise gruppieren und die sich als mehr oder weniger zweisprachig definieren, wurden aus meinem Bekanntenkreis oder mittels des Schneeballverfahrens ausgewählt. Das Durchschnittsalter beträgt 39.5 Jahre, wobei die jüngste und die älteste Generation durch die Untersuchung nicht erfasst wurden. Das Sample weist eine Unterrepräsentation der Katholiken auf, jedoch eine Überrepräsentation der oberen Mittelschicht und der Akademiker, das hängt von den verzerrenden Effekten der Wahl im Bekanntenkreis und des Schneeballverfahrens ab. Etwas mehr als die Hälfte der Vpn ist in Freiburg oder Umgebung geboren. Die Beziehungsdauer siedelte sich zwischen drei und 37 Jahren an, wobei der Durchschnitt 13 Jahre und 2 Monate betrug. Ein einziger Deutschsprachiger hat einen französischtönenden Familiennamen, während vier Frankophone deutsche Familiennamen besitzen. Kein einziger Französischsprachiger hat einen deutschen Vornamen, aber 14 Deutschsprachige haben französische oder französisch ausgesprochene Vornamen. 10% des Samples, also vier Vpn, verfügen über zwei Muttersprachen und drei Vpn sind weder deutscher noch französischer Muttersprache, ein Mann ist italienischer, eine Frau hebräischer und eine andere Frau niederländischer Muttersprache. Die Vpn weisen hinsichtlich des Zeitpunktes des Erlernens der Zweitsprache grosse Unterschiede auf, die Bilingualisierung setzte also in recht verschiedenen Momenten im Leben der Informanten ein.

4. Ergebnisse der Untersuchung

Ein Informant sagte mir beim Türeöffnen schalkhaft: «So, Sie machen eine Arbeit über zweisprachige Paare. Dann will ich Ihnen sagen, wie es bei uns funktioniert: Am Tisch sprechen meine Frau und ich Deutsch und im Bett Französisch». Die Resultate zur Paarsprache brachten folgendes zutage: Die face-to-face- Paarsprache ist sehr reziprok, nur bei einem einzigen Paar gab die Frau an, Deutsch und Französisch mit ihrem Mann zu sprechen, während er meinte, vor allem das Deutsche mit seiner Frau zu gebrauchen. Dieses Ergebnis verrät auch, dass die Bundeshausstrategie «jeder in seiner Muttersprache» nicht eingesetzt wird. Hängt es wohl damit zusammen, dass das Paar seine innere Kohäsion, Solidarität und Übereinstimmung auch sprachlich ausdrücken muss? In den Kommunikationskanälen des Telefons, der Briefe und Notizen ist die Paarsprache viel weniger reziprok, bei den gemischtsprachigen Paaren ist das Schriftliche das letzte Rückzugsgebiet der Muttersprache für den Partner, der für die mündliche Interaktion auf seine Muttersprache verzichtet hat. Die Hypothese, nach der nicht der Mann die Paarsprache durchsetzt - in anderen For-

schungsarbeiten wird immer wieder behauptet, dass der Mann die Paarsprache und die Frau die Kindersprache bestimmt - , konnte bestätigt werden. Das «Starke» in der Paarsprache ist das Französische, was eine andere Hypothese bestätigt; die Gründe dafür sind einerseits darin zu suchen, dass die deutschsprachigen Partner die französische Sprache besser beherrschen als umgekehrt die französischsprachigen Partner die deutsche, andererseits halten in denjenigen Fällen, in denen der französischsprachige Partner die deutsche Sprache genausogut oder sogar besser beherrscht als der deutschsprachige die französische, die Frankophonen stärker an ihrer französischen Identität fest. Auch die drei Paare mit einem allophonen Teil bestätigen das Übergewicht des Französischen: Sie sprechen alle Französisch, obwohl die Schweizer Partner allesamt deutscher Muttersprache sind. Sieben Paare haben eine ungemischte französische Paarsprache angegeben, demnach weisen 13 Paare eine gemischte Paarsprache auf (vor allem Deutsch, Deutsch und Französisch, vor allem Französisch), kein Paar interagiert nur auf Deutsch. Ein Paar greift zum französischen «Bolze», d.h. es mischt in die französische Grundsprache deutsche Ausdrücke und Wörter ein, ein Paar wendet beide Sprachen in scheinbarer Regellosigkeit inner- und ausserhalb der Sätze nebeneinander an, längere einsprachige Sequenzen in beiden Sprachen sind aber auch anzutreffen. Fünf Paare sprechen das typische «Bolz», diese Mischsprache, die ursprünglich aus den Unterstadtquartieren stammte. Zwei Paare greifen sowohl zum Deutschen wie zum Französischen, aber das Auseinanderhalten der Sprachen ist ihnen wichtig, der Sprachwechsel ist immer durch äussere Umstände motiviert (Thema, Ort, Präsenz anderer Personen etc. = situational code-switching). So sagen zwei Vpn während der Untersuchung: «parfois nous utilisons l'allemand pour expliquer un mot ou quand des personnes de langue allemande sont présentes. Mais nous ne mélangeons pas à l'intérieur d'une phrase» und «A la maison, nous n'utilisons jamais un langage du type 'bolze'». Aus diesen zwei Aussagen geht hervor, dass der Satz eine nicht zu verletzende Einheit darstellt, und dass der Gebrauch einer Mischsprache bei gewissen Leuten klar stigmatisiert ist. Ob ein Paar für seine Interaktion zum Bolz greift, hängt vor allem von diesen Faktoren ab: deutschsprachige und städtische Herkunft, Mischtradition in der ursprünglichen Familie, Intimität.

Was das Medienverhalten und die soziokulturellen Gewohnheiten der Paare betrifft, so muss man sagen, dass das Verhalten innerhalb der Paare, ja auch innerhalb der Personen selber, sehr uneinheitlich ist. Auch hier sind die nurdeutschen Antworten viel seltener als die nurfranzösischen, sie sind nur in der belletristischen Sparte anzutreffen, die Literatur ist also das letzte Rückzugsgebiet der deutschen Muttersprache, was auch aus dem Briefeschreiben ersichtlich war.

Da das Paar nicht in einem gesellschaftlichen Hohlraum lebt, wurde auch der ausserfamiliäre Sprachgebrauch mit dem Freundeskreis, den Nachbarn, in

den Geschäften und mit der Verwaltung berücksichtigt. Auch hier erhält man wenig ungemischte Antworten, wobei aber das Nurfranzösische wieder häufiger vorkommt als das Nurdeutsche. Am meisten gemischte Angaben «Deutsch und Französisch» wurden in der Domäne der Freundschaft genannt. 23 Personen gaben an, in ihrem Freundeskreis beide Sprachen zu etwa gleichen Teilen zu gebrauchen. Dies wurde auch in den Sprachbiographien angesprochen: «Meine Bekannten finden sich auch je ungefähr zur Hälfte aus beiden Kreisen»; «Mes amis sont de langues différentes et je m'adapte aux circonstances».

Kinder waren für die Wahl der Vpn kein Kriterium, da am Anfang die Paarsprache im Vordergrund stand. Aber die Gegenwart von Kindern ist für das Paar sehr wichtig, da die Sprache und Kultur der Partner entweder weitergegeben werden oder dann erlöschen. Dazu kann der Partner, der für die Paarsprache auf seine Muttersprache verzichtet hat, diese für die Interaktion mit den Kindern einsetzen. Die Kinderzweisprachigkeit ist in der Forschung äusserst gut dokumentiert, nicht zuletzt, weil zweisprachige Kinder auf einsprachige Erwachsene eine starke Faszination ausüben.

Alle Paare des Samples möchten zweisprachige Kinder aufziehen. Die Pläne, die Eltern dazu schmieden, werden in der Forschung im (etwas militärisch tönenden) Kapitel Sprachstrategien angegangen. Von den 16 Elternpaaren, die die Untersuchung umfasst, haben alle Sprachstrategien für ihre Kinder entwickelt.

Fünf Paare wenden die Grammontformel (une personne, une langue) an, wobei zwei sie konsequent anwenden. Bei den anderen drei Paaren flicht der deutschsprachige Partner jeweils auch etwas Französisch in seine Rede mit den Kindern ein. Es scheint, dass die Leute konsequenter zu ihrer französischen als zu ihrer deutschen Muttersprache halten. Drei Paare, wobei diese sechs Personen alle deutscher Muttersprache sind, haben beschlossen, beide Sprachen von Anfang an im Elternhaus einzuführen. Zwei Paare wenden die Strategie «home language different from majority language» an und zwei weitere Paare wollen allmählich die zweite Sprache einführen, da sie der Meinung sind, dass man zwar zweisprachig sein, aber nur eine Muttersprache haben soll. zwei andere Paare haben zuhause eine Hauptsprache (das Französische) und wollen ihre noch nicht schulpflichtigen Kinder in einem Fall in die deutsche, im anderen zuerst in die französische und dann in die deutsche Schule schicken. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass eine Strategie selten allein kommt. Wichtig ist es, dass der Sprache, um die es sprachökologisch gesehen schlechter bestellt ist (in unserem Fall meistens das Deutsche), genügend Platz eingeräumt wird. Die Hypothesen, dass zweisprachige Eltern zweisprachige Kinder wollen und dass sie zu diesem Zweck Sprachstrategien entwickeln, sind bestätigt; zweisprachige Eltern wollen ihre Kinder zweisprachig «machen», wie sich eine Informantin ausdrückt: «Tous mes enfants me remercient de les avoir 'faits' bilingues.»

12

Es ist nicht einfach, die Frage nach der(den) Muttersprache(n) der Kinder zu beantworten, da die beiden Elternteile zum Teil verschiedene Angaben gemacht haben; dies zeigt, dass es in zweisprachigen Verhältnissen nicht leicht ist, die Muttersprache ohne weiteres zu bestimmen. Von den 38 Kindern, die das Sample umfasst, wachsen 23 mit zwei Muttersprachen auf, ein Kind hat sogar drei Muttersprachen. 10 Paare sind Eltern von Kindern, die mehr als eine Muttersprache haben. Die Frage, ob nun eher die Mutter oder der Vater die Muttersprache an die Kinder weitergibt, hat die SprachkontaktforscherInnen immer beschäftigt, nach landläufiger Meinung soll die Mutter die Muttersprache der Kinder bestimmen (und der Vater die Paarsprache). In der vorliegenden Untersuchung verzichten drei Väter und drei Mütter, ihre Muttersprache an die Kinder weiterzugeben. Was sich als schwächerer Faktor erweist, ist das Deutsche, es hat sieben mal mehr «Chancen», als Muttersprache nicht weitergegeben zu werden. Eine unverhoffte «Kontrollgruppe» zeigt, wie wichtig die Sprachkenntnisse beider Elternteile für die Muttersprache und die Zweisprachigkeit der Kinder ist: Zwei Personen unseres Samples haben Kinder aus früheren Partnerschaften. In beiden Fällen sind diese Kinder einsprachig frankophon, weil der frühere Partner frankophon ist. Die Analyse der Eltern/Kindersprache zeigt, dass diese viel weniger reziprok als die Paarsprache ist. Allgemein gesehen herrscht eine Bilingualisierungstendenz.

Nicht nur die Psychologen werden mit mir einig gehen, wenn ich behaupte, dass die Identität im Zusammenhang mit der Zweisprachigkeit ein wichtiges Kapitel ist. Eine der vielen Definitionen von Zweisprachigkeit sieht in ihr eine geteilte sprachliche Zugehörigkeit, denn - ich zitiere hier Weinreich, Autor des Standardwerkes «Sprachen in Kontakt», - «geteilte Zugehörigkeit ist nämlich das, was der einsprachigen Person bei Zweisprachigkeit als erstaunlich, abnorm, ja nahezu unheimlich auffällt» (Weinreich 1977:10).

Ungefähr ein Drittel der Stichprobe bezeichnet sich als zweisprachig ohne ethnischen Zusatz, diese Gruppe ist numerisch stärker, als ich erwartet hatte. Die besten Indikatoren für eine ethnisch-sprachliche Doppelidentität sind die angenommene Fremdeinschätzung, die Vpn meinen, dass die Umwelt sie als zu beiden Sprachgemeinschaften zugehörig einstuft, und der jetzige Sprachgebrauch, der in beiden Sprachen abläuft; die deutsche Muttersprache hindert aber nicht daran, diese Doppelidentität zu verspüren. Das zweisprachige und das deutsche Element sind in den Bereichen Muttersprache, Schulsprache, angenommene Fremdeinschätzung, selbstevaluierte Kompetenz, früherer Sprachgebrauch und jetziger Sprachgebrauch stark vertreten; es ist also kein Widerspruch, bei einer doppelten Identität deutsche Lebensdaten zu haben. Die Hypothese «je höher die Sprachkompetenz in beiden Sprachen, desto zweisprachiger - ohne Präzisierung der ethnischen Zugehörigkeit - fühlen sich die Vpn» hat sich als wahr herausgestellt, ebenso die Hypothese, dass der Sprach-

gebrauch in der früheren Familie (descent und patrimony) einen geringeren Einfluss auf die Identität hat als der aktuelle Sprachgebrauch. Hier könnten Unterschiede zwischen den Deutsch- und Welschfreiburgern bestehen, in dem Sinne, als die Frankophonen ihre sprachlich-kulturelle Herkunft mehr gewichten.

Weder mündlich noch schriftlich geben die Vpn an, durch ihre besondere sprachliche Situation marginalisiert zu sein. Sprachkontakt beinhaltet auf der individuellen Ebene also nicht unbedingt Sprachkonflikt, was wiederum eine meiner Hypothesen bestätigt.

Die Sprachkompetenz ist einer der wesentlichen Faktoren der zweisprachigen Interaktion, da die «Zweitsprachbeherrschung als eine der wichtigsten Voraussetzungen für ihren Gebrauch» (Kolde 1981:302) zu betrachten ist. Zeugt eine höhere Kompetenz im Deutschen von einer deutschen Muttersprache, so kann man von einer höheren Kompetenz im Französischen nicht unbedingt auf eine französische Muttersprache schliessen, was die Erkenntnis bestätigt, dass das Deutsche permeabler ist. Sechs Vpn stufen sich selber als «balanced bilinguals» ein. Die Frankophonen denken, ihre Zweitsprache Deutsch im passiven Bereich besser zu beherrschen als im aktiven. Die Hypothese, die besagt, dass der Partner mit der am wenigsten entwickelten Sprachkompetenz die Paarsprache bestimmt, ist nur zum Teil wahr: Komplexe Variablen wie Identität, Sprachloyalität und Sprachprestige können genau so starke Auslöser für die Sprachwahl sein.

Ob eine Sprache überhaupt gelernt wird, und ob eine erlernte Sprache eingesetzt wird, ist zum grossen Teil von den Sprachattitüden abhängig. Auch diese wurden in der Arbeit gemessen, und zwar mittels des semantischen Differentials.

In den Hypothesen wurde vorweggenommen, dass das Französische am meisten und das Schweizerdeutsche am wenigsten Prestige geniesst, die Resultate ergaben tatsächlich höhere Mittelwerte für das Französische, wobei aber die Unterschiede nicht signifikant sind. Die drei Sprachen wurden positiv bewertet; von den 60 Angaben sind nur drei negativ, sie betreffen nur die deutsche Sprache. Es wurde auch nach den Einstellungen gegenüber der Zweisprachigkeit gefragt, dabei wurde eine Lickertskala mit fünf positiven und fünf negativen Aussagen verwendet; auch die Zweisprachigkeit wird von den Vpn sehr positiv eingestuft, aber es ist sehr schwierig, Attitüden mit effektivem Verhalten in Zusammenhang zu bringen, die Ergebnisse bringen z. T. grosse Unterschiede innerhalb der Paare zutage, aber anscheinend behindern die Unterschiede in der Einschätzung die eheliche Eintracht nicht.

Der vierte Fragebogen bestand aus einer Sprachbiographie, die die Funktion hatte, die Antworten auf die geschlossenen Fragen des Fragebogens zu ergänzen und zu differenzieren. Man muss die hedonistischen Aspekte des Diss-

schreibens nicht unterschlagen, ich muss sagen, dass die Auswertung der Sprachbiographien mir am meisten Vergnügen bereitet hat. Die Bekenntnisse der Vpn wurden einer Inhaltsanalyse unterzogen. Eine Informantin gibt in ihrer Sprachgeschichte einen typischen Fall von «Sprachgrenznomadismus» an: «Bis ich 5 Jahre alt war, wohnten wir in Heitenried und sprachen nur Deutsch. Dann zogen wir nach Romont, dort besuchte ich die französische Schule. Da gab es schon Sprachprobleme. Dann zogen wir nach Le Mouret. Bis zur 7. Klasse ging ich dort zur Schule. Die letzten drei Jahre ging ich dann nach Giffers in die Schule, um Deutsch schreiben zu lernen.» Zu den Sprachkontakten in Freiburg meint die Informantin niederländischer Herkunft folgendes: «Pour moi, une langue est uniquement un moyen d'expression et pas du tout un facteur d'identification (ce qui est sûrement compréhensible dans mon cas), je ne pourrais ainsi jamais m'engager dans un conflit linguistique comme celui qui couve actuellement à Fribourg.» In bezug auf die Sprachkompetenz meint ein Deutschfreiburger Informant offen: «Ich bin stolz darauf, sehr gut Französisch zu sprechen. Auch meine Art, Deutsch zu sprechen, habe ich so weit getrieben, dass ich nicht mehr das für Helveten typische, holperige Schülerdeutsch (oder Beamtendeutsch) spreche. Deutsche machen mir regelmässig Komplimente für mein 'gutes Deutsch'. Das höre ich gern.» Eine Informantin spricht zum Sprachverhalten in der Familie vom typischen Verlust des Patois: «Mes parents s'exprimaient entre eux et avec leurs connaissances la plupart du temps en patois. Je l'ai compris et parlé plus ou moins couramment aussi longtemps que j'ai habité la région, mais je l'ai aujourd'hui presque complètement ou-blié.» Die Vpn geben viel häufiger positive als negative Urteile über die Zweisprachigkeit ab. Das tönt etwa so: «Zweisprachigkeit ist mir sehr wichtig, weil mein Kommunikationsbedürfnis stark über die Sprache läuft», oder: «Je suis très heureux de parler deux langues», oder: «Parler deux, trois ou plusieurs langues étrangères est une richesse et ouvre de très grands horizons». Als Nachteile der Zweisprachigkeit wurden genannt: das Risiko der Sprachverarmung und die Gefahr, dass wenigstens eine Sprache nicht ganz beherrscht wird. Zum Teil äussern sich die Vpn in symbolträchtiger Sprache über die Zweisprachigkeit, wobei die Begriffe im semantischen Feld des Raumes anzusiedeln sind: da spricht man von grands horizons», von «Brücken», von «barrières de l'incompréhension» und von «Türen». Zum Thema Muttersprache sagt eine doppelsprachige Informantin folgendes: «Pour moi, ma langue maternelle est le français. Je réfléchis en français, bien que si je suis longuement en pays alémanique, je réfléchis aussi en allemand.» Zu ihrer sprachlichen Identität - die Identität wurde in den Sprachbiographien selten angesprochen - meint die Niederländerin folgendes: «J'adapte les langues selon les circonstances; je passe du français à l'allemand, de l'anglais au hollandais tout en me sentant parfaitement moi.» Ein Welschfreiburger, der während

seines Studiums in Zürich Deutsch gelernt hat, schreibt: «Jusqu'à l'âge de 19 ans j'ai vécu dans un environnement uniquement français (même presque hostile à l'allemand).»

5. Schluss

Zweisprachige Paare in Freiburg weisen in bezug auf Sprachverhalten, Sprachkompetenz, Sprachattitüden und sprachlich/ethnische Identität grosse Diskrepanzen auf. Die Paarsprache ist das einheitlichste Element: Wenn auch sehr gemischt, ist sie reziprok. Die Zweisprachigkeit scheint der Einheit des Paares keinen Abbruch zu leisten, dies sicher auch, weil die Art der hiesigen Zweisprachigkeit keine exotischen Bestandteile aufweist. Die Bemerkung «Pour se maintenir, le couple doit se ménager et déployer une activité métacommunicationnelle intense» (Simonin 1989:77, Insel La Réunion), ist auf unser Sample nicht unbedingt übertragbar.

In meiner Arbeit fällt der tertiären Sozialisation ein grosses Gewicht zu. Normalerweise wird in der Zweisprachigkeitsforschung die Bedeutung der primären und sekundären Sozialisation unterstrichen. Hier hat fast ein Drittel der Vpn die Zweitsprache im Erwachsenenalter gelernt. Die Frankophonen haben dabei meist Mundart gelernt, wovon zwei mit «native-like control». Man kann also sagen, dass das nicht-normierte, nicht kodierte und wenig geschriebene Schweizerdeutsch vor allem unter affektivem Druck gelernt wird, oder, wie es Barbara schöner ausdrückt: «En fait, il est demandé à chaque conjoint d'apprendre l'univers de l'autre, d'apprendre éventuellement sa langue, s'il veut percevoir encore plus sa personnalité. Le dialogue régulier est un acte qui demande beaucoup de volonté réciproque. Traducteur de l'autre, chaque conjoint est aussi son interprète» (Barbara 1985:83).

Die Arbeit bestätigt die in Freiburg weitverbreitete Ansicht, dass das Französische die starke Sprache ist, dass also die freiburgische Zweisprachigkeit eher mit deutschfreiburgischen Lebensdaten und Sprachverhalten kompatibel ist. So tragen viele Deutschfreiburger französische Vornamen, es haben viele Welsche deutsche Familiennamen, die Stichprobe besteht aus mehr Personen deutscher Muttersprache, die Akkomodation in der Paarsprache geht in Richtung des Französischen, diejenigen Paare, die die inkonsequente Grammontformel anwenden, nehmen zum Deutschen auch etwas Französisch hinzu, das Deutsche wird weniger oft als Muttersprache den Kindern weitergegeben, gewisse Vpn fühlen sich sprachlich und ethnisch als zweisprachig, obwohl sie ein mehrheitlich durch die deutsche Sprache geprägtes Leben führen, eine höhere Kompetenz im Französischen weist nicht unbedingt auf eine französische Muttersprache hin. All dies erhärtet die Annahme, dass die Zweispra-

chigkeit «zu Lasten» der Deutschsprachigen geht und dass die «starke» Sprache in Freiburg das Französische ist. Der Rutsch ins französische Lager wird aber durch die Sprachstrategien der Eltern relativiert.

Universität Freiburg i.Ue. Claudine Brohy
Institut für deutsche Sprache
Universität Bern
Universitäres Forschungszentrum für Mehrsprachigkeit

6. Literatur

Barbara, Augustin (1985): *Mariages sans frontières.* Paris.

Brohy, Claudine (1992): *Das Sprachverhalten zweisprachiger Paare und Familien in Freiburg (Schweiz).* Freiburg: Universitätsverlag. (= Germanistica Friburgensia 14).

Kolde, Gottfried (1981): *Sprachkontakte in gemischtsprachigen Städten. Vergleichende Untersuchungen über Voraussetzungen und Formen sprachlicher Interaktion verschiedensprachiger Jugendlicher in den Schweizer Städten Biel/Bienne und Fribourg/Freiburg i. Ue.* Wiesbaden. (ZDL, Beihefte 37).

Simonin, Jacky (1989): Intéractions langagières au sein d'un couple «créole/z'oreil» à la Réunion (France). In: *Minorisation linguistique et interaction. Actes du Symposium organisé par l'AILA et la CILA, Neuchâtel, 16-18 sept. 1987.* Neuchâtel. S. 73-77.

Weinreich, Uriel (1977): *Sprachen in Kontakt. Ergebnisse und Probleme der Zweisprachigkeitsforschung.* München: Beck.

Windisch, Uli und MitarbeiterInnen (1992): *Les relations quotidiennes entre Romands et Suisses allemands: les cantons bilingues de Fribourg et du Valais.* Tome I, II. Lausanne: Payot.

Themen der Schweizerischen Soziolinguistik im Spiegel der öffentlichen Meinung

1. Einleitung

Die Soziolinguistik beschäftigt sich mit Sprache und Gesellschaft. Die Themen, deren sie sich annimmt, werden von der Gesellschaft selber mitbestimmt, und innerhalb der Gesellschaft sind es die Meinungsmacher, die Opinion Leaders, die wesentlich mithelfen, bestimmte Fragestellungen ins öffentliche Bewusstsein zu rücken, bzw. derartige Fragestellungen zu ignorieren.

Für die in der Soziolinguistik tätigen Wissenschafter und Forscher kann es nicht unerheblich sein zu wissen, welche ihrer Fragestellungen auch in der Öffentlichkeit thematisiert und wie diese allenfalls gewichtet werden. Die öffentliche Meinung ist erfahrungsgemäss auch ausschlaggebend für die Finanzierung von Forschungsprojekten durch öffentliche Mittel.

Deshalb scheint es angezeigt, die Meinungen und Ansichten von Public Opinion Leaders zu erurieren.

Es sind die soziolinguistischen Themenkreise der mehrsprachigen Schweiz, um die es hier geht und die im Dialog mit den Opinion Leaders angesprochen werden sollten, d.h. also Fragen, die sich in einer mehrsprachigen Gesellschaft stellen, wie z.B.:

- die Koexistenz verschiedener Sprachen – Schweizerdeutsch und dessen Dialekte, Standarddeutsch, Französisch, Italienisch, Romontsch, als die Sprachen der Schweizer selbst, dazu Spanisch, Portugiesisch, Serbisch, Kroatisch, Tamilisch oder Singhalesisch und manch andere als die Sprachen der Neuzuzüger, und Englisch als eine mögliche Language of Wider Communication;
- weiter die Rivalitäten oder Animositäten zwischen Angehörigen von Minderheits- und Mehrheitssprachengruppen;
- die Einstellungen der Menschen ihrer eigenen und anderen Sprachen gegenüber;
- der Status und die Funktionen all dieser Sprachen im gesamten Land wie in den einzelnen Landesteilen;
- die Sprachenrepertoires der einzelnen Schweizer wie der zugezogenen Ausländer;
- Einsprachigkeit im Vergleich zu Zweisprachigkeit und im Vergleich zu Mehrsprachigkeit bei den einzelnen Sprechern, in bestimmten sozialen und regionalen Gruppen und in der Gesamtnation;
- Praxis und Formen des Codeswitching;

- das Schicksal von Randsprachen;
- die Wirkung von Massnahmen in der Sprachpolitik.

Dies sind einige der Themen, mit denen sich die Soziolinguistik im Falle der Schweiz auseinandergesetzt hat und weiter auseinandersetzen muss. (Dazu neuerdings Bickel & Schläpfer, im Druck, Dürmüller, 1991)

Die Frage danach, welche dieser Themen nun auch Bedeutung für die Gesellschaft selbst haben bzw. im öffentlichen Bewusstsein vorhanden sind, lässt sich wenigstens annäherungsweise beantworten, wenn man Kenntnis von der öffentlichen Meinung hat. Die stellt sich nun freilich als etwas diffus und schwer zu fassend dar. Um ihr dennoch habhaft zu werden, wird im folgenden auf Äusserungen von sog. Opinion Leaders, von Meinungsträgern und Meinungsmachern also, abgestellt. Dementsprechend lautet die Frage, die am Anfang dieser Arbeit steht: Wie bewusst sind die soziolinguistischen Fragestellungen den Schweizer Opinion Leaders? Welcher Terminologie bedienen sie sich, wenn sie Themen der Schweizer Soziolinguistik erörtern? Welches ist ihr soziolinguistisches Verständnis? Vielleicht auch: Welche Forschungsbereiche werden von den Opinion Leaders als so wichtig eingestuft, dass sie zur öffentlichen Finanzierung empfohlen werden könnten?

Im Verlauf des Forschungsprojekts «Sprachen in der Schweiz», welches zwischen 1985 und 1991 im Rahmen des nationalen Forschungsprogramms 21, «Nationale Identiät und kulturelle Vielfalt», durchgeführt wurde, war es möglich, auch eine Anzahl Public Opinion Leaders zu befragen. Die Interviews wurden nach ein und demselben Schema geführt. Sie waren bestimmt, die Sprachbiographie der befragten Personen zu eruieren, aber auch deren Ansichten zur aktuellen Sprachensituation in der mehrsprachigen Schweiz kennenzulernen. Die Fragesteller – Mitarbeiter des genannten Projekts – bemühten sich, mit dem Fachjargon der Soziolinguistik zurückhaltend umzugehen, so dass die befragten Personen die Möglichkeit hatten, sich zu den verschiedenen Problembereichen in ihrer eigenen Sprache zu äussern. Die Tonbandaufnahmen der Interviews wurden im Anschluss an die Gespräche transkribiert. Einige dieser Interviews dienen mir nun als Datenbanken.

Für dieses Papier beschränke ich mich auf zehn dieser Interviews. Dabei handelt es sich um acht Männer und zwei Frauen. Vier Personen stammen aus der Deutschschweiz, vier aus der Romandie, zwei dürfen als Bilingues (Französisch-Deutsch) gelten.

Ich beschränke mich also auf Opinion Leaders aus den beiden grössten Sprachgebieten der Schweiz. Zusammen vertreten sie 90% der Schweizer Bevölkerung. Es sind dies, in alphabetischer Reihenfolge – einigen wurde Anonymisierung zugesichert –: Pierre Arnold, Monique Bauer-Lagier, Esther Bührer, Jean Cavadidni, Michel Crippa, Hanspeter Danuser, H.P. Lebrument, Ulrich Meyer, P.O. Segond, Claude Torracinta. Vier der zehn Opinion Leaders

sind oder waren Politiker, Parlamentsabgeordenete oder Regierungsmitglieder, drei kommen aus dem Bereich Medien und Kommunikation (nämlich ein Fernsehdirektor, ein Zeitungs- und Zeitschriftenverleger und ein SBB-Generaldirektor, der eben zu einem Reiseunternehmen gewechselt hatte); drei weitere sind in der Industrie- und Geschäftswelt engagiert (ein Direktor eines Chemieunternehmens, der Präsident einer Supermarktkette, ein Kurdirektor). Sie alle hatten zur Zeit der Interviews ein klares öffentliches Profil. Der Öffentlichkeit waren sie bekannt aus Auftritten an Radio und Fernsehen, einige von ihnen haben Bücher verfasst, Presseartikel geschrieben oder sich gar regelmässig als Kolumnisten betätigt. Ihr Status als Public Opinion Leaders, und damit ihr Einfluss auf die öffentliche Meinung, ist unbestritten – oder war es zumindest im Zeitpunkt der Interviews, 1988/89.

In meinen nun folgenden Ausführungen werde ich mich zuerst kurz zur Terminologie der Opinion Leaders äussern, dann mich ihrer individuellen Sprachenrepertoires zuwenden. Ich werde zu zeigen versuchen, wie sie die mehrsprachige Schweiz sehen, ob es für sie bezüglich Kultur und Identität Probleme gibt, wie sie sich zum Status des Englischen als einer möglichen «Language of Wider Communication» und des Romontsch als einer vom Aussterben bedrohten Minderheitssprache stellen. Ich werde zitieren, was sie vom zunehmenden Gebrauch des Schweizerdeutschen auf Kosten des Standarddeutschen halten und wie sie generell Massnahmen in der Sprachpolitik beurteilen.

Andere Themenbereiche kann ich hier nicht behandeln, weil sie von den Opinion Leaders nicht aufgegriffen wurden.

2. *Terminologie*

Die soziolinguistische Terminologie, welcher sich die Schweizer Opinion Leaders bedienen, zeigt recht viele Überschneidungen mit jener Terminologie, welche von den wissenschaftlich geschulten Soziolinguisten verwendet wird. Daraus mag man schliessen, dass zumindest ein Teil jener Fragestellungen und Themen, welche die Soziolinguistik für ein mehrsprachiges Land wie die Schweiz aufgibt, in diesem Land selber auch in der Öffentlichkeit bewusst sind. Die Opinion Leaders jedenfalls zeigen nicht die geringste Schwierigkeit, Sprachfragen anzusprechen und den Problematiken verbal nachzugehen. Das Vokabular, welches nötig ist, damit man über Sprachen, deren Status und deren Gebrauchsbedingungen reden kann, steht zur Verfügung. Es ist übrigens ein Vokabular, das sich mit der Alltagssprache gut verträgt.

Unterschiede in der soziolinguistischen Ausdrucksweise zwischen den Opinion Leaders und den spezialisierten Soziolinguisten bestehen dennoch, wie die zahlreichen Illustrationen im folgenden Text klar machen werden. Die Be-

89

griffe sind kaum mit derselben Präzision definiert, wie man sie von Wissenschaftern erwartet. Begriffe, die Haltungen und Einstellungen den Sprachen und Sprechern gegenüber ausdrücken, scheinen zu dominieren. Objektivität wird man beim Gebrauch dieser «attitudinal terms» durch die Opinion Leaders nicht suchen wollen. Im Gegenteil: ihre Sprache ist gekennzeichnet durch den Gebrauch von Schlagworten, durch verbale Vereinfachungen, hinter denen man den Wunsch nach Vereinfachung der vielleicht doch komplexen Sprachenproblematik vermuten darf, wohl auch durch Vorurteile, die sich sprachlich in der Form von Clichés niederschlagen. Plakativität statt Differenzierung ist dann häufig die Folge.

Hier geht es freilich nicht um eine Untersuchung des psychosozialen Hintergrunds solcher Äusserungen, sondern um die Darstellung dieser Äusserungen selbst. Mag sein, dass die Massierung von Meinungen der Opinion Leaders zu der Schweizerischen Sprachensituation provozierend wirken kann. Gerade unter Wissenschaftern sollte man die öffentliche Meinung dennoch zur Kenntnis nehmen.

Wenn ich die Aussagen der Opinion Leaders nun verschiedenen soziolinguistischen Themenbereichen zuordne, so mache ich das nicht nur als Kommentator des Materials, welches in den Interviews zu finden war, sondern ganz bewusst auch als Platzhalter der Opinion Leaders selbst. D.h., ich bemühe mich, die Terminologie der Opinion Leaders statt meiner eigenen zu benutzen. Paraphrasen in indirekter Rede und kursive Schreibung von einzelnen Begriffen oder Sätzen markieren dabei die Äusserungen der Opinion Leaders.

3. Sprachenrepertoires und persönliche Mehrsprachigkeit

«Repertoire» ist einer jener Begriffe, welche die Opinion Leaders nicht benutzen, auch nicht, wenn sie über all die Sprachen reden, die ihnen bekannt oder geläufig sind. Insgesamt dürfen die befragten Opinion Leaders als polyglot gelten. Zwei von ihnen sind, in meiner Terminologie, «natürlich zweisprachig», d.h. sie haben sich ihre Zweitsprache in der Kindheit und ausserschulisch erworben, die andern verfügen über «Bildungsmehrsprachigkeit», d.h. sie haben zusätzliche Sprachen in Schulen gelernt. Ihre Sprachenrepertoires umfassen zwei bis sechs Sprachen. Wenn die Opinion Leaders diese Repertoires beschreiben wollen, dann zählen sie einfach die Sprachen auf, die sie kennen, entweder in der Reihenfolge, nach der sie sie erworben haben, oder entsprechend der Häufigkeit, mit der sie sie benutzen.

Sprachkenntnisse scheinen ihnen allen wichtig, ja sehr wichtig zu sein. Ein Opinion Leader sagt, dass die Menschen in der Schweiz Sprachen benötigten, um in einer *Sprachgemeinschaft zu überleben*. Über ein Sprachenrepertoire

81

von mehreren Sprachen zu verfügen, wird von einem andern entsprechend *sprachliche Grundausrüstung* genannt. Wieder ein anderer Opinion Leader bezieht sich auf die Italienisch sprechenden Schweizer und sagt von ihnen, sie seien *verpflichtet, viersprachig zu sein*. Wenn andrerseits gesagt wird, die *Minimalanforderung* für Schweizer bestehe im *perfekten Beherrschen von zwei Sprachen*, dann sind mit den «Schweizern» natürlich nicht die Minderheitsgruppen der Romanen und Südschweizer gemeint, sondern die Mehrheitsgruppen der Deutsch- und Französischsprechenden. Mehrmals heisst es in den Interviews, zweisprachig aufzuwachsen sei ein *klarer Vorteil*.

Da sich alle Opinion Leaders darin einig sind, dass eine breite Sprachkompetenz nützlich sei, kann es nicht überraschen, dass sie für einen weiteren Ausbau sowohl der Einzelsprachkompetenzen wie der Sprachenrepertoires eintreten. Schweizer Bürger sollten mehr als zwei Sprachen beherrschen, heisst es immer wieder, sie sollten *polyvalent* sein. Zusätzliche Sprachen, also nicht nur weitere Landessprachen, zu kennen, sei *nützlich*. Alle Opinion Leaders haben die Erfahrung gemacht, dass Sprachenlernen sich *lohnt*.

Die Interviews mit den Schweizer Opinion Leaders lassen keinen Zweifel, dass Anstrengungen zugunsten der allgemeinen Spracherziehung von der öffentlichen Meinung unterstützt werden. Einige der Opinion Leaders halten staatliche Programme zur Hebung der Sprachkultur, vorab einer mehrsprachigen, für dringlich. Ihnen ist nämlich aufgefallen, dass keineswegs alle Schweizer über das minimale Zweisprachen-Repertoire verfügen, welches von der Schweizer Bildungspolitik angestrebt wird.

4. Multilingualismus der Schweizer Gesellschaft

Während also von allen Opinion Leaders die persönliche Mehrsprachigkeit befürwortet wird, sehen sie bei der Mehrsprachigkeit der Gesamtgesellschaft allerdings nicht nur Vorteile. Alle sind sich der Tatsache bewusst, dass die Schweiz ein mehrsprachiges Land ist, ja sie können auch präzisieren, dass es da drei Amtssprachen und vier Landessprachen gibt; und es ist ihnen nicht entgangen, dass sich zu Deutsch, Französisch, Italienisch und Romontsch neu auch die internationale Verständigungssprache Englisch gesellt hat. Die Haltung, die sie der mehrsprachigen Schweiz gegenüber einnehmen, ist allerdings nicht einheitlich.

Da ist einmal der Kurdirektor, der die Mehrsprachigkeit des Landes als was sieht, das sich verkaufen lässt. Ihm zufolge schafft Mehrsprachigkeit ein gewisses *Ambiente*. Der Tourist, so argumentiert er, *fühle sich wohl*, wenn er von so vielen verschiedenen Sprachen umgeben sei. Probleme schaffe die Koexistenz verschiedener Sprachgruppen nicht; ihm Gegenteil, es herrsche *Harmonie und Balance*.

Die Schweizer Soziolinguistik weiss jedoch um das Vorhandensein einer ganzen Reihe von Problembereichen: Sprachgruppen, die in Isolation leben; Sprachschranken, die nur mit Mühe überwunden werden können; die Dominanz einer Sprachgruppe über die andern; der Mangel an Solidarität unter den Minoritäten; die Rivalität zwischen den Identitäten und Kulturen der Sprachgruppen; die Schwierigkeiten der intra-nationalen Kommunikation.

Die Opinion Leaders negieren diese Probleme nicht. Die Politiker unter ihnen sprechen sie gar direkt an. Sie wissen, dass es in der Schweiz Sprachgruppen gibt, die nicht in jeder Beziehung gleichberechtigt seien. Deshalb fordern sie *Toleranz*, aber auch *Anpassung*. Auch wenn das Zusammenleben der verschiedenen Sprachgruppen manchmal schwierig sei, habe diese *Cohabitation* auch ihr *Gutes*: Sie bewirke nämlich eine *Horizonterweiterung*. Dass Unterschiede nicht nur zwischen den Sprachen bestünden, sondern auch zwischen den Kulturen, erscheint ihnen als etwas Selbstverständliches. Denn Sprache sei doch ein *véhicule culturel*. Die Unterschiede zwischen den Sprachgruppen erstreckten sich auch auf deren *Lebenstil und Mentalität*. Solche Unterschiede verdienten *Respekt*. Sie sollten nicht als etwas *Nachteiliges* betrachtet werden, sondern als eine *Quelle des Reichtums*.

Die Politiker wissen auch um die Existenz von Sprachbarrieren. Diese aber, dessen sind sie sicher, können überwunden werden: dadurch nämlich, dass alle Schweizer ihr persönliches Spracherepertoire auf zwei oder mehr Sprachen erweitern würden.

Diese Ansichten, welche von den Politikern aus der Deutschschweiz ausnahmslos geteilt werden, nehmen den idealistischen Tenor der Schweizer Sprachpolitik auf. Die Politiker aus der Romandie sind sich zwar mit ihren Kollegen aus der Deutschschweiz grundsätzlich einig; sie sprechen jedoch zusätzlich den Majoritäts-Minoritäts-Konflikt zwischen Deutschschweiz und Romandie an, ein Problem, das in den Interviews von keinem der Deutschschweizer Politiker spontan aufgegriffen wird.

Grundlegender sind die unterschiedlichen Auffassungen dem gesamten Fragenkomplex gegenüber, den die Opinion Leaders aus der Geschäftswelt zeigen. So korrigiert etwa einer der welschen Manager seine politischen Führer. Eine deutschschweizer Dominanz gebe es nicht, sagt er. Es seien bloss die *Frustrierten*, die dauernd von der Vorherrschaft der Deutschschweiz sprächen. Ein anderer Geschäftsmann scheint diese Meinung zu teilen; er sagt, die Minderheiten litten an einem *Minoritätenkomplex*.

Die Manager unter den Opinion Leaders verneinen auch das Vorhandensein von Sprachbarrieren. Die *Wirklichkeit* sollte man *zur Kenntnis nehmen* und nicht immer die gleichen Geschichten erzählen. Derartige Aussagen sind wohl an die Adressen der Politiker gerichtet; aber sie tönen auch wie eine Einladung an die Sprachforscher, Fiktion und Realität z.B. im Fall der Sprachschranken zu überprüfen.

Eine andere Grösse der schweizerischen Sprachpolitik ist das Territorialprinzip. Auch dazu haben einzelne Wirtschaftsführer eine dezidierte Meinung: Man sollte es *aufgeben*, sagt der eine, es sei eine *Absurdität*, der andere.

Die öffentliche Meinung, so wie sie hier durch die nicht in der Politik engagierten Opinion Leaders vermittelt wird, weicht recht radikal von der staatsoffiziellen Meinung ab. Möglicherweise könnten die neutralen Arbeiten der Soziolinguisten zwischen den beiden Positionen vermitteln. Eine objektive Klärung der Frage, ob das Territorialprinzip von Nutzen ist, ob die Sprachschranken das ihnen zugeschriebene Gewicht haben und wie es um die Dominanz der Mehrheit bestellt ist, scheint weiterhin zu den Aufgaben für die Soziolinguistik zu gehören.

Was schliesslich die intra-nationale Kommunikation anbelangt, so vertritt die offizielle Schweiz gerne die Meinung, die sprachliche Verständigung zwischen den Landesteilen sei durchaus möglich. Die Opinion Leaders aus der Geschäfts- und Industriewelt sind da skeptischer. Sie wissen, dass die Schweizerische Sprachpolitik das Ziel, alle Schweizerinnen und Schweizer zweisprachig zu machen, nicht erreicht hat. Die Schweizerische Zweisprachigkeit sei ein *Mythos*, sagt einer von ihnen. Wenn die Bürger irgendwo wirklich zweisprachig seien, hat ein anderer bemerkt, so entlang der Sprachgrenzen. Das aber bedeute, fügt er an, dass diese *Grenzen keine Barrieren* seien. Mehrsprachige Schweizer, so wird allgemein festgestellt, finde man in den kleinsten Sprachgruppen. Die Italienisch oder Romontsch sprechenden Schweizer seien drei- oder gar viersprachig. Ihnen sei es zu danken, wenn die Sprachverständigung in der Schweiz doch immer wieder gelinge. Sie seien *polyglot*, weil sie polyglot sein müssen, bemerkt ein Romand; sie seien dazu *verdammt, den Dialog* mit den andern Schweizern *herzustellen*.

5. *Kulturelle Vielfalt und Nationale Identität*

Es wird also festgestellt, dass die verschiedenen Schweizer Sprachgruppen den Sprachkontakt zueinander nicht mit grosser Leichtigkeit finden. Aber auch unter den drei romanischen Minoritäten gibt es kaum Kontakte, die der Rede wert wären. Ein Opinion Leader sagt dazu, es gebe keine *Lateinische Bruderschaft*, keine Solidarität; die, meint er weiter, sei *Folklore*, nicht Realität.

Auch zwischen der deutschsprachigen Mehrheit und den lateinischen Minderheiten gebe es wenig Solidarität. Allgemein werden die Beziehungen zwischen den Sprachgruppen vor allem von den Geschäftsleuten mit Skepsis betrachtet. Ihr Glaube an die Schweiz als einheitliche Nation erscheint dabei nicht als sehr stark. Sie bekunden Mühe, eine gemeinsame Schweizer Identität oder das Gemeinsame einer Schweizerischen Kultur zu definieren. Zwei der Ma-

59

nager sind der prononcierten Ansicht, die Thematisierung der eigenen Identität und Kultur der Sprachgruppen diene diesen nur als *Vorwand*, die Sprachen der andern nicht lernen zu müssen.

Der Französischsprachige Fernsehdirektor bezweifelt die Existenz einer Schweizer Identität überhaupt. Ihm ist aufgefallen, dass nur ein bis zwei Prozent der französischsprachigen Schweizer sich Programme des Deutschschweizer oder Tessiner Fernsehens anschauen, die Hälfte von ihnen wechsle aber ohne weiteres auf französische Stationen. Die Schweizer, so kommentiert er seine Statistik, hätten immer nur *vorgegeben*, einander zu verstehen. Das sei aber gar nicht der Fall. Auch er zählt zu jenen Opinion Leaders, die dafür plädieren, doch die *Tatsachen (les faits)* zur Kenntnis zu nehmen. Dass Menschen aus verschiedenen Sprachregionen auch mentalitätsmässig verschieden seien, sollte als etwas ganz *Normales* gelten. Die Schweizer Situation werde allerdings weiter dadurch kompliziert, dass die Deutschschweiz im Gegensatz zu den anderen Landesteilen über eine Sprache verfüge, die sie ganz für sich habe, also auch nicht mit den deutschsprachigen Nachbarn im Ausland teilen müsse. Das Schweizerdeutsche mache es für die Deutschschweizer möglich, ihre Identität viel besser herauszuarbeiten und zu bewahren, als das etwa den Romands mit dem Französischen möglich sei.

Angesichts solcher Behauptungen wäre es wünschenswert, wenn ein Forschungsprogramm abklären könnte wie es mit der Beziehung von Sprache und Identität in den verschiedenen Landesteilen bestellt ist. Fragen, die sich in diesem Zusammenhang stellen, sind etwa die folgenden: In welchem Sprachgebiet besteht das stärkste Identitätsgefühl? Welches Schweizer Sprachgebiet verfügt wirklich noch über eine eigenständige Kultur? Driftet die Schweiz gemäss ihren Sprachgebieten auseinander oder gibt es einen nationalen Nenner für Kultur und Identität? Diese Fragen, welche die Interviews mit den Opinion Leaders aufwerfen, harren auch nach Abschluss des Nationalen Forschungsprojekts 21, «Nationale Identität und kulturelle Vielfalt» ihrer Beantwortung.

6. Englisch als Zusatzsprache

Schweizerische Eigenart, Kultur und Identität erscheinen möglicherweise auch als gefährdet durch die zunehmende Verwendung des Englischen innerhalb des Landes. Die Politiker unter den Opinion Leaders betrachten den Vormarsch des Englischen in der Schweiz (cf. Dürmüller 1992) als *ein gravierendes Problem*. Sie geben allerdings zu, dass es einen allgemeinen *Trend* zum Englischen hin gebe, dass Englisch einen recht hohen Stellenwert geniesse und die Englische Sprache in mehrerern Gebrauchsdomänen verwendet werde. Explizit

nennen sie: *Sport, Reisen, Freizeit, Fernsehen, Musik*. Englisch setze sich langsam und unauffällig durch, wird gesagt; in der Romandie allerdings spricht man schon von Imposition – *l'Anglais s'impose*.

Ob die Politiker der Ansicht sind, dieser Trend müsse oder sollte gestoppt werden oder nicht, wird in den Interviews allerdings nicht deutlich. Einer der Politiker beklagt zwar die *Reduktion des Schweizer Sprachenpotentials* durch die Konkurrenz des Englischen, aber ein anderer bemerkt dazu, es sei *bereits zu spät*, diese Entwicklung aufzuhalten. Die Schweiz sei bereits allzu sehr *amerikanisiert*. Massnahmen der Sprachpolitik gegen das Englische seien wirkungslos.

Nur zwei der zehn Opinion Leaders nehmen eindeutig Stellung gegen das Englische. Überraschenderweise ist der eine ein Manager. Wie die Politiker spricht er von der *Notwendigkeit, die Schweizer Landessprachen zu kultivieren*. Dass die intranationale Verständigung über eine importierte lingua franca, also das Englische, sichergestellt werde, statt über die herkömmliche Erziehung zur Zwei- oder Mehrsprachigkeit, betrachtet er als *Schwäche*. Die zweite Äusserung gegen das Englische in der Schweiz kommt von einer Politikerin. Sie sagt, der Gebrauch des Englischen für intranationale Zwecke sei eine *Katastrophe*. Englisch, meint sie, sollte eine *Fremdsprache* bleiben, eine Sprache also, die den Schweizern nur als *Weltsprache* zur Verfügung stehe.

Alle Opinion Leaders – Managers und Politiker – sehen, dass die Einführung des Englischen als Language of Wider Communication in der mehrsprachigen Schweiz Verständigungsprobleme weitgehend lösen könnte, obwohl ein solcher Schritt wohl auch Opposition provozieren würde. Einer der Wirtschaftsführer ist überzeugt, dass Englisch eines Tages tatsächlich einen offiziellen Status in der Schweiz erlangen werde; denn bereits jetzt funktioniere es als *De-facto-Esperanto*.

Obwohl die Meinungen der Opinion Leaders, was Status und Gebrauch des Englischen in der Schweiz betrifft, auseinandergehen, betonen sie doch alle, dass *Englischkenntnisse heute unabdingbar* seien. Die Manager behaupten, Englischkenntnisse erhöhten den *Wert* einer Arbeitskraft, sie verstärkten die *Akzeptanz* der betreffenden Person und sie erleichterten *Kontakte*. Englisch sei die *Sprache des Managements*, betont einer von ihnen. Englisch diene dazu, *die Schweiz im internationalen Markt zu verkaufen*. Englisch, wird da gesagt, diene der *linguistischen Positionierung* und schaffe für die Unternehmungen wie für das Land als Ganzes ein *günstiges linguistisches Profil*.

Deshalb setzen sich die Wirtschaftsführer auch engagiert für *vermehrten Englischunterricht* für alle Schweizer ein, eine Forderung, der sich die Politiker anschliessen. Sie aber fügen sogleich bei, dass, wenn Englisch gelernt werde, dieses Lernen *nicht auf Kosten der Landessprachen* gehen dürfe.

Ob und allenfalls wie das möglich sein könnte, das ist eine Frage, zu deren Abklärung wiederum die Sprachwissenschaft beigezogen werden sollte. Auf-

gabe der Linguistik könnte es sein, aufzuzeigen, wieviel Sprachen sich durchschnittlich erfolgreich lernen lassen, welche Rolle dabei Motivation und Unterrichtsmethoden spielen, mit welchen Sprachrepertoires und -kompetenzen in der mehrsprachigen Schweiz realistischerweise gerechnet werden darf.

7. Zur «Hollandisierung» der Deutschschweiz

In der deutschsprachigen Schweiz wird in allen Gebrauchsdomänen vermehrt Schweizerdeutsch statt Standarddeutsch gesprochen. Alle Opinion Leaders, auch die aus der Romandie, wissen um die Koexistenz dieser beiden Sprachen in der Deutschschweiz und um die sprachlichen Unterschiede zwischen ihnen. Die Romands betrachten die Tatsache, dass die Deutschschweizer sich lieber des Schweizerdeutschen bedienen als des Standarddeutschen als ein *Problem*. Sie werfen der deutschschweizer Mehrheit vor, auf die lateinischen Minderheiten, die sich in der Schule Deutsch ja nur in der Form des Standarddeutschen aneignen, nicht genügend Rücksicht zu nehmen. Die Deutschschweizer liessen es an *Einsatz fehlen*, wird gesagt; sie strengten sich nicht genügend an, Standarddeutsch im mündlichen Bereich überhaupt zu verwenden.

Aber, so wird gleich festgehalten, das Schweizerdeutsche sei eine *Realität*. Deshalb müsse man sich damit *arrangieren*. Das Schweizerdeutsche sei *aufgewertet* worden, sagen die Romands; die Deutschschweizer fühlten sich nur in ihren Dialekten zuhause. Schweizerdeutsch sei ihre *natürliche Sprache*. Sie erlaube es den Deutschschweizern, sprachlich intim zu sein und über *Privates* zu reden. Ihre *Identität* drücke sich in den Dialekten aus. Das Schweizerdeutsche gebe ihnen *Schutz vor deutschen Einflüssen*.

Allerdings stelle das Standarddeutsche auch für die Deutschschweizer selbst ein Problem dar; denn es sei für sie ebenfalls eine *Fremdsprache*, nicht nur für die Französisch, Italienisch und Romontsch sprechenden Schweizer. Überdies sei das Standarddeutsche für die Verständigung mit den Deutschschweizern nicht gut geeignet; es schaffe nämlich *Distanz*, halten die Romands und die beiden zweisprachigen Opinion Leaders fest.

Obwohl die Opinion Leaders aus der Romandie recht viel Verständnis für die Vorliebe der Deutschschweizer für das Schweizerdeutsche zeigen, haben sie für diese Sprache selbst doch nur wenig übrig. Standarddeutsch beschreiben sie als *schön* und *musikalisch*, während sie für das Schweizerdeutsche keine derartigen Bezeichnungen anbieten. Die Romands begeistern sich zwar auch nicht für das Standarddeutsche, aber diese Sprache ist ihnen doch lieber als die Dialekte des Schweizerdeutschen.

Die zunehmende Gewichtung des Schweizerdeutschen in der Deutschschweiz hat dazu geführt, dass man diese Entwicklung mit der Abspaltung des

Niederländischen vom Deutschen verglichen hat. Selbst einige der Opinion Leaders sprechen nun von *Hollandisierung*. Den Prozess der möglichen Abspaltung einer eigenständigen schweizerdeutschen Sprache vom Deutschen beurteilen sie als *unerwünscht*. Die Politiker nehmen ganz entschieden Partei gegen eine Entwicklung, die zu einem Ersetzen des Standarddeutschen durch das Schweizerdeutsche führen würde.

Die Opinion Leaders aus der Deutschschweiz betrachten zwar allesamt einen *Dialekt* des Schweizerdeutschen und nicht das Standarddeutsche als ihre *Muttersprache*; dennoch scheint es ihnen unmöglich, Schweizerdeutsch als Landessprache anzuerkennen. Um die offensichtlichen Probleme, welche das Nebeneinander von Schweizerdeutsch und Standarddeutsch in der mehrsprachigen Schweiz verursacht, zu lösen, schlagen die Politiker vor, dass Schweizerdeutsch nur unter Deutschschweizern verwendet werden sollte; wenn anderssprachige Schweizer zugegen seien oder in Radio- und Fernsehsendungen sollten sich die Deutschschweizer immer des Standarddeutschen bedienen.

Das sind die alten Empfehlungen, die, wie man weiss, kaum befolgt werden und deshalb zu keinerlei Erfolgen geführt haben. Dass zwei Manager eine radikalere Meinung vertreten, kann deshalb kaum erstaunen. Einmal mehr plädieren sie dafür, die *Fakten*, so wie sie nun einmal sind, seien zu *akzeptieren*. In den lateinischen Landesteilen müsse es möglich sein, Schweizerdeutsch zu lernen. Eigentlich, sagt der eine der beiden Manager dazu, müsse man diese Sache nicht so wichtig nehmen; seiner Ansicht nach bestehe *kein Problem*.

Zwar hat die Schweizer Soziolinguistik für die Klärung der Beziehung zwischen Standarddeutsch und Schweizerdeutsch und des Status des Schweizerdeutschen im gesamtschweizerischen Sprachenrepertoire viel geleistet (s. Bickel und Schläpfer, 1993), die öffentliche Meinung hat von den gewonnenen Erkenntnissen jedoch kaum Kenntnis genommen, bzw. daraus keine Konsequenzen gezogen. Noch immer wird die Diskussion von teils kräftig politisierten oder dann simplifizierten Meinungen beherrscht.

8. Minderheiten- und Randsprachen: der Fall des Romontsch

Alle romanischen oder lateinischen Sprachen in der Schweiz sind Sprachen von Minderheiten. Doch wenn die französischsprachigen Opinion Leaders sich zum Thema «Minderheitensprachen» äussern, dann tun sie das auch als Angehörige einer Mehrheit. Denn sowohl dem Italienischen und, dies vor allem, dem Romontsch gegenüber ist das Französische Mehrheitssprache. Tatsächlich machen die Opinion Leaders aus der Französischsprachigen Schweiz nicht das Verhältnis Deutsch-Französisch zum Thema, sondern kommen, wie die

Deutschschweizer, sogleich auf das möglicherweise vom Aussterben bedrohte Romontsch zu sprechen.

Während die Schweizerische Sprachpolitik klar für die Erhaltung des Romontsch eintritt, unterstützen die Opinion Leaders diese Forderung nur bedingt. Selbst die Politiker unter ihnen verlangen bloss *Respekt* für die Sprachminderheit. Ein einziger hält explizit fest, dass gefährdete Sprachen *unterstützt werden* müssten.

Unzimperlich äussern sich die Wirtschaftsführer. Die Tatsachen im Falle des Romontsch, sagt einer von ihnen, seien *unumkehrbar*. Romontsch sei eine *absterbende Sprache*; die Bemühungen um ihre Weiterexistenz wirkten *künstlich*; sie lebe nur noch in der Politik. Auch eine Sprache sei ein *Organismus*, heisst es; es sei *normal*, dass eine Sprache *sterbe*.

Für einen andern definiert sich Romontsch durch die Wörter *Folklore* und *Nostalgie*, und dafür haben die Manager nicht eben viel übrig. Die Schweiz benötige diese Sprache nicht, wird gesagt, denn sie diene *keinen nationalen Interessen*. Überdies wird vermutet, dass die Romanen selbst das *Vertrauen* in ihre Sprache *verloren* hätten.

Deutlich wird in den Interviews, dass die Opinion Leaders nicht daran glauben, dass Unterstützungsmassnahmen das Schicksal der Romontsch ändern könnten. *Geld* sei für eine Sprache *kein Lebenselixier*, wird gesagt, eine Sprache lebe nur dadurch, dass man sie gebrauche. Einer unter den Managern meint, die Romanen benötigten gar keine Hilfe, die passten sich der veränderten Sprachsituation nämlich an; deshalb gebe es auch in diesem Bereich eigentlich gar *kein Problem*.

9. Sprachpolitik

Überhaupt kommt die Sprachpolitik in den Interviews mit den Opinion Leaders nicht eben gut weg. Besonders die Wirtschaftsführer stehen den Massnahmen der Sprachpolitik skeptisch gegenüber. Unterstützung kommt immerhin von seiten der Politiker. Aber deren Äusserungen sind Varianten jener rhetorischen Phrasen, die man immer wieder vernehmen kann. Z.B.: *Alle unsere Kulturen verdienen Unterstützung*. Oder: *Sprachliche und kulturelle Unterschiede müssen gegenseitig respektiert werden*. Oder: *Das Ziel der Sprachpolitik sollte es sein, Verschiedenartigkeit zu fördern*.

Sowohl die Manager wie die Politiker wissen, dass Sprachpolitik Geld bedeutet, dass Sprachpolitik eine Angelegenheit von Subventionen ist. Die Wirtschaftsvertreter wenden sich nicht in erster Linie dagegen, dass recht grosse Summen öffentlicher Mittel für sprachpolitische Massnahmen ausgegeben werden, sondern dagegen, dass diese Massnahmen wirkungslos seien, die Politik

53

zwecklos sei. Sie glauben, dass die *Kräfte des Marktes* stärker seien als jede Politik, sie glauben, dass die *Wirtschaft* auch das Sprachverhalten beeinflusse, und sie sind der Ansicht, dass jeder Mensch, was seine Sprache, seine Sprachkompetenz und sein Sprachenrepertoire anlangt, *eigenverantwortlich* sei.

Immerhin befürworten ein paar Manager staatliche Massnahmen, welche die verschiedensprachigen Schweizer einander näher bringen würden. Empfohlen werden *Austauschprogramme* für Schüler, Lehrlinge und Studenten. Allerdings sagt ausgerechnet einer der beiden Bilingues, derartige Massnahmen würden nicht ergriffen, weil im Staat die politische *Illusion* herrsche, die Schweizer kennten und verstünden einander bereits. Als unterstützungswürdig gelten ihnen auch alle Massnahmen, die mithelfen könnten, die Wirksamkeit des Sprachunterrichts in den Schulen zu verbessern. Dieses Thema wird noch vor dem Jahr 2000 im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 33 «Wirksamkeit unserer Bildungssysteme» bearbeitet werden; die Arbeit der Forscher sollte also auf die Unterstützung durch die öffentliche Meinung zählen dürfen.

10. Schlussbemerkung

Wenn man die Klassierung des soziolinguistischen Themenbereichs durch Ralph Fasold beizieht (Fasold 1986,1991), so lässt sich sagen, dass das Interesse der Opinion Leaders auf die «Sociolinguistics of Society» gerichtet ist, nicht auf die «Sociolinguistics of Language». Das heisst, von der Sprache selbst ist bei ihnen kaum die Rede; die Opinion Leaders äussern sich in den vorliegenden Interviews nicht zu Anredeformen, nicht zur Ausdrucksweise von Jugendlichen, nicht zur Sprache der modernen Printmedien, um ein paar mögliche Beispiele zu nennen.

Ihr Hauptthema ist die Schweizerische Mehrsprachigkeit und die echten oder auch nur vermeintlichen Probleme, welche diese für das Zusammenleben der Menschen in unserem Land aufgibt. In jedem Fall, so mein Eindruck, würden es die Opinion Leaders begrüssen, wenn die anstehenden Fragen geklärt werden könnten. Forschungsprojekte aus dem Bereich der «Sociolinguistics of Society», so darf man annehmen, würden wohl auf die Unterstützung durch die öffentliche Meinung zählen dürfen.

Universität Bern
Länggassstrasse 49
3012 Bern

Urs Dürmüller

Bibliographische Hinweise

Bickel, Hans und Robert Schläpfer (Hgg.). *Schweizerische Mehrsprachigkeit, eine Herausforderung* (erscheint 1993)

Durmüller, Urs. 1991. «Swiss Multilingualism and Intranational Communication.» *Sociolinguistica* 5, 111-159. ISBN 3-484-60368-2

Durmüller, Urs. 1992. «The Changing Status of English in Switzerland.» *Status Change of Languages*, edited by Ulrich Ammon and Marlies Hellinger. Berlin: Walter De Gruyter.355–370. ISBN 3-11-0012668-0.

Fasold, Ralph. 1986. *The Sociolinguistics of Society*. Oxford/New York: Blackwell. ISBN 0-631-13462-x.

Mehrsprachigkeit: Präliminarien zur Auswertuung der Sprachdaten der Volkszählung 1990

Wie kein anderes Land in Europa liegt die Schweiz im Überlappungsgebiet von jahrhundertealtem germanischem und lateinisch-romanischem Sprachkontakt. Alte und neue Migrationen – aus wirtschaftlichen, religiösen, politischen oder anderen Gründen (mögen diese je nach Fall Kolonisation, Völkerwanderung, Reisläuferei, Landflucht, Auswanderung und die betroffenen Personen Glaubensflüchtlinge, Gastarbeiter, Asylanten oder Binnenwanderer genannt werden) – haben in der Vergangenheit und in der heutigen Zeit zu vielfältigen Sprachkontakten geführt, deren älteste Spuren in der Toponomastik zurückverfolgt werden können. Sie sind auch in den heute gesprochenen romanischen und germanischen Sprachen zu finden, d.h. im Italienisch und seinen Dialekten, im Rätoromanisch mit seinen fünf Varietäten, im Französisch und in den Überresten von französischem Patois, in den schweizerdeutschen Dialekten und im schweizerischen Hochdeutsch. Ferner kommt es durch neuzeitliche Migrationen und Kommunikationsweisen zu Sprachkontakten mit weiteren Sprachen (Spanisch, Portugiesisch, Türkisch, slawische Sprachen, Englisch etc.). Die Schweiz bietet sich demnach für Sprachwissenschafter als vielfältiges mehrsprachiges Untersuchungsgebiet an.

1. Die Datenlage zur Mehrsprachigkeit in der Schweiz

Interessiert man sich für die Ausgestaltung der Mehrsprachigkeit in der Schweiz – sei es der gesellschaftlichen als auch der individuellen –, kann man die schmale Datenlage nur beklagen. Die Kenntnisse zur allgemeinen sprachlichen Situation der Schweiz gründen vornehmlich auf einzelsprachlichen Beschreibungen (Schläpfer 1982) und beschränken sich auf die historisch in der Schweiz gewachsenen Varietäten, wobei je nach zu beschreibender Sprache die Forschungsschwerpunkte anders gesetzt sind: So ist die italienische Sprache in ihren verschiedenen Ausgestaltungen mitsamt den Tessiner Dialekten (jedoch ausgenommen die bündneritalienischen) von einem dialektologischen und später soziolinguistischen Standpunkt aus gut erforscht[1], ganz im Gegen-

1 Die hier gewählte knappe Darstellungsform verbietet es, eingehender auf die vielfältigen Ergebnisse einzugehen (s. Franceschini im Druck). Es seien in den Fussnoten lediglich die wichtigsten Arbeiten angegeben, s. dort die weiterführende Literatur. Zur italienischen Sprache in der Schweiz, in den verschiedenen Ausprägungen als Sprache der italienischsprachigen Schweiz, als Italienisch der amtlichen Stellen, als Sprache der italienischen Immigranten und als *lingua franca*, s. v.a. Berruto 1984, 1991a, 1991b, Berruto/Burger 1985, 1987, Bianconi 1980, Bianconi/Patocchi 1990, Lurati 1976, 1988, vom selben Autor den Beitrag im Sammelband Schläpfer 1982, S. 211–252 und Moretti 1993.

92

satz zum Französisch in der Schweiz, zu dessen regionalen Eigenheiten wenige Untersuchungen vorliegen[2], verglichen mit dem dialektologischen Interesse, das den Patois gewidmet wird. Auf der germanistischen Seite wird die Diskussion, nebst vielen Untersuchungen zu den schweizerdeutschen Dialekten, von der Diglossiefrage beherrscht, und es fällt auf, dass man relativ wenig über die helvetische Ausprägung der (hoch-)deutschen Sprache, über Ausgleichsstrategien zwischen Dialekten, bidialektale Sprecher, code-switching zwischen Dialekten und Lernervarietäten des Deutschen in der Schweiz weiss[3].

Nur einige wenige grössere Untersuchungen stellen den *Sprachkontakt* ins Zentrum, so Rovere's frühe Überblicksdarstellung der mehrsprachigen Situation der Schweiz (Rovere 1982), die Arbeiten von Berruto und Burger, in welchen der Sprachkontakt italienisch-deutsch innerhalb des Tessins untersucht wird (Berruto/Burger 1985, 1987); wichtigste Arbeiten zur Situation in der deutschsprachigen Schweiz sind z.B. Berruto 1984, 1991a, 1991b. Die eingehenden Untersuchungen Kristol's und Kolde's verhelfen zu einer genauen Kenntnis spezifischer mehrsprachiger Orte – Bivio im Bergell im ersten Fall (Kristol 1984), Mehrsprachigkeit von Jugendlichen in Biel/Bienne im zweiten (Kolde 1981) – und diejenigen von Windisch bezeugen das hohe sprachliche Alltagswissen entlang der deutsch-französischen Sprachgrenze (Windisch 1992). Forschungen zu Schweizer Binnenwanderern, welche die Sprachgrenzen überschreiten, haben hohe Sprachkenntnisse in Dialekt(en) und Standardsprache(n) zutage gebracht[4]. Die Mehrsprachigkeitsforschung ist vorwiegend von der Immigrantenproblematik ausgegangen. Doch es fehlen, nebst einigen wenigen statistischen Erhebungen zu spezifischen Gebieten, Gruppen oder Sprachen[5], Anhaltspunkte zur Beurteilung der *gesamtschweizerischen* Verbreitung der Mehrsprachigkeit.

Für Rückschlüsse auf mehrsprachige Kompetenzen sind die Prozentzahlen interessant, mit denen sich eine sprachliche Durchmischung nachweisen lässt[6]. Beschränkt man sich lediglich auf die vier Landessprachen, ersieht man,

2 Knecht im Sammelband Schläpfer 1982, S. 161–209; Knecht/Rubattel 1984 (und weitere Beiträge in derselben Nummer von *Le français moderne*); Lüdi 1992a; Lüdi 1993.

3 Haas im Sammelband Schläpfer 1982, S. 71–160; Haas 1988 mit weiterführender Literatur; Löffler 1985, v.a. S. 59–86; Schläpfer/Gutzwiler/Schmid 1985 mit bibliographischen Angaben auch zu pädagogischen Aspekten und Medienmeinungen zu Mundart-Standard; Sieber/Sitta 1986; Sonderegger 1985 mit weiterführender Literatur; s. Werlen 1983, 1985, 1988 zu einigen der letztgenannten Aspekte.

4 Lüdi 1992b; Lüdi/De Pietro/Papaloïzos 1989/1990; Lüdi/Franceschini 1991.

5 Scope 1973 und Isopublic 1978; s. Berruto 1984, 81–84 ferner Schläpfer/Gutzwiler/Schmid 1985.

6 Die gesamtschweizerische Verteilung der Sprachen 1990 sieht folgendermassen aus: 63.6% Deutschsprachige (1980: 65%), 19.2% Französischsprachige (1980: 18.4%), 7.6% Italienischsprachige (1980: 9.8%) und 8.9% Anderssprachige (1980: 6%).

dass 1990 in der deutschsprachigen Schweiz (bei einem Anteil von 85.7% Deutschsprachigen) 1.6% Französischsprachige, 4.3% Italienischsprachige und 0.4% Rätoromanischsprachige lebten, während die französischsprachige Schweiz (mit 77% Französischsprachigen) 6.3% Deutschsprachige und nahezu wie die deutschsprachige Schweiz 4.2% Italienischsprachige beherbergte; der Anteil der Rätoromanen lag bei lediglich 0.06%. In der italienischsprachigen Schweiz (mit 83.05% Italienischsprachigen) betrug der Anteil der Deutschsprachigen 9.7%, während die Französischsprachigen 1.9% und rätoromanisch Sprechende 0.2% ausmachten. Schaut man zusätzlich die Streuung auf gesamtschweizerischer Ebene an, so kann man aussagen, dass 1990 6.4% aller Französischsprachigen nicht im Welschland lebten, 53.3% aller Italienischsprachigen nicht in der italienischsprachigen Schweiz anzutreffen sind (es handelt sich v.a. um italienische Immigranten und deren Kinder in der deutschsprachigen Schweiz) und dass 51.3% der Rätoromanischsprechenden ausserhalb des historischen rätoromanischen Sprachterritoriums leben, während nur 3.1% aller Deutschsprachigen sich nicht im eigenen Sprachterritorium aufhalten.

Auch mit diesen einfachen Zahlen (bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der Sprachterritorien und Beschränkung auf die vier Landessprachen) lässt sich leicht eine weit durchmischtere Realität nachweisen, als dies allgemein angenommen wird (und von den statischen 'Sprachkarten' suggeriert wird). Man kann davon ausgehen, dass diese «extraterritoralen Sprecher» (Luedi im Druck a), die aus internen und externen Migrationen hervorgegangen sind, über eine *mehrsprachige Kompetenz* verfügen. Eine solche liegt auch beim grössten Teil der «Anderssprachigen» vor, welche 1990 8.9% ausmachten (1980: 6%)[7].

Aus der Würdigung der Literatur und der Forschungsergebnisse – und über diese Daten hinaus – ergeben sich Forschungsdesiderata, die differenziertere Aussagen über den Verbreitungsgrad der Mehrsprachigkeit auf gesamtgesellschaftlicher und individueller Ebene ermöglichen sollten.

2. Forschungsdesiderata

Nimmt man die Auffassung zum Ausgangspunkt, nach der die Mehrsprachigkeit als die regelmässige Verwendung von mehreren Sprachen verstanden wird, bspw. in Anlehnung an die Definition von Grosjean 1987[8], dann muss ganz

7 Aus der Volkszählung 1990 geht hervor, dass 2.1% der Anderssprachigen einsprachig sind.

8 «Le bilinguisme est l'utilisation régulière de deux (ou de plusieurs) langues et le bilingue est la personne qui se sert régulièrement de deux langues dans la vie de tous les jours.» (Grosjean 1987, S. 115). Man ist in den Definitionen vom Idealbild eines 'perfekten Bilingue' abgekommen und gründet die Definition auf den verbreiteteren Formen von Mehrsprachigkeit.

grundsätzlich interessieren, wieviele Personen man in der Schweiz als mehrsprachig bezeichnen und welche verschiedenen Proto-Typen man dabei unterscheiden müsste. Es gälte dabei in Erfahrung zu bringen, ob es eine Mehrheit von Einsprachigen gibt, wie vermutet wird, oder ob das Phänomen für gewisse Gebiete, Personengruppen und für bestimmte Sprachen typischer ist als für andere[9].

Eine Skizze der Forschungsdesiderata zur gesellschaftlichen und individuellen Mehrsprachigkeit lässt sich gemäss den bewährten vier Dimensionen gliedern:

1. a) Im Bereich der *diatopischen Dimension der gesellschaftlichen Mehrsprachigkeit* sind die oben angeführten Beispiele zur sprachlichen Durchmischung anzusiedeln. Es gälte auch der Verbreitung und Verteilung anderer, in der Schweiz gesprochenen Sprachen nachzugehen, um bspw. eine Karte nicht nur der Sprachen *der* Schweiz (d.h. der historischen Sprachen), sondern eine Karte der Sprachen *in der* Schweiz nachzuzeichnen. Entlang der Sprachgrenzen kann der Hypothese nachgegangen werden, dass gehäuft Mehrsprachigkeit vorliegt (s. Windisch et all. 1992).
1. b) In bezug auf die *diatopische Dimension der individuellen Mehrsprachigkeit* interessieren bspw. die Gebiete mit höchster Dichte Mehrsprachiger: Wo kommen welche Formen der Mehrsprachigkeit in welcher Häufigkeit vor? Mit welchen äusseren Variabeln korrelieren diese Formen (städtische Viertel, Tourismusorte, spezielle Enklaven wie Walsergemeinschaften, aber auch Standorte von grossen Baustellen, Internaten, religiösen Gemeinschaften, etc.)?
2. a) In der *diachronischen Dimension der gesellschaftlichen Mehrsprachigkeit* wären Fragestellungen anzusiedeln, die der Verbreitung der Mehrsprachigkeit in vergangenen Jahrhunderten nachgehen: Sicher stellen sich hier Quellen- und Interpreationsprobleme, und es wird wohl nur exemplarisch möglich sein, anhand einzelner Dokumente Rückschlüsse auf eine solche Kompetenz zu ziehen[10].

9 Eine interessante Diskussion ergäbe sich aus der Fragestellung zur medialen Diglossiesituation in der Deutschschweiz: Sind die Mundarten als Ausbaudialekte zu sehen oder kann man sie schon als Ausbausprachen betrachten? Geht man nämlich davon aus, dass es sich bei den Deutschschweizer Mundarten um Varietäten handelt, die sich in ihrer soziolinguistischen Funktionsweise wie Sprachen verhalten (und im mündlichen Bereich ist dies sicher der Fall), dann muss man Schweizerdeutschsprachige auch grundsätzlich als Zweisprachige behandeln. Geht man jedoch von einem effektiven *Gebrauch* und nicht von der Kompetenz aus, dann kann es tatsächlich einsprachige Mundartsprecher geben, weil es viele Sprecher geben kann, die aufgrund der medialen Diglossiesituation selten in die Lage kommen, Deutsch regelmässig aktiv mündlich zu verwenden. Die Verwendung im nur schriftlichen Bereich reicht meiner Meinung nach nicht aus, von einem regelmässigen Gebrauch einer Sprache zu sprechen (s. die nur schriftliche Verwendung anderer Sprachen wie Englisch, aber auch Latein).

10 S. dazu bspw. Lüdi 1985 und Rash 1989.

2. b) Innerhalb der *diachronischen Dimension der individuellen Mehrsprachgikeit* ginge es um den Fragenkomplex des zeitlichen Verlaufs des Spracherwerbs, wie er in der spezifischen schweizerischen Situation entsteht: In welchem Alter werden welche Sprachen wie erworben, wie entwickelt sich die Kompetenz, bei welchen Bevölkerungsgruppen bleibt bspw. die als erste erworbene Sprache (die Erstsprache) die am besten beherrschte? Gemäss den unterschiedlichen Entwicklungen dieser Prozesse gälte es auch hier verschiedene Typen von Mehrsprachigkeit zu unterscheiden.[11]

3. a) In der *diaphasischen Dimension der gesellschaftlichen Mehrsprachigkeit* lassen sich die im weitesten Sinne als Fragestellungen der Diglossieforschung zu bezeichnenden Intressen ansiedeln. Hier würde speziell interessieren, in welchen Bereichen und mit welchen Funktionen welche Sprachen in der Schweiz Verwendung finden. Gibt es eine typische familiäre Mehrspachigkeit oder eine Mehrsprachigkeit, die das Arbeitsleben auszeichnet? Für letztere Domäne müsste man bspw. den Kombinationen mit Englisch bei Kaderberufen, mit Italienisch in der Gastronomie und in der Bauwirtschaft nachgehen.[12] Welche mehrsprachigen Kommunikationen sind typisch für die schulische Situation, für Dienstleistungskontexte etc.? Wo gibt es Nicht-Übereinstimmungen zwischen Arbeits- und Familiensprachen und Sprachen des Sprachgebietes?

3. b) Innerhalb der *diaphasischen Dimension der individuellen Mehrsprachigkeit* gälte es zu untersuchen, in welchen Situationen die an einem mehrsprachigen Repertoire eines Individuums beteiligten Sprachen aktiviert werden, auf welche Art und Weise sie Verwendung finden (in der Familie[13], im schulischen Kontext, im spontanen Kontakt mit Anderssprachigen oder in einer Kombination dieser Situationen).

4. a) Bei der *diamesischen Dimension der gesellschaftlichen Mehrsprachigkeit* wäre der Frage nach dem mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprachen in der Schweiz nachzugehen, der Verwendung in den verschiedenen Medien etc.[14]

4. b) Innerhalb der *diamesischen Dimension der individuellen Mehrsprachigkeit* gälte es zu untersuchen, wie und wie oft die verschiedenen Sprachen ausschliesslich im schriftlichen oder mündlichen Gebrauch Verwendung finden, welche Einflüsse eine Sprachform auf die andere ausübt. Hier würde bspw. die Frage nach der Häufigkeit der mündlichen wie schriftlichen Verwendung von

11 S. Franceschini/Müller/Schmid 1984 für Jugendliche Italophone in Zürich.
12 Zu letzterem s. Berruto 1991b, Moretti 1993.
13 Speziell zu zweisprachigen Familien s. Brohy 1992, Chini 1992.
14 S. schon Burger 1984, Ramseier 1988.

96

Deutsch bei Schweizerdeutschsprachigen anschliessen: In welchen Bereichen und wie oft wird Hochdeutsch gesprochen und geschrieben?[15]

Trotz der hier für diese summarische Auflistung bewusst eher quantitativ gewählten Sichtweise, darf nicht vergessen werden, dass zu allen vier Dimensionen qualitative Studien – nebst den schon vorliegenden – zur sprachinternen Ausgestaltung der dabei verwendeten Codes und des kommunikativen Sprachverhaltens der Beteiligten mit allen gegenseitigen Beeinflussungen in verfeinerter Weise formuliert werden können.

Die Frage nach der Anzahl (und dem Profil) der Mehrsprachigen ist im schweizerischen Kontext durchaus berechtigt: So hat man es mit einer *sozialen Mehrsprachigkeit* zu tun, die aus Migrationsgründen entsteht (Immigration und Binnenwanderung), gleichzeitig gilt es auch zu berücksichtigen, dass erhöhte Fremdsprachenkenntnisse vorliegen (vorwiegend in bezug auf Deutsch und Französisch bei Schweizern). Diese *schulische Mehrsprachigkeit* kann im Sprachkontakt aktiviert und ausgebaut werden, sodass sich gelenkter Spracherwerb mit spontanem, im alltäglichen Umgang verankerten, ergänzen kann.

Nebst den verschiedenen Arten von mehrsprachiger Kompetenz, die sicher unterschieden werden müssen, ist es interessant, die Mehrsprachigkeit von Inländern mit derjenigen von Ausländern in Verbindung zu bringen. Es gilt in Erfahrung zu bringen, ob die Mehrsprachigkeit von Einheimischen, nebst dem Fremdsprachenunterricht, nicht auch durch den langjährigen Kontakt mit Ausländern erklärt werden kann. Solche Kontakte lassen sich in gewissen städtischen Quartieren beobachten, in denen sich aufgrund einer Tradition langansässiger Ausländer dichte mehrsprachige soziale Netzwerke entwickelt haben.

3. Die neue Fragestellung der Volkszählung 1990

Nur einigen dieser hier kurz skizzierten Forschungsdesiderata kann man mittels der neuen Fragestellung der Volkszählung 1990 (=VZ 1990) nachgehen[16].

In den bisherigen Volkszählungen (=VZ) lautete die Sprachenfrage folgendermassen:

15 S. Häcki-Buhofer/Burger im Druck und Häcki-Buhofer 1985.

16 Einige der eben umrissenen Fragestellungen scheinen von vornherein eher nicht geeignet, mit grossangelegten Fragebogenuntersuchungen erhoben zu werden, sie lassen sich besser mit qualitativen Forschungsinstrumenten erheben. So die Dimension 2.b, die besser mit Hilfe von Fall- oder Längsschnittstudien untersucht würde.

6 Muttersprache Sprache, in der man denkt und die man am besten beherrscht	deutsch	französisch	italienisch	rätoroman.	Andere Muttersprache, nämlich:

Sie wurde für die VZ 1990 abgeändert und erweitert:

⓫ Sprache

- **Welches ist die Sprache, in der Sie denken und die Sie am besten beherrschen? (Nur eine Sprache angeben.)**

1 deutsch
2 französisch
3 italienisch
4 rätoromanisch
5 andere, nämlich:

- **Welche Sprache(n) sprechen Sie regelmässig? (Hier kann mehr als eine Antwort gegeben werden.)**

	a) zu Hause, mit den Angehörigen:	b) in der Schule, im Erwerbsleben, im Beruf:
1 schweizerdeutsch		
2 hochdeutsch		
3 patois romand		
4 französisch		
5 tessiner- oder bündner-italienisch Dialekt		
6 italienisch		
7 rätoromanisch		
8 englisch		
9 andere		

In der Folge wird die erste Frage der VZ 1990 als Frage 9.1. bezeichnet (kurz: «Hauptsprache»), die beiden Kolonnen im zweiten Teil der Frage als 9.1.a. (kurz: «Familiensprache») und 9.2.b («Arbeitssprache»).

Aus dem Vergleich der Fragestellungen der VZ 1980 und 1990 ersieht man, dass die traditionelle «Muttersprache»-Frage beibehalten wurde (aus Vergleichgsgründen), lediglich das Wort «Muttersprache» wurde in 9.1. weggelassen. Aus dem Blickwinkel der Mehrsprachigkeitsforschung ist die Vermeidung des so unklaren Begriffs «Muttersprache» zu begrüssen[17], und als grosse Neuerung ist die Möglichkeit der Mehrfachantworten in 9.2.a und 9.2.b. zu werten.[18]

Dieser Antwortmöglichkeit ist jedoch anzulasten, dass sich damit nichts über die effektive *Kompetenz* der jeweils angegebenen Sprachen aussagen lässt. Die Kompetenz ist im allgemeinen methodologisch sehr schwierig zu messen (hohe subjektive, kulturelle und soziale Komponenten), und deren Interpretation würde hier zusätzlich erschwert, da es sich bei allen Daten um *Selbsteinschätzungen* handelt. Angesichts dieser Schwierigkeiten ist es zu bevorzugen,

17 Der Begriff Muttersprache ist vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt daher schwer fassbar, weil verschiedene Sachverhalte und Einschätzungen in unkontrollierbarer Weise miteinander verbunden werden. So kann bspw. ein Antwortender damit die *Erstsprache* meinen, also die Sprache, die er im zeitlichen Verlauf des Spracherwerbsprozesses als erste erlernt hat (oder gar in noch engerem Sinne die von der Mutter übermittelte Sprache, wie dies bei 'klassischen' Zweisprachigen der Fall ist, im Gegensatz zur 'Vatersprache'); er kann aber auch die im Moment am besten beherrschte Sprache meinen, die man besser als *Hauptsprache* oder *dominante Sprache* bezeichnen müsste. Diese wiederum muss nicht notwendigerweise mit der Erstsprache identisch sein (wie bspw. bei der zweiten oder dritten Migrantengeneration). Ferner können beim Antwortenden, ungeachtet der zeitlichen Abfolge und der Kompetenz, affektive und identitäre Zuordnungen stärker gewichtet sein. Dieser letzte Zug wird wohl in der umgangssprachlichen Begriffsverwendung nicht unwesentlich mitschwingen. So müssen die Antworten als Konglomerat von «Bestandteilen von Sprachloyalität, Einstellungen und Kulturhaltigkeit» (Dietrich 1987: 354) angesehen werden. In diesem Sinne sind die Antworten als Entscheidung der Sprecher für eine aus welchen Gründen auch immer für sie im Moment im Vordergrund stehende Sprache zu deuten, als *prominente Sprache*. Mit der Auslassung des Begriffs 'Muttersprache' in der VZ 1990 lassen sich diese Mehrdeutigkeiten, die typisch für das Alltagswissen ist, nicht vermeiden. Wollte man genauer wissen, was die jeweils Antwortenden darunter verstehen, resp. welche der möglichen Komponenten für sie zu einer gegebenen Zeit im Vordergrund stehen, müsste man mit qualitativen Methoden wie Interviews vorgehen.

18 Die Auswertung der Sprachdaten der Volkszählung 1990 sind als Auftragsforschung von Seiten des Bundesamtes für Statistik einer Forschungsgruppe übetragen worden. Sie steht unter der Leitung von G. Lüdi (Universität Basel), I. Werlen (Universität Bern), S. Bianconi (Osservatorio linguistico del Ticino) und B. Cathomas (Lia Rumantscha). Mitarbeiter sind: B. Moretti, A. Wymann, J.-J. Furer, F. Antonini und die Verfasserin. Der Auftrag lautet, anhand der Daten übersichtliche Darstellungen und Interpretationen zur Sprachenfrage zu erarbeiten. Neben dem Aspekt, der hier fokalisiert wird – die gesellschaftliche und individuelle Mehrsprachigkeit – , werden folgende Themenbereiche behandelt: Sprachgrenzen (auch im zeitlichen Verlauf), die vier Landessprachen innerhalb und ausserhalb ihres historischen Gebietes, Nicht-Landessprachen und Sprachinseln, Verhältnis Dialekte und Standardsprachen. Die Publikation des Bandes ist für Ende 1994 vorgesehen.

BEST COPY AVAILABLE

von den befragten Subjekten den eigenen Gebrauch der Sprachen in zwei wichtigen Domänen einschätzen zu lassen. Gegenüber der Kompetenz ist der Gebrauch der Sprachen auch für die soziale Bewertung der gesamtgesellschaftlichen Sprachsituation der Schweiz interessanter.

4. Die Selbsteinschätzung

Dass es sich bei den Daten der VZ grundsätzlich und immer um *Selbsteinschätzungen* gehandelt hat, muss auch für die Interpretation in Rechnung gestellt werden.[19] Dies bedeutet nicht, dass die Angaben mit dem Pauschalurteil 'subjektiv' abgetan werden können. Vielmehr müssen die Daten im wissenssoziologischen Sinne als Angaben von Personen gewertet werden, welche durch die vorgelegte Fragestellung dazu gebracht werden, die Sicht zu ihrem Sprachverhalten mit den zur Verfügung stehenden Kategorien in Übereinstimmung zu bringen. Obwohl es sich (wie immer in Fragebogenuntersuchungen) um eine durch die Fragestellung vorgefilterte Sichtweise handelt, können trotzdem Generalisierungen gezogen werden, da der Mensch *qua* soziales Wesen mit anderen gleiche und ähnliche subjektive Wertungen teilt.

Widmet man sich dem Mehrsprachigkeitsaspekt, muss man sich angesichts dieser Vorgaben die Frage stellen, wie wohl in früheren Volkszählungen Mehrsprachige mit den Antwortvorgaben umgegangen sein mögen und wie sie sich angesichts der neuen Fragestellung der VZ 1990 verhalten, welche im zweiten Teil der Frage Mehrfachantworten ausdrücklich zuliess. Dass eine solche Fragestellung zu neuen Einschätzungen von oft fest verwurzelten Annahmen zur Sprachenlage führen kann, soll in der Folge kurz an zwei Beispielen nachgewiesen werden.

5. Beispiel 1: Zweisprachige im Dilemma

Es ist bekannt, dass die Prozente (und die absoluten Zahlen) derjenigen Personen, die nach der alten Antwortvorgabe «Rätoromanisch» angekreuzt haben, kontinuierlich am Sinken sind. Da man auch weiss, dass die Rätoromanen als (mindestens) zweisprachig gelten und Rätoromanisch typischerweise

19 Man muss sich auch vor Augen halten, dass die Vorgabe durch die Fragestellungen Denkrichtungen vorgeben, von denen man annimmt, dass sie für die zu Befragenden pertinent sein können. In diesem Sinne zeigt die neue Fragestellung eine Trendwende in der Sichtweise offizieller Stellen an, welche die monoglossische und territoriale Sicht der Schweizer Sprachlandschaft teilweise aufzugeben scheinen, wie dies einige Passagen in wichtigen Dokumenten neueren Datums vermuten lassen (s. *Zustand und Zukunft* ... und *Botschaft*...).

im engeren Verwandten- und Familienkreis gesprochen wird[20], gilt es, die Einschätzung des Gesundheitszustandes des Rätoromanischen anhand der neuen Fragestellung kritisch zu überprüfen. So kann man die Hypothese wagen, dass die Nennungen «Rätoromanisch» als Familiensprache (Frage 9.2.a) diejenigen Nennungen nach der Hauptsprache (9.1.) übertreffen werden. Wenn dies der Fall sein sollte, wäre der Beweis erbracht, dass mit der bis anhin getätigten Fragevorgabe – die eine monolinguistische Sicht verrät – nicht global das Schwinden des Rätoromanischen an und für sich widerspiegelt wurde, sondern dass die Wahl von ins Dilemma gebrachten Zweisprachigen gegenüber einer zu engen Fragestellung dokumentiert wurde. Mit anderen Worten: Lässt man Mehrsprachigen die Möglichkeit, ihrer Situation angemesssener zu antworten, erweisen sich hergebrachte Aussagen zum Sprachenstand als zu undifferenziert und nicht mehr angebracht.

Nun ist es tatsächlich so, dass auch in der VZ 1990 auf die Frage 9.1. weniger Antworten auf Rätoromanisch entfallen sind als in der vorgängigen VZ: Wenn 1980 0.8% der Gesamtbevölkerung bei der 'Muttersprachenfrage' Rätoromanisch ankreuzte, dann war es 1990 bei der vergleichbaren Frage 9.1. noch 0.59%. Folgt man jedoch der aufgestellten Hypothese, so darf eine abschliessende Beurteilung nur nach der Analyse der Frage 9.2.a erfolgen: Den 39'632 Einzelantworten Rätoromanisch unter 9.1. stehen tatsächlich eine weit höhere Anzahl von Antworten gegenüber, nämlich 55 707 (was 0.81% der Gesamtbevölkerung entspricht), bei denen Rätoromanisch als Sprache angekreuzt wird, die «zu Hause» oder «mit Angehörigen» Verwendung findet . Weitet man den Blick auch auf die dritte Antwortmöglichkeit aus (Frage 9.2.b), dann erstaunt, dass 23'069 Personen angeben, diese Sprache auch im Erwerbsleben oder in der Schule zu verwenden[21]. Die jetzt vorliegenden Angaben für Rätoromanisch als Familiensprache übertreffen im übrigen sowohl in absoluten Zahlen als auch in Prozenten die 'Muttersprachewerte' von 1980, wo sich 51 128 Personen als rätoromanische Muttersprachler ausgewiesen hatten.

Die alte Antwortmöglichkeit produzierte also eine Datenlage, die den Blick auf weitere mögliche Sprecher, die sich dieser bedrohten Kleinsprache ebenfalls bedienen, verwehrte. Angesichts der jetzt vorliegenden Daten muss man Rätoromanisch sicher als bedrohte Sprache bezeichnen, die jedoch als Kleinsprache ihre Vitalität im engeren sozialen Gefüge bewahrt.

20 S. z.B. Camartin 1982, Cathomas 1982, Diekmann 1982, Furer 1992, Soler 1990 und den Überblicksartikel Kristol 1989.

21 Es sei nochmals in Erinnerung gerufen, dass bei 9.1. – anders als bei 9.2.a. («zu Hause, mit den Angehörigen») und 9.2.b. («in der Schule, im Erwerbsleben, im Beruf») – keine Mehrfachantworten erlaubt waren.
Es wird hier auf die Unterscheidung Schweizer/Ausländer verzichtet (1178 rätoromanisch Antwortende sind Ausländer, die überwiegend aus dem friaulischen und dolomitischen Sprachgebiet stammen werden).

6. Beispiel 2: Dominanzverschiebung: Verlust und doch Gewinn

Für andere Zwei- und Mehrsprachige stellten sich in früheren VZ ähnliche Dilemmata wie für die Rätoromanen. Anderssprachige, die aus den Immigrationsbewegungen der letzten Jahrzehnte hervorgingen, hatten schon immer grundsätzlich die Möglichkeit, bei der 'Muttersprache'-Frage ihre Sprache zu bezeichnen, falls es keine der Landessprache war. Ist jedoch die sprachliche Integration weit fortgeschritten (wie bspw. bei der italienischsprachigen zweiten Ausländergeneration), kann man sich vorstellen, dass in 9.1. auch die Ortssprache angekreuzt wird, während die 'andere Sprache'(*e.g.* die Erstsprache) in 9.2.a als Familiensprache erscheint.

In Anlehnung an die Hypothese zu den rätoromanisch Antwortenden kann in bezug auf die italienische Sprache in der Schweiz angenommen werden, dass die Nennungen zu Italienisch in der Familie die Anworten auf die Frage 9.1. (alleinige Hauptsprache) überschreiten. Eine daran anschliessende, weiterreichende Hypothese würde den Sprachkontakt zwischen Einheimischen und Ausländern ins Spiel bringen: Durch den langjährigen Kontakt und der gewachsenen Akzeptanz von Italienern ist bei Einheimischen eine Italienischkompetenz entstanden, die durch direkten Kontakt in engen sozialen Netzwerken entstanden sein muss, da der schulische Erwerb von Italienisch in der Schweiz eine (leider immer) geringere Rolle spielt.

Nicht alle Dimensionen dieser zweiten Hypothese können mit den vorliegenden Daten ausgeleuchtet werden. Geht man jedoch analog wie beim ersten Beispiel vor, so ersieht man auch hier, dass im Vergleich mit den Angaben der VZ 1980 die Antworten für Italienisch als Hauptsprache in der Gesamtbevölkerung zurückgegangen sind: Der Rückgang von 9.8% (622 226) auf die jetzigen 7.6% (524'116) käme einem vermeintlichen Verlust von 98 110 Sprechern in 10 Jahren gleich. Als Umgangssprache in der Familie wird Italienisch jedoch von 665'589 Personen angekreuzt, was auf die Gesamtbevölkerung bezogen 9.7% entspricht, eine Prozentzahl, die wieder derjenigen von 1980 sehr nahe kommt. Beschränkt man sich ferner auf die Bevölkerung *ausserhalb* der italienischsprachigen Schweiz – um dem zweiten Teil der Hypothese nachzugehen – dann stehen 279 273 Nennungen für Italienisch als Hauptsprache weit mehr als Familiensprache gegenüber, nämlich 463 915.[22] Vergleicht man diese Antworten sogar mit allen Italienischsprachigen in der Schweiz, die nicht

22 Als Sprache im Berufsleben und in der Schule erhält Italienisch ausserhalb der italienischsprachigen Schweiz 4 343 984 Nennungen – was eine erste mögliche aber noch sehr grobe quantitative Angabe zu Italienisch als Arbeits- und Schulssprache und *lingua franca* darstellt. Weitere Analysen werden Altersklassen und Beschäftigungssektoren in Verbindung setzen. Zur qualitativen Ausgestaltung von Italienisch als *lingua franca*, s. Berruto 1991b und Moretti im Druck.

Schweizer Bürger sind – 1990 waren es 295 026 – dann ist offensichtlich, dass viele Nennungen für Italienisch als Familiensprache nicht auf Immigranten oder Tessiner Binnenwanderer zurückgeführt werden können, sondern dass es sich dabei auch um *mehrsprachige Einheimische* handelt.

Dass es Personen gibt, welche diese Sprache in der Familie verwenden, ohne dass Italienisch als Hauptsprache in Frage kommen würde, kann man sich gut in Familien gemischter Paare vorstellen. Die italienische Sprache hat sich in familiären (aber auch und beruflichen Kontexten) einen Platz unter Personen geschaffen, die sich nicht als italienische Hauptsprachler bezeichnen.

Der sprachliche Beitrag der italienischen Immigration hinterlässt demnach nicht nur Spuren, die man als «sprachliche Integration» – sprich 'Sprachverlust' – bezeichnen kann; die Spiegelung des Sprachkontaktes lässt sich auch in der Aufnahme dieser Sprache in der einheimischen Bevölkerung und in anderen Immigrantenkreisen nachweisen.

Umgekehrt zeigen die Zahlen aber auch in eine andere Richtung: Für 184 642 Personen, die Italienisch ausserhalb der italienischsprachigen Schweiz als Familiensprache angeben, scheint diese Sprache jedoch nicht (oder nicht mehr) der Bezeichnung «Sprache, in der sie denken und die sie am besten beherrschen» – so die Frage 9.1. – zu entsprechen. In den Daten zu Italienisch als Familiensprache konvergieren demnach zwei Tendenzen, die auf verschiedene Typen von mehrsprachigen Sprechern zurückzuführen sind: Einerseits sind dies Mehrsprachige – man denke bspw. an jugendliche Ausländer – die es angesichts der Antwortmöglichkeiten wohl als angemessener erachten, als Abbild ihrer sprachlichen Situation die Ortssprache als Hauptsprache anzugeben, dafür die Erstsprache als Familiensprache erscheinen zu lassen. Die Abnahme von Italienisch als Hauptsprache wäre in diesem Falle von der neuen Antwortmöglichkeit beeinflusst, wie dies das Beispiel der Rätoromanen zeigt. Andererseits fliessen in den Angaben zu Italienisch als Familiensprache nicht nur die von 9.1. 'Abtrünnigen' sondern auch Einheimische ein, die als Hauptsprache die Ortssprache sprechen und im Alltag mehrsprachigen Umgang pflegen – eine Art von Spracherwerb, der im Falle der Rätoromanen kaum ins Gewicht fällt.

Obwohl Italienisch auf den ersten Blick als alleinige Hauptsprache an Terrain verloren hat, entsteht mit der neuen Fragestellung das Bild einer Sprache, die sich – weit mehr als vermutet – einen festen Platz als Bestandteil *mehrsprachiger Repertoires* geschaffen hat. Die Vitalität der italienischen Sprache in der Schweiz lässt sich mit dieser Integrationsfähigkeit ausdrücken.

Vor allem mit dem letzten Beispiel lässt sich aufzeigen, wie wichtig es ist, den Sprachkontakt in synchronischer und diachronischer Sicht als einen gegenseitigen Prozess ins Auge zu fassen – trotz allen nötigen quantitativen und qualitativen Unterschieden, die die Aufnahme und Integration einer jeden Sprache auf beiden Seiten mit sich bringt.

In bezug auf vorgängige Volkszählungen bringt diese neue Erhebungsweise der Sprachdaten nach dem, was man aus der Mehrsprachigkeitsforschung und aus qualitativen Untersuchungen zu spezifischen Sprachsituationen weiss, ein realistischeres Bild der Sprachlandschaft Schweiz. Wenn man bis zur VZ 1980 nur die einzelnen *Sprecher* gezählt, aber jeweils von den *Sprachen* in der Schweiz gesprochen hat, so ist es erst mit den neuen Daten berechtigt, sich von der *Präsenz der Sprachen* in der Schweiz ein Bild zu machen. Der Akzent der Beurteilung rückt von der alleinigen Hauptsprache ab und verschiebt sich auf eine soziolinguistisch adäquatere Sicht auf zwei Hauptdomänen der Sprachverwendung: Der nähere soziale Raum (*e.g.* die Familie) und der weiter entfernte der Berufswelt und der Schule.

Die Darstellungen, die wir erhalten werden, sind jedoch nicht als absolut objektive Widerspiegelung der Sprachrealität zu verstehen (falls es dies überhaupt geben kann). Was wir nachzeichnen können, sind die quantitativ aussagekräftigsten (d.h. häufigsten und repräsentativsten) Einschätzungen der in der Schweiz wohnhaften Bevölkerung bezüglich der vorgelegten Antwortmöglichkeiten. Daraus werden sich zwangsläufig differenziertere Darstellungen als die einleuchtend gängigen, klar geschnittenen 'Sprachgrenzenkarten' mit deutlich abgesezten und homogenen Sprachregionen ergeben. Die «mehrsprachige Schweiz» ist weder eine Erfindung Uriel Weinreichs, noch lediglich ein statistisches Konstrukt, das aus der Interpretation der Volkszählung 1990 hervorgeht, sondern ein historisch gewachsener und wachsender Sprachraum, der in einigen seiner neueren Tendenzen erstmals gesamtschweizerisch erfasst wird.

Romanisches Seminar der
Universität Basel
CH-4051 Basel

Rita Franceschini

Bibliographie

Berruto, Gaetano (1984): «Appunti sull'italiano elvetico». In: *Studi linguistici italiani X*, 76–108.

Berruto, Gaetano (1991a): «Note sul repertorio linguistico degli emigrati italiani in Svizzera tedesca». In: *Linguistica XXXI*, 61–79.

Berruto, Gaetano (1991b): «Fremdarbeiteritalienisch: fenomeni di pidginizzazione dell'italiano nella Svizzera tedesca». In: *Rivista di linguistica 3*, 2.333-367.

Berruto, Gaetano/Burger, Harald (1985): «Aspetti del contatto fra italiano e tedesco in Ticino». In: *Archivio storico ticinese 101*, 29–76.

Berruto, Gaetano/Burger, Harald (1987): «Aspekte des Sprachkontaktes Italienisch-Deutsch im Tessin». In: *Linguistische Berichte 111*, 367–380.

Bianconi, Sandro (1980): *Lingua matrigna. Italiano e dialetto nella Svizzera italiana*, il Mulino, Bologna.

Bianconi, Sandro/Patocchi, Claudia (1990): «Aspetti antropologici-linguistici». In: Ratti, Remigio/Ceschi, Raffaello/Bianconi, Sandro (a cura di), *Il Ticino regione aperta*, Armando Dadò, Locarno, 271–325.

Botschaft über die Revision des Sprachenartikels der Bundesverfassung (Art. 116 BV), EDMZ, Bern 1991.

Brohy, Claudine (1992): *Das Sprachverhalten zweisprachiger Paare und Familien in Freiburg/Fribourg (Schweiz)*, Universitätsverlag, Freiburg.

Burger, Harald (1990²): *Sprache der Massenmedien*, Walter de Gruyter, Berlin.

Camartin, Iso (1982): «Integration und Assimilation von Anderssprachigen (dargestellt an der Sprachsituation in Graubünden)». In: Ureland, P. Sture (Hrsg.): *Die Leistung der Strataforschung und der Kreolistik. Typologische Aspekte der Sprachkontakte*, (Akten des 5. Symposions über Sprachkontakt in Europa, Mannheim 1982), Max Niemeyer, Tübingen, 107–118.

Cathomas, Bernard (1982): «Rätoromanische Spracherhaltung – Konzepte – Massnahmen – Wirkungen». In: Ureland, P. Sture (Hrsg.): *Die Leistung der Strataforschung und der Kreolistik. Typologische Aspekte der Sprachkontakte*, (Akten des 5. Symposions über Sprachkontakt in Europa, Mannheim 1982), Max Niemeyer, Tübingen, 119–129.

Chini, Marina (1992): «Italien et suisse allemand dans des familles bilingues au Tessin: contact pacifique ou conflit latent». In: *Multilingua 11.1*, 75–100.

Diekmann, Erwin (1982): «Soziolinguistische Aspekte deutsch-rätoromanischer Interferenzbeziehungen in Graubünden». In: Ureland, P. Sture (Hrsg.): *Die Leistung der Strataforschung und der Kreolistik. Typologische Aspekte der Sprachkontakte*, (Akten des 5. Symposions über Sprachkontakt in Europa, Mannheim 1982), Max Niemeyer, Tübingen, 131–154.

Dietrich, Rainer (1987): *Erstsprache – Zweitsprache – Muttersprache – Fremdsprache*. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hrsgg.): *Sociolinguistics. Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*, (Bd. I), Walter de Gruyter, Berlin, 352–359.

Franceschini, Rita (im Druck): «Das Umfeld der Migration». In: Lüdi, Georges/Py, Bernard (Hrsg.): *Binnenwanderung und Sprachkontakte in der Schweiz*, Helbing und Lichtenhahn, Basel 1993.

Franceschini, Rita/Müller, Myriam/Schmid, Stephan (1984): «Comportamento linguistico e competenza dell'italiano in immigrati di seconda generazione a Zurigo». In: *Rivista italiana di dialettologia 8*, 41–72.

Furer, Jean Jacques (1992): «La germanisaziun en Surselva». In: *Scuntrada I (Documentaziun)*, Lia Rumantscha, Cuira, 109-130.

Grosjean, François (1987): «*Vers une psycholinguistique expérimentale du parler bilingue*». In: Lüdi, Georges (éd.), *Devenir bilingue-parler bilingue*, Max Niemeyer, Tübingen, 115–132.

Haas, Walter (1988): «Schweiz». In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hrsgg.), *Sociolinguistics. Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*, (Bd. II), Walter de Gruyter, Berlin, 1365–1383.

105

BEST COPY AVAILABLE

Häcki-Buhofer, Annelies (1985): *Schriftlichkeit im Alltag: Theoretische und empirische Aspekte – am Beispiel eines Schweizer Industriebetriebs*. Lang, Bern. (Züricher Germanistische Studien, Bd. 2)

Häcki-Buhofer, Annelies/Burger, Harald (im Druck): «Hochdeutsch bei sechs- und achtjährigen Deutschschweizer Kindern: Verstehen – Einstellungen». In: *Beiträge zur 10. Jahrestagung alemannischer Dialektologen*. Freiburg i.Br.

Knecht, Pierre/Rubattel, Christian (1984): «A propos de la dimension sociolinguistique du français en Suisse romande». In: *Le français moderne 52*, 138–150.

Kolde, Gottfried (1981): *Sprachkontakt in gemischtsprachigen Städten. Vergleichende Untersuchungen über Voraussetzungen und Formen sprachlicher Interaktion verschiedensprachiger Jugendlicher in den Schweizer Städten Biel/Bienne und Fribourg/Freiburg i.Ue*. Franz Steiner, Wiesbaden.

Kristol, Andreas Max (1984): *Sprachkontakte und Mehrsprachigkeit in Bivio (Graubünden). Linguistische Bestandesaufnahme in einer siebensprachigen Dorfgemeinschaft*. Francke, Bern.

Kristol, Andreas Max (1989): «Bündnerromanisch: Soziolinguistik». In: Holtus, Günter/Metzeltin, Michael/Schmitt, Christian (Hrsg.), *Lexikon der Romanistischen Linguistik*, (Bd. 3), Max Niemeyer, Tübingen, 813–826.

Löffler, Heinrich (1985): *Germanistische Soziolinguistik*, Erich Schmidt, Berlin.

Lüdi, Georges (1985): «Mehrsprachige Rede in Freiburger Ratsmanualen des 15. Jahrhunderts». In: *Vox Romanica 44*, 163–188.

Lüdi, Georges (1992a): «French as pluricentric language». In: Clyne, Michael (ed.), *Pluricentric languages. Differing Norms in Different Nations*, Mouton de Gruyter, Berlin, 151–178.

Lüdi, Georges (1992b): «Internal migrants in a multilingual country». In: *Multilingua 11,1*, 45–73.

Lüdi, Georges (im Druck): «Répertoires plurilingues: le cas de la Suisse». In: Truchot, Claude (éd), *Actes du Colloque sur le plurilinguisme européen*, Strasbourg 1991.

Lüdi, Georges (1993): «Les recherches sur la situation du français en Suisse». In: *Actes du XX Congrès de Linguistique et Philologie Romanes*, Zurich 6–11 avril 1992 publiés par Gerold Hilty, (tome III), Francke, Tübingen-Bern, 1993, 501–511.

Lüdi, Georges/De Pietro, François/Papaloïzos, Lilli (1989/1990): «Etranger dans son propre pays: Dimensions linguistiques de la migration interne en Suisse». In: *Images de la Suisse/Schauplatz Schweiz (Ethnologica Helvetica) 13–14*, 269–297.

Lüdi, Georges/Franceschini, Rita (1991): «Essere ticinesi nella Svizzera tedesca: un'indagine sociolinguistica in atto». In: Lurati, Ottavio/Martinoni, Renato (à cura di), Itinerari europei *Letteratura – Lingua – Società. Per Giovanni Bonalumi*, Armando Dadò, Locarno, 155–170.

Lurati, Ottavio (1976): *Dialetto e italiano regionale nella Svizzera italiana*, Solari & Blum, Lugano.

Lurati, Ottavio (1988): «Lombardia e Ticino». In: Holtus, Günter/Metzeltin, Michael/Schmitt, Christian (Hrsg.), *Lexikon der Romanistischen Linguistik*, (Bd 4), Max Niemeyer, Tübingen, 485–516.

Moretti, Bruno (1993): «Dall'*input* alla lingua obiettivo: aspetti del *continuum* dell'italiano 'lingua franca' nella Svizzera germanofona». In: *Actes du XX Congrès international de Linguistique et Philologie Romanes*, Zurich 6–11 avril 1992 publiés par Gerold Hilty, (tome III), Francke, Tübingen-Bern, 1993, 557–570.

Ramseier, Markus (1988): *Mundart und Standardsprache im Radio der deutschen und rätoromanischen Schweiz. Sprachformengebrauch, Sprach- und Sprechstil im Vergleich*, Sauerländer, Aarau.

Rash, Felicity (1989): *French and Italian lexical influences in German-speaking Switzerland (1350–1650)*, Walter de Gruyter, Berlin.

Rovere, Giovannni (1982): «Il plurilinguismo in Svizzera». In: *Quaderni Cladil n.33/34*, Brescia.

Schläpfer, Robert (Hrsg.) (1982): *Die viersprachige Schweiz*, Benziger, Zürich.

Schläpfer, Robert/Gutzwiler, Jürg/Schmid, Beat (1985): *Das Spannungsfeld zwischen Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz. Spracheinstellungen junger Deutsch- und Welschschweizer. Eine Auswertung der Pädagogischen Rekrutenprüfungen 1985*, Sauerländer, Aarau. (Pädagogische Rekrutenprüfungen, wissenschaftliche Reihe Bd. 12)

Sieber, Horst/Sitta, Peter (1986): *Mundart und Standardsprache als Problem der Schule*, Sauerländer, Aarau.

Soler, Clau (1990): «Germanisierung der Romanischsprechenden am Hinterrhein: Sprachwechsel = Sprachwandel». In: *Plurilingua 10*, 175–187.

Sonderegger, Stefan (1985): «Die Entwicklung des Verhältnisses von Standardsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz». In: Besch, Werner/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hrsgg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch*, (Bd. 2), Walter de Gruyter, Berlin, 1873–1939.

Werlen, Iwar (1983): «Stand und Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekt und deutscher Standardsprache. 2.Teil: Die südliche Hälfte des deutschen Sprachgebietes». In: Besch, Werner/Knoop, Ulrich/Putschke, Wolfgang/Wiegand, Herbert Ernst (Hrsgg.), *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. Walter de Gruyter, Berlin, 1418–1427.

Werlen, Iwar (1985), «Zur Einschätzung von schweizerdeutschen Dialekten». In: Ders. (Hrsg.), *Probleme der schweizerischen Dialektologie. 2. Kolloquium der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft (1978)*, Universitätsverlag, Freiburg i.Ue., 195–266.

Werlen, Iwar (1988): «Swiss German Dialects and Swiss Standard High German». In: Auer, Peter/di Luzio, Aldo (Hrsgg.), *Variation and Convergence. Studies in Social Dialectology*, Walter de Gruyter, Berlin, 94–124.

Windisch, Ulrich et. all. (1992): *Les relations quotidiennes entre Romands et Suisse allemands: les cantons de Fribourg et du Valais*, Payot, Lausanne.

Zustand und Zukunft der viersprachigen Schweiz. Abklärungen und Empfehlungen einer Arbeitsgruppe des eidgenössischen Departementes des Innern, EDMZ, Bern 1989.

107

English as a lingua franca in Switzerland: Myth or reality?

1. Introduction

The final report of the working party ('Arbeitsgruppe') set up by the Department of the Interior in 1986 to assess the legal, historical and linguistic problems involved in revising Article 116 of the Swiss Federal Constitution relating to the status of the national and official languages of the country and to propose a new formulation of the Article was published in August 1989 together with a supplementary volume containing a number of articles by experts on various aspects of the ethnolinguistic situation in Switzerland. In a number of places in the report serious concern is expressed about the growing encroachment of English into everyday life in Switzerland. In the summary version of the report preceding the foreword and the body of the text the authors review possible future scenarios for multilingualism in Switzerland, one of which relates to the influence of English:

> Oder aber wir nähern uns einer Situation, in der jeder Schweizer neben seiner Muttersprache die englische Sprache so weit beherrscht, dass ihm (nach großzügigen Maßstäben) eine faktische Zweisprachigkeit attestiert werden kann. Die Zweieinhalbsprachigkeit ergäbe sich dann aus der nur noch mangelhaften Beherrschung einer anderen Landessprache. Oder wird gar Englisch die Umgangssprache unter Schweizern? Nicht auszuschließen, wenn man die zunehmende Anziehungskraft dieser Sprache bedenkt sowie gewisse Beobachtungen, die diesen Zustand bereits zu belegen scheinen, ernst nimmt. (Zustand und Zukunft der viersprachigen Schweiz 1989: xiii)

On pages 5–6 of the report the status of English as a 'Weltsprache' is discussed and the spectre of English as a medium of communication between members of the ethnolinguistic groups within Switzerland is presented as follows:

> Für eine mehrsprachige Nation wie die Schweiz wäre aber die Aussicht auf Englisch als jene Sprache, die die Schweizer in Zukunft im Gespräch mit anderen Landsleuten verwenden, alles andere als eine erfreuliche Entwicklung. Sprachliche Uniformisierung unter Verlust der sprachlichen Traditionen des eigenen Landes sollte nicht der Preis sein, den man für den Anschluß an die Fortschrittsgesellschaft zu entrichten hat. (1989: 6)

Both quotations reveal at least a decided feeling of unease, perhaps even fear, of the future prospect of English being used increasingly as a lingua franca within Switzerland. It is even suggested that English could become the language of everyday communication (die Umgangssprache), although we assume that the authors intend this to be understood as the everyday language between speakers of the four national languages. The "gewisse Beobachtun-

105

gen" referred to in the first quotation to justify this fear are not made specific, but in all probability they relate to work by Dürmüller (1988) and Girod (1987) based on a number of surveys carried out in both the French- and the German-speaking parts of the country on what foreign languages should be taught after the mother tongue in Swiss schools, what attitudes young people have towards English and what language they would prefer to use in conversation with Swiss from other ethnolinguistic groups. They also relate to anecdotal evidence of English being used as a medium of communication in specific social domains, most of which has little or no empirical basis in fact.

In this paper we shall argue that the results of such surveys should not be interpreted to mean that there really is an increasing tendency towards using English as a lingua franca in Switzerland. We do not deny that parents and schoolchildren may believe that English might be a more useful first foreign language to learn at school than a second national language (LN2). But we shall suggest that this is surely not a new development and certainly not one to give rise to the degree of concern expressed in the working groups final report.

Since 1989 no research has been designed and carried out on a large scale using a variety of data gathering and interpreting techniques to indicate a) whether English is in use as a lingua franca in Switzerland and b) if so, in what social domains, for what purposes and to what extent. Such research is long overdue, and we shall indicate possible research techniques which need to be employed to acquire and analyse the necessary data. We shall also present and comment on some data from a small-scale pilot project involving a number of Swiss firms and businesses. However, our basic argument will be that, whatever the results of such a research project may be, the conceptualisation of English as a lingua franca in Switzerland is an important cognitive construction which serves to focus attention on and highlight the problems of multilingualism in this country. It thus forms part of a set of beliefs which are essential to the social construction of ethnolinguistic relationships and is, in this sense, mythical.

In the following section, we shall introduce an important distinction made by Phillipson relating to the use of English in non-native language settings which will serve as a basis for our argument. In section 3 we shall briefly but critically consider some of the survey results, which will lead us to a discussion of the type of project which needs to be carried out. In section 4 we shall present some of the results of the pilot project from which a set of research hypotheses may be derived. Our conclusion in section 5 will return to the question of whether the idea of English as a lingua franca forms part of a set of beliefs about multilingualism in Switzerland. We shall attempt to put this belief into the right kind of research perspective from and within which a full-scale project might be carried out.

2. *The use of English in non-native settings*

Phillipson (1992) makes a distinction between ESL (English as a second language) countries and EFL (English as a foreign language) countries. In the former English is in use as an important language in higher education, industry, business, technology and science, etc., e.g. Sweden. The English language is not an official language in such countries, but it is in active and frequent use in all or most of the domains listed above as much as, and often more than, the official language(s) (in our example, Swedish). In the latter English is learnt as a language which may then be used in specific situations involving English native speakers or, from time to time, as a lingua franca in some of the above domains. As in the former case, English is not an official language, but its use is far less frequent than that of the official language(s) and not given public sanction. Clearly the two terms are the endpoints of a scale of non-native English usage rather than a dichotomous categorisation.

Switzerland may be said to lie more towards the EFL than the ESL end of Phillipsons scale,[1] but, if we give credence to the kind of statement discussed in section 1, it may be on the verge of moving in the direction of the ESL end. In effect, however, the official language policy of the educational establishment, which requires that French (in the German-speaking part of the country) and German (in the French-speaking Romandie) are taught before English (and Spanish or Russian), actually prevents Switzerland from moving towards the ESL end at least for the present. It is also partly as a reaction against the constraints of educational policy that the results from the surveys analysed by Dürmüller and Girod may be understood. If the English language is perceived to enjoy so much worldwide prestige, then any attempt to prevent access to it, and thereby to the presumed acquisition of status and power, will be resisted, and the greater the resistance appears to be, the more it will tend to foster feelings of insecurity and threat in official circles.

1 The main thrust of Phillipson's book is to display the subtle mechanisms of what he calls linguistic imperialism in those countries which have adopted English as their official language, or one of their official languages (the majority being former British colonies). Such countries are said to be at the periphery of a sphere of linguistic and cultural influence whose centre is either Britain or the USA. Phillipson's aim is to demonstrate how the education systems of those countries, by working almost exclusively through the medium of English, transfer to the periphery and uphold the cultural and economic values of the centre.
Neither ESL nor EFL countries fit this framework, but encouragement of the spread of English by official bodies such as the British Council is far more likely to occur in ESL than in EFL settings. The magnetic attraction exercised on such bodies by a potential language teaching market in Central and Eastern Europe in which an ESL rather than an EFL situation might be created is ample evidence of this tendency.

If we now focus on the educational aspect of Phillipsons argument and take Switzerland to be an EFL country, it is clear that what we need to consider in evaluating the status of English and that of an LN2 is the general status of foreign language teaching in the education system. Py (1989: 59) points out that

> ... lorsqu'on dit de la Suisse quelle est bilingue (ou multilingue), on fait référence à la simple coexistence de plusieurs langues nationales sur le territoire de la Confédération sanctionnée notamment par le principe de territorialité (à chaque territoire sa langue) et par le souci de préserver les langues minoritaires (en particulier dans l'administration fédérale).

In other words, in talking of bilingual (or multilingual) Switzerland we are not referring primarily to individual bilinguals (or multilinguals). Lüdi (1992: 46) takes this argument a step further:

> ... the territoriality principle allows or rather constrains the use of only one of the official languages in each of the three large language regions of the country with the exception of a few overlap areas such as Bienne, Fribourg or the federal capital Berne. Juridically, Switzerland is thus a mosaic made up of largely monolingual regions in which the other national languages enjoy more or less the same status as, say, Spanish or English ... The school system, with obligatory language teaching in a second national language from the 4th/5th grade of primary school on, does make an attempt to correct this picture. But even if every adolescent in Switzerland has acquired a basic knowledge of one of her/his linguistic neighbors, we can hardly speak of functional bilingualism, let alone multilingualism.

Foreign language teaching in the Swiss state education system (or rather in the 25 cantonal systems) acquires a certain gate-keeping function regulating access to the higher levels of education. Partially as a result of the introduction of LN2 training in the 4th or 5th grade, which in many cantons is on the primary school level, FL teaching has become part of the secondary school curriculum, albeit with varying status in the canon of subjects and with little impact on selection for higher education. However, on the high school level its status as a core subject and a means of selection is undisputed and indisputable.

The focus of FL teaching in the state system(s) has definitely shifted to language for everyday social interaction but its success in imparting the necessary skills remains doubtful, especially in settings where it continues to hold a marginal position in the secondary school curriculum. Given the restricted amount of time for FL training it stands to reason that anything beyond the most elementary skills has to be deferred to higher education. A similar state of affairs exists FLT for special purposes, i.e. business, technical language etc. Even schools nominally devoted to the training just such skills have to spend a fair amount of time on training basic language skills.[2] As a consequence, fluent use of two or more languages tends to be restricted to those who have com-

2 We will discuss the consequences in section 4.

pleted at least a high school education, usually, however, a university education. Furthermore, we suspect that correctness and socially prestigious forms of discourse, above all literary norms, are valued more than the ability to communicate efficiently in verbal interaction in a wide variety of social domains, especially in higher education.

In addition, the training of future foreign language teachers for secondary schools and high schools takes place in university language departments which are traditionally oriented towards literature rather than linguistics, so that controversial debates in the area of second language acquisition and new developments in language teaching methodology are generally considered inferior to the study of literature or are simply never mentioned, let alone discussed. Traditional values are given priority in the education and training of foreign language teachers, and these tend to be normative and elitist.

On the level of the school itself, the curriculum is set in accordance with norms laid down by the EDK (Standing Conference of Directors of Education). Given the often vaguely formulated and somewhat all-encompassing statement of goals set for foreign language learning in each canton, it is important to consider how many hours per week are devoted to individual languages and the forms of achievement tests carried out. During the two semesters that make up the school year periodic tests must be held from which a final semester mark is evaluated.

A number of consequences result from this form of continuous evaluation. Firstly, teachers are at pains and under pressure to develop language tests that are relatively easy to assess, and since pupils (or their parents) may appeal against final semester marks, these tests are almost always in written form and are based on the supposed content of the previous lessons. Foreign language teaching thus tends to resemble the kind of content teaching that takes place in subjects like Biology, Geography, History, etc. where stress is laid on what the pupil knows (or is supposed to know) rather than what s/he can do. Secondly, because continuous assessment of achievement takes place in all subjects, pupils are involved in complex, hair-splitting, running assessments of the level of achievement they have reached and whether it will be sufficient to take them through to the next grade. They may be able to risk a lower mark in subject A because of a speculated good mark in subject B. Pupils, like their teachers, become less interested in their ability to use a foreign language than in their supposed knowledge in it and about it.

This brief assessment of the status of FL teaching in the state school system is relevant to English just as much as to French (in German-speaking Switzerland) or to German (in the Romandie). Hence, not only does the system produce relatively little individual functional bilingualism, but that which it does produce is generally to be found at the higher levels of the educational ladder

and, as a consequence, in the equivalent levels of industry, business, science, the diplomatic service and the federal administration. In addition, those whose foreign language learning does not reach such levels will hardly be able to use English fluently as the language of everyday communication.

In the following section we will briefly consider some of the results of the surveys of attitudes towards English and the teaching of English in Switzerland presented by Dürmüller and Girod. Our assessment of EFL teaching in Switzerland in accordance with Phillipsons cline between ESL and EFL countries should be borne in mind, since we will argue that far too much has been made of this research to the extent that it has helped to provide a breeding ground for the type of fears expressed in the working partys final report.

3. English the invader

In his contribution to the supplementary volume of the report Dürmüller examines the results of a number of surveys, viz. the pedagogical examination of army recruits in 1985, a survey carried out by the ISOPUBLIC institute among German- and French-speaking Swiss in 1986, a 1984 survey carried by the weekly French-speaking magazine *L'Hebdo* among French-speaking Swiss, a survey carried out in 1984 in Berne, Fribourg and Bienne and a survey carried out in 1982/83 among Bernese high school pupils, although no further details are given in the latter two cases on who carried out the research or the size of the sample population. The discussion aims at providing some form of empirical quantitative support for the argument that the pervasive influence of English in a large number of social domains endangers the balance between the languages native to Switzerland. English, in other words, is seen as the linguistic invader against whom forms of defence must be organised.
Dürmüller admits that legal means to stem the tide of English influence such as those adopted in France would hardly find support in Switzerland, and that more local policies should be developed. On the other hand, he supports the view that the influx of borrowed lexical items (including whole phrases) from English enables more efficient communication to take place across linguistic boundaries. He even states the following:

> Tatsächlich ist es gerade in Bereichen, in denen der englische Fachjargon dominiert, dass sich Schweizer aus verschiedenen Sprachregionen, gelegentlich auch, wenn sie alle aus derselben Sprachregion stammen, auf Englisch unterhalten: Medizin, Physik, Management, Business Administration, Product Planning, Computer Programming, Film Distribution, Banking, Trading, Defence Strategies, etc. etc. (1989: 3)

Whereas he provides very detailed statistical material and graphics, neither he, nor, to our knowledge, any other researcher, provides direct evidence of such statements, even though it is interesting to note the wide range of domains in

which such evidence could be sought. If Swiss from different language areas, or even those from the same area, really do communicate with one another in these fields using English as a lingua franca, it is crucial to offer both quantitative and qualitative data and to submit these to a close and detailed analysis. There is in any case a significant difference between introducing English loanwords into Swiss German, French and Italian, and actually using English as a medium of communication. There is also a considerable difference between these two phenomena and answers given to questions of a very general nature such as those asked in the surveys listed above.

The evidence discussed in the Materialienband of the EDI-Report considers the answers given by the recruits, all young males, to the following questions:

1) If you had the choice, which foreign language would you declare as the obligatory first foreign language at school?
2) Do you want more English teaching at school?
3) Which foreign languages seem to you to be particularly important in your present or your future profession?
4a) In which language would you prefer to talk with a person who does not know French? (put to French speakers with the choice of either English, German or Italian and on the assumption that the addressee is German-speaking or Italian-speaking)
4b) In which language would you prefer to talk with a person who does not know German? (put to German speakers with the choice of either English, French or Italian and on the assumption that the addressee is French-speaking or Italian-speaking)
4c) In which language would you prefer to talk with a person who does not know Italian? (put to Italian speakers with the choice of either English, French or German and on the assumption that the addressee is French-speaking or German-speaking)
5) What do you think of the suggestion that English should be declared an official language in Switzerland?

Briggs (1986) is very critical of the kinds of questions asked in large-scale surveys of this kind. Firstly, the way in which the question is asked can frequently predetermine or provoke the type of answer given. Secondly, the choice of possible answers is limited by the person devising the questionnaire. Thirdly, subjects are not given an opportunity to explain why they answer the way they do. Fourthly and very significantly, subjects are not just answering questions, but are also developing explanations for the significance of the choice of questions asked. They may often interpret the questioners reasons such that they answer in the way they believe they are expected to answer, or, vice versa, may deliberately give answers that subvert the perceived intention behind the questions.

Since English figures in all these questions, the recruit may easily be led to think that deriving opinions on the status of English is the fundamental issue. If that is the case, it is a small step to imagining the reasons for this. Perhaps the questioners feel that more English should be provided at school. Perhaps there really is a move afoot to make English an official language in Switzerland. Perhaps the questioners feel that young people should know enough English to be able to talk to their compatriots, i.e. that they are in favour of such a tactic.

Let us now look at how the questions are put. The first question appears to ignore the fact that French or German is already the obligatory first foreign language at school, so that those giving these two languages as an answer are reaffirming the status quo despite the provocative invitation to subvert it by choosing English. In any case, English is the only possible answer if one wanted to make a change; Spanish, Portuguese, Chinese, Japanese, Russian, etc., are not mentioned as options. The second question is essentially uninterpretable since, if a recruit has had only two hours of English a week over a period of two years, the desire for more teaching in English may be to have four hours a week. In addition, this says nothing about the desired amount of teaching in the second national language. A 69.1%–77.1% majority in favour of more English teaching therefore means very little indeed.

The third question relies largely on the speculative assessments of the recruits as to which languages they might need in their jobs. Those who have already been employed as apprentices before beginning their basic training in the army will either not have been exposed to the need for FL learning or are in an EL training programme as part of their vocational training. Similarly, those who have their professional lives ahead of them may have little idea of what they will be doing later, of whether foreign languages will be required and which languages these will be. In either case the answers given are in all probability speculative in the extreme, and the recruits cannot be blamed for thinking that perhaps the most adequate answer, the one that the questioners wanted, would be English.

Answers to the fourth question concerning the supposed preferred language in which to communicate with interlocutors who have no knowledge of the recruits own mother tongue can be interpreted in a number of different ways. Given the choice of the other languages native to Switzerland and English (again rather than, say, Spanish, Russian, etc.), a preference for English may simply be a rejection, on whatever grounds, of the other languages. It may reflect a desire to learn English rather than real knowledge that can be used in cross-cultural verbal interaction. It may reflect a fundamental lack of confidence in the ability to use either of the LN2s and a somewhat naive belief in the supposed simplicity of English. It certainly does not indicate that those an-

swering the question actually would use English and it cannot be used as evidence that English is used as a lingua franca in this way.

The fifth question is provocative in the extreme since it implies that a genuine suggestion has been made that English should be made the fourth official language in Switzerland. We do not doubt that unofficial statements to this effect may have been made, but, to our knowledge at least, no official statement of this kind has ever been made. Indeed, we doubt whether the question could ever find official sanction (cf. e.g. EDK 1987 and Andres 1993). Once again, it is extremely difficult to place any reliable interpretation on the results to this question, least of all that it indicates an imminent acceptance on the part of a majority of young Swiss nationals of raising English to the status of official language in Switzerland.

All in all, then, we dispute the validity of the kinds of interpretation made on the basis of such quantitative data. Even if it were possible to argue that the survey covers a representative sample of young Swiss nationals from all the native ethnolinguistic groups, the quality of the data gathered is flawed in the extreme as a consequence of the kinds of question asked. In the following section we shall consider where there appears to be a perceived need for a knowledge of English. We shall outline a pilot project carried out with representatives from the world of business and finance which gives a certain amount of insight into the types of question that could more profitably be asked and the social domain in which a large-scale survey might be carried out to reveal results that lend themselves to far subtler analyses than those we have reviewed in this section.

4. English in the world of business and finance

One domain in which English may be seen to play an important role in Switzerland is that of business and finance, and it is within this domain that there are clear signs of English functioning as a lingua franca both within Switzerland and between Switzerland and other countries. In this section we shall focus on the needs of Swiss businesses for varying degrees of competence in English and some of the ways in which these needs are addressed at present. We shall discuss the question of motivation for learning English both in general terms and within the framework of companies strategies for reducing the deficits in the English language competence of their employees.

The majority of responses to the question of motivation for learning English reveal a fairly predictable pattern. First, respondents tend to believe that it will give them better chances in the job market and that they will have better career chances. Second, they express the conviction that English is important as

an international lingua franca both in international business and in the world of international politics and diplomacy. This latter point is a very general one and is far less central to our concerns than the former type of response. Lambert (1967) suggests that there are two basic types of motivation for foreign language learning, which he labels integrative and instrumental. In the context of a language being used as a lingua franca, in our case English, it is far more likely that instrumental motivation will dominate, since that language will be assessed as a highly useful, if not indispensable, tool for supra-regional communication. The type of motivation for learning a non-lingua franca or the language of a cultural minority group, on the other hand, is more likely to be integrative, and we might expect it to occur far less commonly. Obviously, it is not easy to make clear distinctions between Lambert's two types of motivation. In fact, it is more usual to find varying degrees of both types in any language learning scenario. When learners are asked to verbalise their own individual motivations, even in the case of learning a lingua franca like English, they may express a strong desire to assimilate to the culture of the native language community. At the level of university studies in a foreign language, integrative motivation is probably dominant. Dürmüller (1988: 6) has shown, however, that in the context of Swiss high schools, instrumental motivation is stronger.

We shall concentrate here on the question of instrumental motivation, which, when looked at more closely, reveals far subtler differentiations than might be at first be assumed. There is a noticeable difference, for example, between learning a foreign language in order to be able to function better in one's job and learning that language to be able to communicate with native speakers while on holiday. The language needs are likely to be far more specific and much more detailed in the former situation than the latter. In addition, the types of discourse in which the learner may be expected to engage are likely to be far narrower, more clearly structured and thus more predictable in the former than in the latter situation. Before returning to the question of instrumental motivation, we shall first sketch out the present situation within Switzerland with respect to the status of English from both a national and an international point of view.

One indication of the importance of English for business communication within Switzerland might be derived from the frequency with which it is used as a lingua franca within and among Swiss companies and their branches in the different ethnolinguistic regions of the country. However, in the absence of reliable research findings claims for the lingua franca status of English in Switzerland are almost impossible to substantiate. We argue that one important step towards rectifying this lack of information would be to carry out as exhaustive a survey as possible among as wide a range of companies as possible. With

the right kinds of questions, researchers could derive a data base on which representative quantitative analyses could be carried out. These in turn would help to generate sets of hypotheses to be tested by qualitative observational methods and to locate those areas which would warrant closer study.

At present, the evidence, such as it is, is largely anecdotal. One example with which we are familiar concerns the analysis of telex texts and business letters received and sent out by the head office of a major Swiss bank. On the basis of these texts, which contained communication in English between Lugano and various locations in the Romandie and Zurich, a reading comprehension course was developed for English courses held by the bank in question. However, using this data base as evidence of the lingua franca status of English within the world of banking in Switzerland would be problematic for two reasons. Firstly, there was an extremely low incidence of such letters in comparison with the total sample (3 out of 200 texts). Secondly, the corpus was gathered with the specific aim of providing examples of the type of text which prospective students of English in in-service training at the bank might need to deal with and not for the purpose of projecting a large-scale survey.

A second example concerns an internationally active manufacturing and servicing company with branches in all the major Swiss cities, including branches in Lugano, Lausanne, Geneva, at which the headquarters and work organisation are located, and Zurich, at which the facilities for storing spare parts are situated. For the national communications in which this firm are involved, there are two models. Between Zurich and the Romandie (including the Geneva headquarters) bilinguals are employed. Between the Romandie and Zurich there are fewer bilinguals; one out of five district technical managers speaks no German at all. Between the Lugano branch and the Lucerne branch, on the other hand, communication takes place in German. Service technicians in the Ticino usually speak German and are actively encouraged to take evening classes in that language. German-speaking technicians, on the other hand, are only advised to take Italian lessons. In this case there is absolutely no evidence of English functioning as a lingua franca, in spite of the fact that the official company language is English and that manuals are produced mainly in that language.

The two examples appear to indicate that evidence in favour of English being in use as a lingua franca in the domain of business and finance is rather slender and at present consists of hearsay. Nevertheless, in both cases the companies concerned refer to a need for English which is not adequately satisfied in the state school system. For example, a manager in charge of the bank section for which the course referred to above was being prepared stated repeatedly that, as far as the bank was concerned (and in his opinion this might be extended to other areas of business and finance) LN2 training should be replaced in

the school system by adequate training in English. Once again, the evidence is anecdotal, but it does focus on a largely utilitarian attitude towards language competence set within the framework of the costs incurred by internationally active firms who need to train their employees to deal with perceived language needs and requirements.

This latter point also highlights a degree of uncertainty and lack of linguistic orientation in the firms themselves, who, along with the various business schools in Switzerland (the KV, DMS and HWV), recognise a deficit which they identify, rightly or wrongly, as a consequence of official language policy within the Swiss educational system. In a response to the proposed revision of Article 116 of the Federal Constitution, Keiser, the head of the languages department at the HWV in Lucerne, makes the following comment:

> Niemand möchte den neuen Sprachartikel in Frage stellen ... Im sprachpolitischen Konzept für die bundesrätliche Botschaft vermißt man aber eine Europa- und Weltperspektive. Da wird vom englischen Vormarsch und von der Bedrohung der Schweiz durch das Englische geschrieben, von einer dringend notwendigen Integration ist kaum die Rede. (1993: 27)

Keiser's bibliography confirms a deficit in foreign language teaching policies which was also borne out by a symposium held at the Haus der Universität in Berne in 1990. The general objective of the symposium was to determine the language needs of Swiss companies and to discuss ways of addressing those needs. Invitations were sent to personnel managers and/or directors in charge of in-company language training in firms chosen on the basis of the following three criteria:

1) that there was likely to be a need for such programmes either on the basis of the firm's sizeable international involvement or its branch network throughout the language regions in Switzerland
2) that there was a sufficient number of employees to warrant some form of language training supervised or provided by the company
3) that the firms had a sufficiently large turnover to provide the financial resources required to support such programmes.[3]

In order to organise a programme which would be relevant to the participants, we sent out an advance questionnaire, which aimed to provide data on the following points:

- on the languages and language skills (reading, writing, conversation, etc.) needed by the companies for which employees and at which level of proficiency

3 During the run-up to the symposium the scope of the participants widened, largely by word of mouth, to include representatives from language schools in Switzerland and representatives from various examination boards. In the event this segment comprised about a third of the total number of participants.

- where language deficits were most noticeable and how they were already being addressed (e.g., through external/internal courses, by means of stays in another language region, through language courses provided outside Switzerland, through financial contributions and incentives offered to the employees, etc.)
- the examinations used to assess language competence, in particular with reference to career assessment

Since there were only 20 representatives from various companies the data provided cannot be considered as in any way representative, but they do highlight some significant trends which we shall discuss below. We shall concentrate on those language needs noted by the respondents, the ways in which these needs are addressed at different levels within the company hierarchy and the various approaches taken with respect to the assessment of language needs and certificates of language competence.

In terms of language needs the results display a clear predominance of English, and they were reiterated by the symposium participants in plenary discussions. During those discussions the main languages in use were German and English despite a large proportion of participants from the Romandie. In addition, although the questionnaire simply asked for language needs in general and did not explicitly mention language training in an LN2, reference was only made, both in the questionnaire responses and in the plenary discussions, to English, and to a far lesser degree Spanish. This was particularly noticeable in the case companies with their main activity in Switzerland and with branches all over the country, e.g. the major banks and insurance companies and, to a lesser extent, some manufacturing companies. The only exception, predictably, were federal agencies, whose language needs included LN2 and for non-German speakers Swiss German dialect courses.

The focus of the symposium thus shifted somewhat swiftly to a consideration of the role of English. A recurrent argument was that too little English was offered in the school system too late, especially for those leaving school after the obligatory nine years, which is one point to which Keiser (1993: 29) also refers.

The second point that we wish to stress here is that companies note that their greatest difficulty is in finding the appropriate ways and means to address this deficit in English. At different levels of a company's personnel hierarchy the problems are also different, and the most difficult problems are presented at the level of the workforce where the greatest deficits are in evidence. The level of the workforce is characterised by two features. On the one hand, it is that level at which school is likely to have provided either rather rudimentary training in English or none at all. At the same time, however, the types of demand for individual competence in English are likely to be restricted to, for

example, conversational skills (with little or no call for an ability to read and write) for telephonists, writing skills for secretaries and typists, reading skills for more specialised employees (e.g. in a department dealing with customers complaints or in the case of technicians working with advanced technology where manuals and specialist literature are predominantly written in English). The problems are aggravated by the fact that in each restricted domain demands for foreign language competence (particularly in English) can be very high at times. Telephonists are often confronted with highly colloquial speech styles; secretaries have to conform to the highly structured norms of this form of written discourse; and technicians frequently have to deal with manuals containing highly condensed, complex information. Difficulties confronted by white-collar management are similar, but their ability to deal with them is generally greater, since their exposure to English is likely to have been longer and more intensive.

It is in these areas that strategies developed to address these linguistic needs are rather unfocused. The questionnaire responses and the plenary and group discussions reveal that the following three strategies are most frequently used:

1) Workers are invited to attend English-language evening classes, which are financed in part by the companies. In some cases employees receive a full reimbursement of the costs incurred if they provide evidence of attendance. The principal problem with this strategy is that the language needs are often so specialised (see our discussion above) that they cannot be met through general evening classes in English. A few companies organise English for special purposes courses aimed at meeting specialised needs, but, in doing so, they tend to neglect more general competence in the language. The overall result of this strategy is often disenchantment on the part of the participants since they perceive themselves to be learning English with the sole purpose of more efficient functioning within the company.

2) Similar strategies as those in 1. are applied to the level of middle management, although specially designed courses for this group of learners are often regarded as too costly as they are aimed at too few trainees. In addition, many larger companies encourage management level employees to take a language course abroad on condition that, in order for their expenses to be (partially) reimbursed, they provide some kind of certificate of proficiency in English. This point is highly significant for any sociolinguistic investigation into the role of English in Switzerland since personnel managers are usually not adequately informed about the types of qualification available, i.e. about the content of the courses leading up to the certificate, the type of English competence being examined and the level of attainment acquired. Those qualifications which are still most frequently demanded are the Cambridge First Certificate (FCE), the new Certificate for Advanced English (CAE) and, as

proof of attainment at a very high level, the Cambridge Certificate of Proficiency in English (CPE). Of these three the CPE was originally designed and still thought of by the examining body, the University of Cambridge, as evidence of a non-native speakers ability to follow courses at a university level in an English-speaking country. Only the CAE has a business option.

3) At the level of management, since the central problem is one of time, the usual strategy adopted is one-to-one intensive courses, often in an English-speaking country. We shall argue that it is only in this context that the needs of both the individual and the company can be adequately addressed.

Returning to the question of motivation, we can safely assume that the main type of motivation for language learning in a business context, particularly the learning of English, is instrumental. In providing ways and means to meet their needs, however, companies are not really interested in setting up or encouraging what one of the participants described as 'nette, das Soziale sicher fördernde Sprachkürslein'. It is primarily their needs which are being addressed and not those of the individual learner. In applying any of the strategies outlined above (or any further strategies that might be suggested), companies aim to improve the internal functioning of their business. Employees are also motivated by these considerations, and this is particularly so in times of economic recession. But they feel cheated if, after all their not inconsiderable efforts, they are unable to order a meal or find out basic information. In other words the instrumental needs of the individual employee are not always in harmony with those of the company.

A move towards more integrative motivation may achieve better results, but in the case of English in Switzerland, and in particular within the domain of business and finance, the preliminary results of our pilot investigation do not reveal any clear evidence of a move in this direction, nor do the results support wild claims concerning the increasing function of English as a lingua franca in Switzerland. In the final section, therefore, we shall return to the reasons for why these claims continue to be made, arguing as we did in section 1, that they are mythical in the sense that they do not need to be substantiated. They merely need to be believed to achieve their aim. We shall also argue that a large-scale survey of the role and function of English in Switzerland is more than ever necessary and shall outline a few suggestions in this direction.

5. The English as a lingua franca myth

In a country like Switzerland, which, in accordance with Phillipsons EFL-ESL cline, can be classified as an EFL country, there may indeed be situations in which English functions as a medium of communication. These may range

from casual communication between members of different ethnolinguistic communities who share a knowledge of English but feel insecure in their knowledge of each others language, to complex discussions between academics at official symposia and congresses or intra- and inter-company business meetings at the high management level.

However, in the case of casual conversation we need to ask whether the interlocutors command of English is sufficient to allow more than a superficial form of phatic communion. Sociolinguists now know enough about various forms of oral discourse and conversation analysis to know how complex and subtle oral communication is and the very high degree of competence in the language of interaction which is needed to sustain it. Use of English as a lingua franca at the level of academic discussion is by no means restricted to Switzerland, and part of the reason for resorting to English is undoubtedly the large body of literature in a wide range of disciplines, particularly in the natural sciences, technology and medicine, which is published in that language. As the results of our pilot investigation reveal, high level management discussion between members of the various ethnolinguistic groups in Switzerland would appear to be held more in French or German (probably rarely in Italian) than in English.

However, precisely because the status of English is restricted to EFL by virtue of language policies in operation throughout the federal and cantonal administrations as well as the education system, the use of English as a lingua franca will be restricted to a few very specific instances. We do not deny that English enjoys enormous popularity and that it is heard (perhaps also from time to time even spoken) by young people within the domain of popular culture and the media. Neither do we deny the demand for English as an international means of communication. But such interest in the language and the strong demand to have it taught more frequently and earlier within the school system does not indicate that it is at present shifting to the status of lingua franca in certain social domains in Switzerland. Nor are we justified in presenting this scenario as a threat. Why, then, are statements to this effect uttered so often?

The first point is that they are made when problems of an inter-ethnic nature become acute in Switzerland and that they are voiced most frequently in the print media and on television and radio. From time to time one may even encounter statements to this effect made in official federal documents relating to language politics in Switzerland (cf. the comments quoted in section 1. from the official report of the working group) and in both houses of the federal parliament. Such instances can be documented and analysed with respect to the argumentative context in which they occur (cf., e.g., Watts 1988). The second point is that they are never made by linguists or sociolinguists, simply because little or no empirical evidence is provided which would validate them.

We suggest that it is extremely useful to have a non-native language like English enjoying such a high degree of popularity in order to focus more sharply on the perceived need to construct models of Swiss identity across ethnolinguistic boundaries. If it is felt that common aims, common needs, common policies, etc. should form the basis of politico-cultural decision-making in Switzerland and that these are encumbered by a lack of cooperation and lack of understanding between the ethnolinguistic regions, then it is necessary to depict a scenario in which those common aims, needs and policies can be shown to be lost. The spectre of English in use as a lingua franca between the ethnolinguistic groups or even as the preferred language of communication in certain social domains among members of the same ethnolinguistic group serves this purpose rather well. This is particularly the case in the Romandie where the old rivalry between French and English (cf. Flaitz 1988) can be played upon to great effect.

We do not believe that there is anything wrong with this kind of argumentation as long as it achieves its desired effect; after all, the English language will certainly not suffer from it in any way. However, there is a danger that the myth is taken to be a fact and that the necessary focus on what measures should be taken and what research should be undertaken to improve understanding between the ethnolinguistic groups is missed. In the interests not only of fairness but also of a greater degree of factuality, we consider it necessary, indeed long overdue, to investigate the status of English within Switzerland on a large scale. Our final comments in this paper will be devoted to this desideratum. The rather sketchy and impressionistic results arising from the pilot questionnaire sent out to a range of various Swiss companies and the points made in plenary and group discussions at the symposium indicate certain trends in language needs in general and those in English in particular. It would seem that companies have a clear, instrumental motivation for wishing to improve their employees competence in English. It would also seem that the employees themselves are driven by instrumental motivation in learning English rather than by integrative motivation, although their wishes appear to diverge from those of their personnel managers. We suggest that a large-scale survey of Swiss companies should be carried out and that the questions should aim to derive information on the overall language needs of those companies and their employees at a number of different levels. The questions should not be restricted to needs for English. We have shown that needs for an LN2 may be just as pressing. However, they should also aim to discover when, how, amongst whom, in which situations, why, etc., English is used in the companies approached and whether there are any situations in which it is used as a medium of communication among Swiss employees from different language regions.

The results of such a survey should then provide reliable information on those more specific situations in which data of a more detailed kind could be gathered and analysed. We are therefore suggesting that micro-level ethnographic analysis should be carried out to show what actually happens when English is used as a lingua franca. Ideally, the survey should not be restricted to companies but should be extended to cover academic institutions as well.

In addition, a corpus of data from the media, from popular culture and from the world of advertising would help to complement the large-scale survey of firms and academic institutions and would provide information on where further investigation into the use of English in Switzerland needs to be carried out. It is, for instance, extremely difficult to prove or disprove claims to the effect that young people from the Romandie and the German-speaking part of the country frequently talk to one another using English. The points made at the beginning of this section indicate that this form of lingua franca usage is likely to be very restricted, but until we know where to look in more detail and how to set about gathering interaction-focused material, statements to this effect made in the media, which convey the impression that they are reporting facts, will continue to occur. In conclusion, it is perhaps necessary to reiterate our conviction that it does very little harm to the English language to erect it as a bogeyman in the language debate being carried out in Switzerland. Using English in this way, however, can be taken a little too far, and the time has come for some empirical sociolinguistic evidence.

Department of English
University of Berne

Franz Andres and
Richard J. Watts

Literature

Andres, F. (1993): 'Preventing a Babel of Tongues: Issues of language choice in bilingual education'. In *Babylonia* 1, 55–63.

Briggs, C. L. (1987): *Learning How to Ask. A sociolinguistic appraisal of the interview in social science research*. Cambridge: Cambridge University Press.

Dürmüller, U. (1988): 'Englisch in der Schweiz'. Reprinted excerpt in EDI (1989b), 1–14.

EDK (Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren) (1987): *Herausforderung Schweiz. Materialien zur Förderung des Unterrichtes in den Landessprachen*. (eds.) Bern: EDK.

Eidgenössisches Departement des Innern, EDI (1989a): *Zustand und Zukunft der viersprachigen Schweiz. Abklärungen, Vorschläge und Empfehlungen einer Arbeitsgruppe des Eidgenössischen Departements des Innern*. (eds.) Bern: Schweizerische Bundeskanzlei.

– (1989b): *Materialien zum Schlussbericht der Arbeitsgruppe zur Revision von Artikel 116 der Bundesverfassung*. Bern: Schweizerische Bundeskanzlei.

Flaitz, J. (1988): *The Ideology of English: French perception of English as a world language*. Berlin: Mouton de Gruyter.

Girod, R., Dupont, J.-B. and Weiss, P. (1987): *L'éventail de connaissances – Niveau des recrues dans quelques domaines*. Aarau und Frankfurt: Sauerländer.
Keiser, R. (1993): 'Englisch – Schreckgespenst schweizerischer Sprachpolitik?' In *Schweizerische Zeitschrift für kaufmännisches Bildungswesen* 87, 1. 27–33.
Lambert, W. E. (1967) 'A social psychology of biligualism.' In *Journal of Social Issues* vol XXIII/2, 91–109.
Lüdi, G. (1992): 'Internal migrants in a multilingual country". In *Multilingua* 11–1, 45–74.
Phillipson, R. (1992): *Linguistic Imperialism*. Oxford: Oxford University Press.
Py, B. (1989): 'Le bilinguisme en Suisse'. In *EDI* (1989b), 59–64.
Watts, R. J. (1988): 'Language, dialect and national identity in Switzerland.' *Multilingua*, 7–3. 313–334.

Alcuni aspetti della situazione sociolinguistica ticinese

0. Introduzione

Il Canton Ticino gode giustamente la fama di essere una delle regioni meglio studiate dell'italofonia. Negli ultimi anni, questa tradizione è stata continuata da opere che oltre a costituire contributi teorici ed empirici notevoli mettono altresì a disposizione degli studiosi futuri un quadro approfondito della situazione attuale[1] utilizzabile per osservazioni sul divenire degli sviluppi e dei mutamenti.

Proprio in quest'ultima ottica, nel presente lavoro, più che concentrarci sulla tematica tipica per la situazione della Svizzera italiana del contatto con il tedesco o con le altre lingue della Confederazione (tematica sulla quale diamo comunque un veloce cenno nel paragrafo 1.), vogliamo provare a fornire (nel paragrafo 2.) un primo tentativo di 'retrointerpretazione' dei dati ricavati in anni passati alla luce della situazione attuale. Siamo ben consci che operazioni interpretative di questo tipo sono sempre altamente problematiche, e quindi il nostro tentativo va considerato solo come un assaggio di possibile impiego di ricerche sociolinguistiche per interessi diacronici (in un intreccio di storia degli studi sociolinguistici e storia della lingua).

1. Italiano e altre lingue in Ticino

Dopo il saggio di Wunderli (1968), a parte il non felice tentativo di Heye (1975), il tema del contatto italiano-tedesco e dell'integrazione dei germanofoni in Ticino è diventato oggetto di studio solo in questi ultimi dieci anni: vi hanno fatto riferimento Berruto-Burger (1985), a più riprese Bianconi (1985, 1989, 1990); per parte sua Chini (1992*a*) ha svolto alcune microinchieste sui comportamenti in famiglie bilingui tedesco italiano. Se la letteratura sul tema non è certo nutrita, non esistono, ad eccezione del lavoro di Chini (1992*b*) sui persianofoni, indagini sull'integrazione di altri gruppi alloglotti nel Cantone e sulla varietà di apprendimento dell'italiano degli immigrati. Va detto che il primo tema ha assunto una dimensione di maggiore attualità e anche urgenza solo in quest'ultimo decennio, in particolare dopo l'apertura della galleria autostradale del Gottardo e il conseguente maggior afflusso di tedescofoni; e a maggior ragione il secondo tema è di data ancora più recente: solo in questi ultimi

1 Utili indicazioni bibliografiche si trovano nella scheda bibliografica curata da Franco Lurà per il numero 10 (1986) della «Rivista Italiana di Dialettologia».

anni l'immigrazione dall'Italia è stata sostituita da quella da altri paesi mediterranei ed extra-europei. Ouest'ultimo fenomeno ha occupato e preoccupato non tanto i linguisti quanto piuttosto i sociologi e i pedagogisti, cfr. ad es. D.I.C (1992): per queste ragioni l'inchiesta di Bianconi-Moretti (in stampa) presenta ovvi caratteri di novità.

La nostra indagine ha messo in evidenza come il processo d'integrazione degli alloglotti in Ticino non sia sempre fenomeno automatico o scontato come si ritiene comunemente: il quadro emerso dalla ricerca risulta assai complesso sia per la varietà delle situazioni socio-economico-culturali e demografiche di partenza, sia per la diversità di atteggiamenti e comportamenti linguistici dei singoli gruppi alloglotti; sia per la notevole differenza di prestigio tra le lingue presenti nel territorio cantonale. E' stato possibile individuare tre fattori extra-linguistici di carattere generale che possono ostacolare il normale processo d'integrazione linguistica in Ticino: la debolezza demografica degli indigeni, la tipologia insediativa nel territorio che favorisce la separazione e lo sviluppo di identità centrifughe; l'assenza o l'insufficienza di un'organica politica culturale e linguistica nelle aree periferiche.

Il primo fattore produce situazioni particolari e squilibri ad esempio nelle sezioni di scuola d'infanzia ed elementare in alcune regioni del cantone (Onsernone, Medio Malcantone) dove la maggioranza degli allievi non ha più l'italiano come lingua madre; inoltre, nel tessuto sociale di alcuni comuni «turistici» i gruppi etnici e linguistici vivono fianco a fianco con pochi scambi superficiali. Nasce così una nuova categoria di residenti definiti come «turisti stabili» che non sono motivati a curare la loro integrazione. Il problema futuro può quindi porsi in questi termini: su quali basi fondare e attuare la politica d'integrazione di una maggioranza alloglotta (soprattutto tedescofona) in una minoranza italofona?

Gli effetti prodotti da questo primo fattore possono essere accentuati dalle scelte adottate nella costruzione del territorio: sia le concentrazioni suburbane di lavoratori immigrati sia gli insediamenti di carattere turistico in parecchie zone del cantone favoriscono la separazione dei nuovi venuti e l'orientamento centrifugo delle comunità, mancando concreti punti di identificazione identitaria.

L'assenza di iniziative culturali ai livelli regionale e locale può rendere ancora più difficile il processo d'integrazione: lo abbiamo constatato non solo presso la prima generazione ma anche nella seconda generazione d'immigrati. Cioè, in precisi contesti socio-culturali gli automatismi dell'apprendimento dell'italiano si inceppano e il processo d'integrazione linguistica dei bambini diventa molto più lento e problematico.

A questo punto è opportuno separare il caso del tedesco (o più precisamente dello svizzero tedesco) dall'insieme di tutte le altre lingue degli immigrati

in Ticino. Infatti, lo svizzero tedesco, da un lato, per il suo peso nella Confederazione e per la sua importanza nelle attività economiche e finanziarie nel cantone, dall'altro per il suo ruolo di lingua seconda nella comunicazione soprattutto nelle zone turistiche del Ticino, ha un suo statuto particolarmente forte che può mettere in crisi il ruolo di lingua dominante dell'italiano (tuttavia mai sino al punto da essere adottato dai ticinesi come L1) in precisi contesti demograficamente e culturalmente fragili. Abbiamo constatato situazioni del genere in località come Locarno Monti, Orselina, Curio dove vivono da decenni adulti tedescofoni che non si sono mai sentiti motivati a imparare e parlare l'italiano. Costoro giungono al massimo a un'interlingua di livello iniziale che gli è sufficiente per i bisogni di una comunicazione epidermica; mentre per il resto la loro L1 serve perfettamente in tutti gli altri contesti della vita quotidiana pubblica e privata. Quando questi gruppi tedescofoni raggiungono una certa consistenza e autosufficienza l'idea della non indispensabilità dell'italiano come strumento della comunicazione può trasmettersi anche ai bambini in età prescolastica, come abbiamo constatato a Curio. E' invece assai improbabile che ciò si verifichi in casi come quello dell'Onsernone dove una forte progettualità politico-culturale degli indigeni in collaborazione con gli immigrati rende attraente e necessaria la comunicazione in italiano; e a maggior ragione, quindi, questa eventualità si può del tutto escludere nel resto del territorio cantonale.

Per i lavoratori immigrati con lingue diverse dal tedesco la posizione di partenza è assai diversa: l'italiano è senza eccezioni la lingua obiettivo, il segnale primo di un'integrazione che porta all'accettazione nella comunità d'accoglienza. Avevamo pensato in un primo tempo che la situazione in Ticino, visto il contesto italofono, fosse qualitativamente diversa rispetto a quanto è stato sinora descritto ad esempio da Berruto-Moretti-Schmid (1990) nel mondo dell'emigrazione nella Svizzera tedesca. I nostri materiali ci indicano invece situazioni analoghe almeno per la prima generazione: persone in Ticino da più di 5 anni mostrano di essere ferme al livello ormai definitivamente fossilizzato di interlingua iniziale o postiniziale. Esse sembrano soddisfatte del loro italiano perché in situazioni comunicative elementari esso risulta funzionale; d'altra parte questo effetto di «soddisfazione» è spiegabile anche con la condizione assai diffusa, in particolare nelle donne, di analfabetismo. Inoltre l'apprendimento dell'italiano in immersione, senza alcun supporto dell'insegnamento esplicito, non favorisce certamente la formazione di una coscienza linguistica autocritica. Questo quadro problematico non si verifica nei figli degli immigrati che frequentano la scuola d'infanzia: in questo contesto, decisivo per la socializzazione e l'integrazione della seconda generazione, l'italiano è la lingua dominante indiscussa e gli stessi bambini tendono ad imporla in famiglia dopo qualche anno. In ciò essi sono certamente «favoriti», rispetto a quanto è

stato constatato per i coetanei tedescofoni, dallo scarso prestigio socio-culturale della loro L1 che, in generale, essi tendono ad escludere dal proprio repertorio, conservandone non di rado solo la competenza passiva.

2. Italiano e dialetto in Ticino

Chi voglia soffermarsi, almeno brevemente, sull'attuale situazione delle lingue 'indigene' in Ticino si trova di fronte soprattutto alle due tematiche principali del ruolo e della distribuzione dell'italiano in rapporto al dialetto e del tipo di italiano regionale che ha assunto attualmente il ruolo di 'norma' (nel senso coseriano di 'realizzazione statisticamente prevalente').

Nel nostro caso abbiamo la fortuna di avere a disposizione un punto di riferimento oramai diacronico nel lavoro di Bianconi (1980), che ci permette di formulare oltre che una veloce descrizione della situazione attuale[2] un confronto della stessa con dati antecedenti di all'incirca quindici anni. A questo proposito vogliamo quindi tentare qui una rilettura da 'futurologia a posteriori' delle osservazioni contenute in *Lingua matrigna* (d'ora innanzi LM), cercandovi quale potesse essere il loro valore predittivo, o se vi si possano ritrovare degli elementi in grado di indicare gli sviluppi avvenuti in seguito.

Il problema della proiettabilità dei dati sincronici è stato più volte discusso, soprattutto alla luce dei metodi sociolinguistici (cfr. per es. Labov 1981, o Berruto, in stampa[3]). Labov (1981), in particolare, sostiene la possibilità sia di migliorare la comprensione del passato mediante il presente che viceversa, grazie a quella che egli chiama la 'dimensione dinamica' della struttura sincronica. Nel nostro caso non possiamo essere completamente sicuri che i collegamenti che faremo siano del tutto appropriati, ma, fino a dimostrazione del contrario, accetteremo sulla base di un principio di economia scientifica che quelli che si possono interpretare come potenziali indicatori nel passato della situazione at-

2 Per la situazione attuale le nostre osservazioni si basano, oltre che su materiali raccolti all'interno di questo progetto, anche sulle interviste effettuate per Bianconi-Patocchi (1990; d'ora innanzi faremo riferimento a questo contributo come a *Il Ticino regione aperta*, abbreviato in TRA). Si tratta di conversazioni parzialmente libere con 92 giovani studenti o apprendisti che operano in Ticino.

3 Nel suo lavoro Berruto propone alcuni possibili scenari per i dialetti italo-romanzi che comprendono: 1. il mantenimento dei dialetti; 2. la trasfigurazione dei dialetti (con il loro convergere sempre più sull'italiano fino a diventarne quasi una vera e propria sotto-varietà e a perdere i propri caratteri strutturali autonomi); 3. la morte dei dialetti (con una velocità di sparizione, calcolata con diversi metodi dall'autore, che va da un tempo limite minimo di tre quarti di secolo a un limite massimo di circa tre secoli); 4. la crescente differenziazione regionale (con comportamenti e esiti differenti in differenti regioni; si tratta in fondo di un'ipotesi non in rapporto di complementarità con le altre, ma che può piuttosto includere le stesse portando a esiti differenziati); 5. una (improbabilissima) rinascita dei dialetti.

tuale siano effettivamente tali quando portano a risultati non discordanti con quanto si sa sui fondamenti sociolinguistici del mutamento linguistico e con quanto è intuitivamente ragionevole. La potenziale circolarità di questo procedimento resta per noi sospesa dal forte interesse che poniamo sull'indagine dello stato di partenza e non prioritariamente sui modelli teorici del mutamento, considerando così come 'variabile' da indagare il primo e non i secondi.

Ciò che rimane è la nostra speranza di poter sfruttare questo aspetto da 'senno di poi', e ritornare all'indietro a ricercare gli indicatori delle tendenze oggi rivelatesi. Ovviamente, soprattutto in conseguenza del forte grado di proiezioni impressionistiche (che tendono a dar la prevalenza a fenomeni particolari della situazione, come per es. nel Ticino di LM la grande importanza del dialetto come strumento di identità), e delle caratteristiche epistemologiche stesse della linguistica (cfr. Berruto, in stampa), non si sarebbe probabilmente potuta prevedere l'entrata in scena entro breve tempo di fenomeni come quelli che discuteremo qui di seguito.

Uno dei lati interessanti e particolari di questa situazione consiste infatti proprio nella velocità con cui alcuni mutamenti sono avvenuti; ciò che all'interno di un'ottica a lungo termine può far apparire gli anni Ottanta come un periodo in cui sia avvenuto un 'salto' (quasi 'catastrofico', nell'accezione matematica del termine) da un quadro sociolinguistico ad un'altro. La nostra situazione quindi mette ancora una volta bene in mostra il basso grado di prevedibilità forte degli sviluppi nel futuro di una lingua e la possibile non linearità e regolarità del mutamento.

La situazione dopo gli anni '80 si può sostanzialmente caratterizzare come contrassegnata dai seguenti quattro fenomeni tendenziali:

1. si parla in genere più italiano
2. si alterna italiano e dialetto nel discorso
3. l'italiano in parte si de-regionalizza
4. il dialetto mostra fenomeni di convergenza[4]

Abbiamo quindi sia un'espansione sociolinguistica dell'italiano a spese del dialetto (in relazione ai contesti d'uso e ai parlanti)[5] sia un mutamento strutturale delle caratteristiche dell'italiano regionale.

4 Non ci occuperemo qui di questo quarto fenomeno, che riguarda essenzialmente il dialetto. Per osservazioni importanti sul dialetto nella situazione ticinese si vedano Petrini (1988) e Moretti (1988), che vanno ben al di là della facile denominazione qui utilizzata per indicare una serie di fenomeni complessi.

5 Un segnale di questo fenomeno si potrà forse vedere anche nei dati del Censimento Federale 1990. Informazioni ancora più precise potranno essere fornite dalle tabelle che differenziano i comportamenti in relazione all'età, anche se, siccome nei censimenti precedenti i dialetti non venivano presi in considerazione, manca un vero confronto.

Il cambiamento forse più appariscente per l'osservatore esterno è proprio la trasformazione della relazione di diglossia di italiano e dialetto, che, accelerando forse le tendenze già *in nuce* (ma non del tutto evidenti in superficie) alla fine degli anni Settanta (si pensi per es. solo ai dati riguardanti la scelta della lingua materna da trasmettere ai figli in LM, dove si ha un notevole *décalage* della preferenza per il dialetto quando si passa dal gruppo dei sessantenni a quello dei ventenni), ha portato in scena in modo importante, come elemento in gran parte nuovo, la commutazione di codice. Sulla scarsa presenza di commutazione di codice e enunciati mistilingui negli anni Settanta basterebbe per esempio citare Berruto (1980*a*, 483), dove l'autore, facendo notare l'assimilabilità della situazione ticinese al concetto di 'macrodiglossia' (cfr. Trumper 1977, o, per es., Mioni e Arnuzzo-Lanszweert 1979[6]), aggiungeva però tra parentesi:

> «... anche se un ulteriore requisito per la definizione *pleno iure* di macrodiglossia, vale a dire la frequenza di enunciati mistilingui, non mi sembra ricorrente in Ticino, a meno che non si assimilino come tali i numerosi esempi di dialetto italianizzato di cui s'è detto, cosa che non è per nulla convincente»

Da questa osservazione al seguente passaggio di Bianconi (1985, 96) sono passati pochi anni, e l'emergere improvviso del fenomeno non può senz'altro essere interpretato come una precedente mancata attenzione ad esso da parte dei linguisti, ma piuttosto come un realizzarsi repentino di qualcosa le cui pre-condizioni si sono sviluppate lentamente e in modo non del tutto evidente.

> «... capita sempre più frequentemente di ascoltare conversazioni informali o familiari, soprattutto di giovani, in cui i parlanti fanno ricorso a enunciati mistilingui. Si comincia cioè la frase in italiano, si introducono poi parole o interi spezzoni di frase in dialetto, per tornare all'italiano e così di seguito.

6 «*Microdiglossia*: questa situazione è paragonabile a quella di *patois* diffusa in Francia, dove il dialetto è usato solo nell'ambito di un villaggio nelle comunicazioni tra parenti e amici stretti. In questi casi non si è avuta la formazione di una *koinè* dialettale regionale: ad esempio in Emilia-Romagna, Marche, Calabria, Piemonte meridionale. Queste aree sono caratterizzate da una scarsa sovrapposizione di usi funzionali tra le due lingue, cosicchè si può dire che il declino dei dialetti è dovuto a una diminuzione di importanza ed uso più che a interferenza dall'italiano. Questa 'purezza' dei dialetti, che corrisponde agli ideali della dialettologia tradizionale, non è un segno di vitalità, caratterizza piuttosto una lingua morente.
Macrodiglossia: questa è la situazione in cui lo *standard* si accompagna a qualche tipo di *koinè* dialettale e, in molti casi, anche a dialetti locali (vernacoli). E' il caso di regioni in cui la formazione di una *koinè* era già in corso nel momento in cui la maggioranza della popolazione ha avuto accesso all'italiano: Piemonte centro-settentrionale, Veneto, Campania, probabilmente Sicilia. In pratica, dove vi era una *koinè* regionale, almeno in embrione, questa tende ad espandersi, dove non c'era è troppo tardi perché possa sorgere. In queste situazioni l'importanza del dialetto nell'ambito del repertorio è notevole, sono cioè molteplici le occasioni sociali in cui si può usare il dialetto. D'altra parte, in certe situazioni si possono usare varietà di entrambe le lingue, e sono molto frequenti gli 'enunciati mistilingui'.» (Mioni 1979, 109)

Se l'interpretazione di questi fenomeni è corretta, penso che ci troviamo di fronte agli indizi evidenti del superamento della fase fondamentalmente conflittuale e polemica tra lingua e dialetto. Infatti, dopo un primo lungo periodo di dominio del dialetto, di conseguenti sensi d'inferiorità e paure indotte dalla scuola nel parlante medio ticinese nei confronti della cosiddetta 'lingua di Dante', durato fin verso gli anni '60; dopo un momento di entusiasmo per l'italiano e di disprezzo o rifiuto cittadino del dialetto, lingua rozza, volgare e contadina, sentito forse anche come simbolo di un recente passato di miseria che il benessere e il consumismo sembravano avere spazzato via, siamo giunti in questi ultimi anni a una terza fase linguisticamente più serena e assai meno problematica nei rapporti lingua-dialetto. La prima è scesa dai fasulli piedestalli dello stato sociale e delle lettere; il secondo si è riconquistato una smarrita dignità e una rinnovata simpatia. Un numero consistente di parlanti della nostra regione sembra dunque aver raggiunto una relativa sicurezza espressiva e comunicativa, sembra essersi liberato di assurdi complessi d'inferiorità o superiorità - grazie all'abitudine, resa possibile dalle trasformazioni socioculturali ripetutamente citate, di parlare più frequentemente e naturalmente l'italiano e grazie alla diffusione dei modelli linguistici televisivi. Tutto ciò ha permesso di sdrammatizzare e persino di superare il conflitto lingua-dialetto, aperto da molti decenni e finora praticamente irrisolto. Certo, non siamo per questo e necessariamente in condizioni ideali e definitive: atteggiamenti e comportamenti linguistici polemici, incertezze e timori si verificano e si verificheranno ancora. Tuttavia è per me una constatazione evidente che, per una parte della popolazione ticinese - i giovani in particolare - l'italiano è diventato in questi ultimi anni una realtà familiare e naturale. Lo prova altresì il fatto che è diminuito di molto, se non cancellato del tutto, il peso di un evidente controllo sociale nei confronti del ticinese che parla italiano, ancora non molto tempo fa guardato con sospetto e tacciato di snobismo.»

In termini di rapporti di diglossia, questo passaggio interpreta senz'altro in modo giusto il mutamento avvenuto. L'inizio del fenomeno, colto da Bianconi, si è oramai consolidato stabilmente con la maggiore 'accettabilità' e normalità dell'italiano, che ha così perso parte dei suoi caratteri discriminatori sanzionati socialmente. Si è dunque passati a una nuova situazione di diglossia, o più precisamente si è passati da una situazione di dilalia[7] essenzialmente 'bassa' (in cui notevole è soprattutto come la varietà L entri nei domini d'uso tipici della varietà H[8]) ad un rapporto di dilalia 'alta', più simile alle situazioni italiane utilizzate da Berruto per esemplificare il proprio concetto di diglossia, con l'entrata della varietà H nella conversazione informale (e quindi in un ambito d'uso tipico della varietà L secondo la definizione 'classica' di Ferguson 1959), e con mutamenti nei rapporti di 'preferenza' delle lingue. Infatti, mentre la situazione precedente era generalmente definita in modo chiaro da una 'preferenza' dei parlanti per il dialetto, ora la forza dello stesso, soprattutto nelle giovani generazioni, sembra essersi affievolita, e probabilmente si sta passando o si è passati ad una preferenza per l'italiano (tratti che rivelano ques-

7 Berruto (1987) definisce come 'dilalia' la situazione in cui, in compresenza di due lingue, anche la varietà H venga usata nella conversazione informale.

8 Dato che la particolarità delle situazioni di dilalia rispetto a quelle di diglossia vera e propria è caratterizzata dalla penetrazione di una delle varietà nei domini che dovrebbero appartenere unicamente all'altra varietà, distinguiamo qui tra una dilalia 'bassa', in cui è la varietà L ad occupare parte dei compiti della varietà H, e rispettivamente una dilalia 'alta', in cui avviene il fenomeno inverso.

to criterio di preferenza sono per es. la 'fedeltà linguistica' dei parlanti nei domini tipici, la non alternanza o l'alternanza monodirezionale simile alla dilalìa bassa, il tipo di forza di attrazione della norma, ecc.). Per riprendere uno dei dati più importanti della ricerca di Bianconi, mentre ancora alla fine degli anni Settanta era praticamente possibile parlare di tutto in dialetto, al giorno d'oggi ciò sembra essere divenuto più problematico, e all'affievolirsi delle sanzioni 'negative' verso il parlare in italiano, è corrisposta una diminuita accettabilità del dialetto in discorsi di tipo tecnico o fortemente connotati come di dominio dell'italiano.

Tra le due citazioni sopra prese come punti estremi di riferimento temporale per la diffusione della commutazione di codice si colloca in modo per noi interessante un terzo contributo dedicato specificamente al problema. Intendiamo parlare di Collovà e Petrini (1981–82), incentrato sull'indagine di fenomeni di scelta di lingua in una macelleria di Comano (presso Lugano). In questo lavoro viene ben illustrato il ruolo dell'identità attribuita all'interlocutore per la scelta della lingua da utilizzare con lo stesso (tramite, potremmo dire, il concetto delineato sopra della 'preferenza' per una delle lingue che dà ad una delle due il valore di 'non marcato', sia come strumento di espressione, sia e soprattutto come strumento di identità). Uno dei vantaggi di questo contributo è anche quello di presentare una situazione considerabile come intermedia sulla linea di sviluppo dell'accettabilità dell'alternanza di lingue. Riteniamo infatti che al mutare dei rapporti tra italiano e dialetto e della valutazione rispettiva delle due lingue nella comunità si siano sviluppate in modo progressivo forme sempre più forti di *code switching* a partire da forme più facilmente accettabili e più palesemente motivate, e aventi soprattutto il vantaggio di tenere i due codici più chiaramente separati nel discorso. La descrizione di questo processo di sviluppo progressivo può essere operativizzata mediante la griglia elaborata da Berruto (1990) per categorizzare fenomeni differenti di compresenza di codici nel discorso. In questa proposta di classificazione l'autore distingue cinque categorie di fenomeni: l'alternanza di codice (cioè la scelta di quale lingua si parli con una certa persona in una certa situazione), la commutazione di codice (in cui il cambiamento è motivato da un mutamento nella situazione, ma non da un mutamento di interlocutore), gli enunciati mistilingui (non ricollegabili a mutamenti nella situazione, con cambiamenti a livello di unità morfosintattiche, e in situazioni di «incertezza nella scelta del codice», cioè di equivalenza funzionale dei due codici), le citazioni, e i prestiti non adattati, che, secondo Berruto (1990, 112) si differenziano essenzialmente tra loro perchè:

> «La citazione in genere ha un effetto stilistico, a volte netto [...], evoca consapevolmente ambienti e connotazioni socioculturali della lingua e cultura da cui è tratta, o, esagerando un po', si può anche dire che crei spesso un secondo piano simbolico di discorso, come se si trattasse

di parentetiche promosse a costituenti *de facto* dell'enunciato. Il prestito a sua volta è sempre costituito da una singola parola o da un sintagma fisso, cioè da un'unica entità lessicale autonoma [...]; e, mentre non è detto che abbia intento e valore stilistico, rappresenta in generale la risposta a un'esigenza semantico-lessicale [...], o in quanto colma una lacuna delle lingua base, o in quanto rappresenta per il parlante il tentativo di dire il più esattamente possibile una cosa che è abituato a trattare (o con cui è venuto specificamente in contatto) nell'altra lingua, o che solo nella rispettiva cultura esiste: si deve ritenere quindi che non vi sia per il parlante un corrispondente preciso disponibile nel lessico della lingua base.»

La nostra ipotesi, che andrebbe quantificata magari servendosi del fatto che la diffusione avviene non del tutto contemporaneamente in gruppi differenziati per fattori sociali e geografici[9], è che questa griglia, indichi anche le linee evolutive del fenomeno. Essa può allora essere interpretata come un triangolo avente agli angoli della base i fenomeni in cui i codici sono più 'separati' (cioè l'alternanza di codice e rispettivamente la forma di citazione e il prestito; essi non compromettono la situazione di diglossia in senso stretto) e all'angolo superiore i fenomeni di maggiore integrazione, cioè la commutazione di codice vera e propria e soprattutto l'enunciazione mistilingue. Lo sviluppo, delineantesi proprio su queste linee di crescente accettabilità della compresenza delle due lingue nel discorso, si presenta allora come un avvicinamento bidirezionale dai due angoli della base al vertice del triangolo, con quindi una genesi potenzialmente bidirezionale della commutazione vera e propria e degli enunciati mistilingui a partire da fenomeni di alternanza di lingua e rispettivamente di prestiti e forme di citazione.

L'utilità dei dati riportati da Collovà e Petrini (1981–82) all'interno di questo quadro consisterebbe proprio nel loro individuare e presentare fenomeni intermedi (vicini soprattutto alla alternanza di codice, o, in alcuni casi, come per es. nei conti calcolati dal macellaio in italiano, alla citazione) nello sviluppo dalla base verso il vertice del triangolo, in un momento che si può considerare intermedio cronologicamente tra la decisa affermazione di Berruto di mancanza di fenomeni di commutazione e l'altrettanto decisa affermazione di Bianconi della loro ormai assunta normalità e alta frequenza. Occorrebbe altresì anche precisare che commutazione di codice (nel senso di Berruto 1990) e enunciati mistilingui rappresentano poi due fenomeni ben differenti, o meglio due soluzioni ben distinte al problema della 'compenetrazione' dei due

9 E' per esempio sostenibile che nelle zone urbane sottocenerine il fenomeno sia più diffuso e si sia diffuso prima che nelle zone rurali sopracenerine. Lo stesso ordine di propagazione, parallelo solitamente a quello di propagazione dell'uso dell'italiano, si ha in genere in relazione a parametri sociali. Sono invece estranei a questo ordine di diffusione (sia perchè non presentano casi di *code switching* o perché i fenomeni che presentano non provengono dalla stessa direzione di propagazione) i parlanti dell'alta borghesia esclusivamente italofona. Il nucleo della diffusione sembra quindi concentrarsi nella grande fetta intermedia della popolazione.

codici nello stesso discorso[10], ma per quanto ci riguarda queste differenze possono essere considerate di 'alto livello', cioè sottodifferenziazioni ulteriori di una stessa macro-categoria di possibili risposte ad un bisogno.

Un dato non trascurabile in questa dinamica di sviluppo è inoltre rappresentato dal caso studiato in Moretti (1990) di penetrazione nel *baby talk* dialettale di forme italiane, proprio con lo scopo di esprimere 'affettività' verso il bambino e maggiore chiarezza del proprio messaggio; in un settore quindi (quello della trasmissione della 'lingua materna' da parte di parlanti anche fortemente dialettofoni e manifestanti forti atteggiamenti in questo senso) che più, almeno si potrebbe credere *a priori*, dovrebbe resistere alla diffusione dell'italiano.

A questo mutamento nell'uso nel discorso delle due lingue in gioco ci sembra corrispondere bene il mutamento avvenuto nelle caratteristiche dell'italiano regionale medio, i cui fenomeni di innovazione sono senz'altro da considerare come paralleli e coerenti con quanto osservato per la commutazione di codice.

> «La tendenza prevalente nel parlato dei giovani intervistati di origine luganese può essere individuata nella attenuazione se non nella scomparsa delle peculiarità regionali, sia di carattere intonativo che fonologico, legate al dialetto. Si è già constatato che la maggior parte degli intervistati di origine ticinese non ha più la competenza attiva di un dialetto, ma anche in alcuni casi di intervistati dialettofoni, in particolare di sesso femminile e liceali, si nota l'assenza di inflessioni regionali particolari e il carattere tendenzialmente neutro, sovraregionale del loro italiano. Sembrano in particolare scomparsi i tratti più marcati di una pronuncia dialettale locale rilevati presso la generazione precedente da Bianconi: 1980 (e cfr. anche Berruto: 1980) come, ad esempio, lo scempiamento delle consonanti doppie, la lenizione della v intervocalica, la realizzazione affricata della fricativa apico-alveolare preceduta da nasale, da vibrante o da laterale (*non zo, forze, falzo*), la palatalizzazione di *nj, lj, sj*. Ma alcuni di questi tratti fonologici tendono a riaffiorare nelle registrazioni degli intervistati originari delle valli sopracenerine dove la dialettofonia è ancora viva e diffusa nelle comunità locali.
> La tendenza alla sregionalizzazione nell'ambito fonologico non concerne tuttavia le peculiarità proprie delle pronunce italiane e settentrionali. [...]. Questi tratti fonologici pansettentrionali sono comuni alla maggior parte degli intervistati sia di origine ticinese o italiana (di ogni regione d'Italia), svizzera tedesca o tedesca, spagnola o turca [...]
> Anche nei settori morfologico e sintattico sono molto scarse le attestazioni dei fenomeni di origine regionale rilevati in Bianconi: 1980 e così si può dire del lessico che presenta rarissimi esempi di ticinesismi: ...» (Bianconi-Patocchi 1990, 303-304)

Se torniamo ora a quanto osservato in LM, possiamo vedere che i tratti fonologici caratteristici che maggiormente si sono attenuati o sono scomparsi nei nostri materiali appartengono alla categoria ricollegabile inequivocabilmente

10 Si vedano a questo proposito anche le differenti prevalenze statistiche nelle differenti regioni d'Italia considerate da Berruto, ciò che dimostrerebbe tendenze differenti nelle preferenze verso l'una o l'altra soluzione, con uno schema tipologico di risposta relativo probabilmente a sottotipi differenti di dilalia e quindi a differenze nelle tipologie dei repertori.

a parametri socioculturali (quindi vere e proprie variabili sociolinguistiche). Questi fenomeni e le linee secondo le quali essi si manifestano si prestano assai bene ad essere inseriti nel ciclo interpretativo del mutamento postulato da Labov (1972, 178–80), con un passaggio da mutamenti inconsci a mutamenti stilistici a, eventualmente, stereotipi, con la susseguente 'ipercorrezione'[11] degli stessi, e perciò la loro scomparsa.

Per quanto riguarda i tratti morfosintattici identificati in Bianconi (1980) e che, come notava già Berruto (1980*b*) nella sua recensione dello stesso volume, coincidono in buona parte con fenomeni di italiano popolare, ci sembra che anche in questo caso le analisi di LM possano essere reinterpretate come parziali segnali di mutamento di tendenza, che sfociano nell'avvicinamento delle due varietà di italiano individuate a suo tempo da Bianconi[12]. Queste due varietà, attraverso i vari tratti che tagliano singolarmente secondo parametri sociali i gruppi considerati, si possono interpretare come un *continuum* in cui gradi differenti di 'regionalità' e di 'popolarità' si intersecano in vari modi, sommando agli estremi del *continuum* i loro effetti[13]. Perciò da un lato la varietà più regionale sarà anche quella che presenta più tratti di 'popolarità', mentre all'altro estremo (ma con una correlazione meno forte) la 'non popolarità' tende a cooccorrere con la 'non regionalità'.

Dall'esame dei diagrammi presentati in LM possiamo notare innanzitutto che, oltre ad una chiara tendenza a distinguere tra il gruppo del livello d'istruzione inferiore e gli altri due gruppi[14], abbiamo anche, in parecchi tratti, una

11 Nel senso particolare di Labov (1966).

12 «I fenomeni morfosintattici esaminati permettono d'individuare, sempre con le riserve del caso già formulate più volte, due varietà d'italiano: la prima, di tipo colloquiale, informale, fortemente segnata dalle interferenze del sistema morfosintattico dialettale, propria soprattutto del grado d'istruzione inferiore e quindi anche della classe sociale subalterna, solo in parte condizionata dal fattore età (con la riserva dell'eccesso di controllo dei quarantenni e l'assenza di controllo dei sessantenni). I tratti di questa varietà popolare d'italiano sono, secondo gli indici percentuali d'accettazione dei fenomeni: l'eliminazione della doppia negazione, l'uso peculiare delle preposizioni, il non rispetto delle concordanze logiche, l'uso inverso dell'ausiliare, le incoerenze nell'uso dei modi verbali. Nella seconda varietà d'italiano, formale, rispettosa delle regole grammaticali, indicata prevalentemente da chi ha un grado d'istruzione medio superiore o universitario, e appartiene quindi in genere alle categorie sociali medio-superiori, i tratti appena elencati presentano indici d'accettazione nettamente inferiori. Solo nel gruppo dei ventenni alcuni fenomeni, meno vistosamente connotati dall'origine dialettale, vengono accettati: gli avverbi rafforzativi, l'art. det. + nome di parentela, le perifrasi.» (Bianconi 1980, 135–6)

13 Si noti che se su scala nazionale italiana i fenomeni coincidenti di italiano popolare possono far prevalere l'aspetto dell'eventuale coesione sovraregionale (da cui la tanto discussa etichetta di 'italiano popolare unitario'), in un'ottica micro-regionale, che è anche quella più immediata e 'reale' per l'utente della lingua, c'è senz'altro una correlazione tra grado di popolarità e grado di regionalità, che si manifesta bidirezionalmente.

14 E oltre ad una certa insicurezza, manifestata dalle risposta differenziate all'interno dello stesso livello di istruzione o della stessa classe d'età.

differenziazione all'interno del primo gruppo tra, da una parte, i quarantenni e, dall'altra parte, i ventenni e i sessantenni (con il risultato che i diagrammi assumono la forma di una curva a U, puntata cioè con il suo minimo verso il basso). Bianconi interpreta questo fenomeno, come abbiamo visto, come un eccesso di controllo, e dato che in questo tipo di indagine sono in fondo più gli atteggiamenti dei parlanti ad essere osservati che non le loro varietà linguistiche, possiamo interpretare questo tipo di comportamento come un segnale di tendenze di norma, che non può che indicare una tendenza di prestigio 'cosciente' per la variante meno popolare. Non necessariamente una tendenza di questo tipo deve sempre comportare un mutamento verso la varietà più di prestigio, ma, da quanto possiamo osservare dai materiali attuali di cui disponiamo ci sembra proprio che ciò sia successo (e che i quarantenni siano quindi il gruppo che indica le tendenze).

In una forma molto ipotetica che andrebbe senz'altro verificata più approfonditamente, vorremmo poi attirare l'attenzione su una particolarità dei diagrammi di Bianconi (1980) riguardo alle percentuali di accettazione o di rifiuto delle differenti forme. Infatti, mentre le varianti meno accettate dai vari gruppi si collocano attorno ad un 20% di accettazione, quelle più accettate salgono nella loro punta massima all'incirca ad un 80% di accettazione. Quindi la maggior parte delle valutazioni si colloca verso due punti estremi (con di solito il gruppo di livello di istruzione inferiore al di sotto dell'ottanta per cento e il livello di istruzione superiore e, in parte, quello medio, al di sopra del venti per cento). Fatte le dovute proporzioni relative alla rappresentatività del campione per l'intera società (correlate soprattutto alla ripartizione equa, nel campione, dei tre gruppi di istruzione), e alla mancanza di veri elementi intermedi di sostegno della nostra ipotesi, ci viene da chiederci se queste cifre non siano inseribili nella ben nota dinamica di diffusione delle innovazioni (rappresentata graficamente con una curva a S avente il suo punto di 'accelerazione' attorno al 20% di diffusione di un elemento e il suo punto di 'rallentamento' nella diffusione attorno all'80%; cfr. Bailey 1973). La velocità con cui appare essersi prodotta la parziale de-regionalizzazione dell'italiano regionale corrisponderebbe allora effettivamente all'accelerazione del cambiamento come è rappresentata in questa curva, e le collocazioni vicine rispettivamente al 20% e all'80% indicherebbero una situazione di mutamento in atto, o almeno di forte instabilità. Le due varietà identificate da Bianconi verrebbero in questo modo a coincidere rispettivamente con il punto basso della curva di diffusione e con il punto alto, con una tendenza della seconda varietà a fare da 'norma' per la prima e con un incontro parziale delle due varietà in un punto corrispondente all'incirca a quello che in Italia è stato chiamato 'l'italiano dell'uso medio' o il 'neo-standard'. Ma, come abbiamo detto, ci limitiamo qui a esprimere, come stimolo di lavoro, una intuizione basata sulle

basi assai labili sovraesposte. Le possibili controargomentazioni sono parecchie, a partire da quella fondamentale che una collocazione statistica delle variabili come si ritrova in LM non deve necessariamente rappresentare l'inizio di una accelerazione del mutamento. Rimane comunque la possibile e interessante coincidenza tra gli specifici fenomeni linguistici osservati ed il modello.

All'interno del fenomeno generale del mutamento ha senz'altro giocato un ruolo fondamentale la relazione tra le varietà meno vicine allo standard e il dialetto, nel senso che le varianti che vengono 'ridotte' sono quelle più ricollegate e ricollegabile dai parlanti al dialetto. Quindi, nella dinamica di mutamento di ruoli di italiano e dialetto, che come abbiamo visto si esprime in parte in una maggiore complementarizzazione delle varietà e in una esclusione del dialetto dai domini più tipicamente attribuiti alla lingua standard, questo mutamento è da considerare, ancora una volta, come una conseguenza dei nuovi rapporti tra le due lingue e di una maggiore accettabilità, all'interno del gruppo, e senza ripercussioni sui valori di identità, di varianti sentite più tipicamente come italiane a scapito di quelle più legate al dialetto e all'identità del piccolo gruppo.

E' in questo senso che l'italiano regionale ticinese si sta configurando sempre più come un sistema autonomo, indipendente dal dialetto nella 'ricostruzione' che i parlanti fanno delle sue strutture, e avente ora più il carattere di una lingua materna vera e propria che non di una 'lingua matrigna' (quasi sovrapposta come un sistema secondario, derivato, ad un sistema primario di base) essendo appoggiata in modo più forte ad una norma autonoma realistica[15] e realizzabile effettivamente nell'uso.

Reinterpretando questi fenomeni all'interno delle ben note categorie trumperiane (cfr. nota 6), possiamo dire che il periodo che abbiamo qui osservato rappresenta un momento di transizione da una situazione atipica di macrodiglossia (con mancanza di enunciati mistilingui e con l'italiano presente in una forma, 'appresa', che ricorda il ruolo dell'italiano più tipico delle situazioni di

15 Sul parametro della 'realisticità' è interessante notare la contrapposizione dell'italiano regionale attuale con la norma alta dell'italiano ritrovabile soprattutto in usi scritti del passato, ma anche nel parlato di persone anziane ancora oggi. Il modo in cui queste persone utilizzano la loro varietà di 'italiano aulico', talvolta come unica varietà di italiano da loro posseduta, fa pensare all'uso di una lingua seconda vera e propria, appresa e non 'derivata' (ma questo discorso può valere in parte per tutte le varietà formali delle lingue), molto distante dalla lingua materna dei parlanti e governata da regole differenti, e, anzi, caratterizzata in parte proprio 'per distacco' dalla lingua materna, a differenza dell'italiano regionale ticinese più marcato, che è caratterizzato, potremmo dire, 'per derivazione' dal dialetto (si vedano per alcuni es. di questa varietà 'alta' i testi riportati in Bianconi 1986). Rispetto a questa varietà, l'italiano regionale ticinese attuale è anch'esso alla ricerca di distacco dal dialetto, ma senza rivolgersi per questo scopo ad una norma 'astratta' e poco funzionale.

microdiglossia) ad una situazione più tipica della stessa categoria, più vicina alle situazioni che si ritrovano in Italia.

Osservatorio linguistico
della Svizzera italiana
c/o Biblioteca cantonale
CH-6600 Locarno

Bruno Moretti
Sandro Bianconi

Bibliografia

Bailey, Charles-James N. (1973): *Variation and Linguistic Theory*, Washington D.C., Center for Applied Linguistics.

Berruto, Gaetano (1980a): *Alcune considerazioni sull'italiano regionale ticinese*, Bellinzona, Dipartimento della Pubblica Educazione.

Berruto, Gaetano (1980b): «Lingua e dialetto nella Svizzera italiana». In: *Archivio Storico Ticinese* 84.

Berruto, Gaetano (1987): «Lingua, dialetto, diglossia, dilalia». In: Holtus, Günter, Kramer, Johannes (Hrsg.), *Festschrift für Zarko Muljačić*. *Romania et Slavia Adriatica*, Hamburg, Buske.

Berruto, Gaetano (1990): «Italiano regionale, commutazione di codice e enunciati mistilingui». In: Cortelazzo, Michele A., Mioni, Alberto A. (a cura di) *L'italiano regionale*. Atti del XVIII Congresso internazionale di studi della SLI, Padova 1984.

Berruto, Gaetano (in stampa): «Scenari sociolinguistici per l'Italia del Duemila», relazione presentata al *Deutscher Romanistentag*, Bamberg 24.9.1991, (in corso di stampa nei relativi atti).

Berruto, Gaetano - Burger, Harald (1985): «Aspetti del contatto fra italiano e tedesco in Ticino». In: *Archivio Storico Ticinese* 101.

Berruto, Gaetano - Moretti, Bruno - Schmid, Stephan (1990): «Interlingue italiane nella Svizzera tedesca. Osservazioni generali e note sul sistema dell'articolo». In: Banfi, Emanuele - Cordin, Patrizia (a cura di), *Storia dell'italiano e forme dell'italianizzazione*. Atti del XXIII Congresso Internazionale di Studi della S.L.I. (Trento - Rovereto, 18-20 maggio 1989), Roma, Bulzoni.

Bianconi, Sandro (1980): *Lingua matrigna*, Bologna, il Mulino.

Bianconi, Sandro (1985): «Svizzeri di lingua italiana». In: Biucchi, Basilio M. (a cura di), *Un paese che cambia*, Dadò, Locarno.

Bianconi, Sandro (1986): «L'identità regionale: aspetti storico linguistici». In: Ratti, Remigio, Badan, Marco (a cura di), *Identità in cammino*, Dadò, Locarno.

Bianconi, Sandro (1989): *I due linguaggi. Storia linguistica della Lombardia svizzera dal '400 ai giorni nostri*, Bellinzona, Casagrande.

Bianconi, Sandro - Moretti, Bruno (in stampa): *Aspetti del pluridinguismo nella Svizzera italiana: un'indagine microsociolinguistica*.

Bianconi, Sandro, Patocchi, Claudia (1990): «Aspetti linguistici e antropologici». In: Bianconi, Sandro, Ceschi, Raffaello, Ratti, Remigio (a cura di), *Ticino regione aperta*, IRE-Dadò, Bellinzona-Locarno.

Chini, Marina (1992a): «Italien et suisse allemand dans des familles bilingues au Tessin: contact pacifique ou conflit latent. In: *Multilingua* 11-1, 75–100.

Chini, Marina (1992*b*): «La morfologia nominale nell'italiano L2: tendenze emerse in un gruppo di apprendenti persianofoni in Ticino». In: Moretti, Bruno, Petrini, Dario, Bianconi, Sandro (a cura di), *Linee di tendenza dell'italiano contemporaneo*. Atti del XXV Congresso Internazionale di Studi della SLI, Lugano 19-21 settembre 1991, Roma, Bulzoni, 445–473.

Collovà, Patrizio, Petrini, Dario (1981-1982): «Lingua, dialetto e commutazione di codice: interazioni verbali in un negozio del Luganese». In: *Rivista Italiana di Dialettologia* 5–6.
Ferguson, Charles (1959): «Diglossia». In: *Word*.
D.I.C. (1992): *Rapporto finale del gruppo di lavoro per una pedagogia interculturale*, Dipartimento Istruzione e Cultura, Bellinzona.
Heye, Jürgen B. (1975): *A Sociolinguistic Investigation of Multilingualism in the Canton of Ticino, Switzerland*, Parigi/L'Aja, Mouton.
Labov, William (1966): *The Social Stratification of English in New York City*, Washington D.C., Center for Applied Linguistics.
Labov, William (1972): *Sociolinguistic Patterns*, Philadelphia, University of Pennsylvania Press.
Labov, William (1981): «What can be learned about change in progress from synchronic description?». In: Sankoff, David, Cedergren, Henrietta (eds), *Variation Omnibus*, Linguistic Research Inc., Edmonton.
Mioni, Alberto (1979): «La situazione sociolinguistica italiana: lingua, dialetti, italiani regionali». In: Colombo, Adriano (a cura di), *Guida all'educazione linguistica. Fini, modelli, pratica didattica*, Zanichelli, Bologna, 101–114.
Mioni, Alberto - Arnuzzo-Lanszweert, Anna Maria (1979): «Sociolinguistics in Italy». In: *«International Journal of the Sociology of Language* 21.
Moretti, Bruno (1990): «Varietà del repertorio linguistico e fenomeni lessicali nel baby talk». In: *Rivista Italiana di Dialettologia* XIV.
Moretti, Michele (1988): *La differenziazione interna di un continuum dialettale. Indagine a Cevio (TI)*, Zurigo, Zentralstelle der Studentenschaft.
Petrini, Dario (1988): *La koinè dialettale ticinese*, Berna, Francke.
Trumper, John (1977): «Ricostruzione nell'Italia settentrionale: sistemi consonantici. Considerazioni sociolinguistiche nella diacronia». In: Simone, Raffaele, Vignuzzi, Ugo (a cura di), *Problemi nella ricostruzione in linguistica*, Bulzoni, Roma.
Wunderli, Peter (1968): «Deutsch und Italienisch im Tessin». In: *Vox Romanica* 27.

Rete sociale e selezione delle varietà in ambiente emigratorio svizzero. Questioni di metodo.

1. La nozione di social network (rete sociale) in sociolinguistica.

Una certa insoddisfazione metodologica serpeggia qua e là nella sociolinguistica dell'ultimo quindicennio, soprattutto in Europa (Dittmar 1989, Berruto 1992). Dopo i successi dei collaudati metodi della sociolinguistica correlazionale, rappresentati esemplarmente tra gli altri da un Labov (1966) e da un Trudgill (1974), si è via via fatta strada in molti sociolinguisti la consapevolezza della necessità di impostare la ricerca secondo altri presupposti e in altre direzioni, meno quantitative e più qualitative, andando, sulla scia dei lavori di Gumperz e dell'etnografia della comunicazione (Hymes 1974), verso una sociolinguistica più 'interpretativa' (Auer-di Luzio 1984).

Nel quadro di questa parziale conversione di interessi e prospettive ha assunto un ruolo importante la nozione, mutuata dall'antropologia sociale, di rete sociale, *social network* (d'ora in poi, *s.n.*), sia come mero strumento empirico di cui servirsi per la raccolta dei dati e per guidare la campionatura e la scelta degli informatori, sia come costrutto dotato di una portata teorica propria e di un più o meno forte potere esplicativo.

Il lavoro che ha segnato una svolta in questa direzione è il noto Milroy (1980): nonostante siano spesso citate nella letteratura come antesignane le applicazioni per es. già in Gumperz (1964) e Blom-Gumperz (1968), e in Labov (1973), è a ben vedere solo nell'indagine di L. Milroy a Belfast che la nozione di *s.n.* viene impiegata sistematicamente con piena consapevolezza e operazionalizzata 'tecnicamente'. Sia Gumperz che Labov (nonostante l'opinione su questo punto implicitamente diversa per es. di Dittmar-Schlobinski 1985, seguiti da Klein 1989) adoperano infatti il termine, o la nozione, in un senso non tecnico, quale sinonimo all'incirca di 'gruppo primario' (v. Downes 1984, 94–95). Gal (1979) usa sì la nozione di *s.n.* in un senso più tecnico, come «tutta la gente a cui un individuo della comunità indagata ha rivolto la parola in un determinato periodo di tempo», ma le categorie sociali pertinenti nella sua indagine rimangono i gruppi sociali (operai *vs.* contadini; definiti quindi in termini di occupazione e status), e il *s.n.* non vi ha il ruolo centrale che ha invece in Milroy (1980).

La nozione di *s.n.* incentra l'attenzione sulle interazioni fra gli individui, e appare quindi particolarmente indicata per venire incontro agli interessi di tipo pragmatico-interazionistico divenuti dominanti nella sociolinguistica degli ultimi anni (cfr. Fasold 1990). Si tratta infatti di un costrutto che, indipendentemente dai modi un po' diversi in cui è stato definito e adoperato, è basa-

to fondamentalmente sul riconoscimento dell'esistenza di legami interazionali effettivi più o meno frequenti tra un individuo e gli altri individui della macrocomunità di appartenenza con cui entra in contatto comunicativo: il *s.n.* infatti è formato in primo luogo da «connections among individuals in society» (Preston 1987, 693), è «un gruppo effettivamente interagente di parlanti» (Klein 1989, 11), insomma «an individual's social network is simply the sum of relationships which he or she has contracted with others» (Milroy 1987, 105).

Fra i risultati più significativi cui ha portato la sua applicazione, e rispettivamente fra i vantaggi che la nozione di *s.n.* presenta per il sociolinguista, vanno menzionati fra l'altro, secondo quanto si ricava dalla bibliografia esistente:

- la natura e la struttura delle reti sociali degli individui sembrano significativi indicatori di comportamento e atteggiamento linguistico, validi per spiegare (o per capire: sul problema della spiegazione in sociolinguistica v. Romaine 1984) il mantenimento di caratteristiche vernacolari, substandard, rispetto all'orientamento a forme e varianti standard, la tendenza conservativa o di 'lealtà linguistica' *vs.* quella innovativa (e quindi adatti a fondare una vera teoria della diffusione dei cambiamenti linguistici, come ora tentato in Milroy 1992); in particolare, se il *s.n.* ha struttura densa e molteplice, a maglie fitte, agisce come meccanismo di rinforzo della norma interna al gruppo (Milroy 1980), mentre se è *loose-knit*, con legami deboli (e pertanto più numerosi e differenziati) favorisce la diffusione delle innovazioni: Milroy 1992, 175–183);
- il *s.n.* è più facilmente accessibile che non la nozione di classe o strato sociale, ne evita le note difficoltà di definizione e identificazione (cfr. Milroy 1987, *passim*), e costituisce un 'primitivo' largamente indipendente dalla struttura delle singole società, dunque tendenzialmente universale;
- è più concreto degli altri costrutti sociali impiegati nello studio delle correlazioni fra società e comportamento linguistico, come classe o strato sociale, classe generazionale, dominio (cfr. Preston 1987), ecc.;
- è più efficace, in termini operativi, nell'analisi dei rapporti fra le diverse varietà linguistiche e l'uso dei parlanti, che non la consueta nozione di prestigio, o anche di quella di 'mercato linguistico' (Bourdieu 1984), che ha goduto di una certa moda presso la sociolinguistica europea fra il 1975 e il 1985;
- evita in buona parte il problema del campionamento rappresentativo nella scelta degli informatori, e consente di avere presupposti molto migliori, nelle condizioni di osservazione, che non con la consueta caratterizzazione in termini di appartenenza di gruppo, cultura, sistemi di valori, ecc. (cfr. Milroy 1980, 138 e *passim*, Milroy 1987);
- da un punto di vista generale, infine, i *s.n.* rappresentano, per dirla con Dittmar-Schlobinski (1985, 187), «die Nahtstelle zwischen der Veränderung

des Werte- und Normsystems auf der subjektiven Seite und den sozialen Prozessen auf der anderen Seite» (cfr. anche Boissevain 1987[1], Labrie 1988, Milroy 1992).

Il concetto di *s.n.* non è certo esente da problemi, ma non c'è dubbio che oggi faccia parte dell'armamentario basilare della ricerca in sociolinguistica, avendo assunto una collocazione privilegiata all'interno delle variabili sociali (accanto, secondo alcuni, in alternativa, secondo altri, a strato/classe, status, dominio, ecc.) con le quali il comportamento linguistico viene messo in correlazione. Fra i problemi tuttora aperti, stanno a nostro avviso:

- l'effettivo livello di concretezza e di generalizzazione a cui si pone l'analisi del *s.n.*: nonostante quanto sopra detto, e cioè che (per esprimerne ancora una volta con altre parole la natura) «a social network may be seen as a boundless web of ties which reaches out through a society, linking people to one another, however remotely» (Milroy-Li Wei 1991, 235), non è affatto definitivamente chiaro se ciò che costituisce l'oggetto di ricerca siano veramente gli individui, o le interazioni stesse, o non addirittura il gruppo di parlanti fra cui avvengono le interazioni; per molti autori, si tratta sì di un concetto molto più concreto degli altri abitualmente usati come variabili sociali, ma per altri autori si tratta invece di un concetto che si situa ad un certo livello di astrazione, e «is conceptually at a more generalized level than are definable groupings [...]» (Milroy 1992, 85; v. anche *ibidem*, 175); il problema diventa meno nominalistico di quanto possa sembrare a prima vista, se teniamo conto che «networks don't explain anything over and beyond what can be explained by reference to the agents who form the networks» (Romaine 1984, 33);
- la cattiva definitezza e la problematica completezza della rete (Milroy 1987, 106): esiste un confine preciso di un dato *s.n.*? e come 'catturare' l'intera rete, quando questa risulti (molto) complessa e ramificata? Il problema poteva sembrare meno rilevante sinché ciò che essenzialmente contava erano i nuclei centrali dei *s.n.*, i cosiddetti *clusters*, com'è tipicamente stato in molti lavori che operano con la nozione; ma diventa evidente quando, com'è per es. per Milroy (1992), la periferia della rete, i legami deboli e sfrangiati al suo confine, acquistino importanza centrale;
- è ancora aperta la questione della reale portata e del valore delle proprietà (sia strutturali che interazionali: Boissevain 1987) che costituiscono determinati *s.n.*, e della loro operazionalizzazione (cfr. soprattutto Milroy 1980 e Dittmar-Schlobinski 1985, 180–181[2]), tanto più quando la *strength*

1 Per il quale il *s.n.* «provides a means of relating formal, abstract sociological analysis to everyday experience, for it links interpersonal relations to institutions» (Boissevain 1987, 26).

relativa di un *s.n.*, a quanto sembra il più potente fattore che correli con il comportamento linguistico, è «a combination of the amount of time, the emotional intensity, the intimacy (mutual confiding) and the reciprocal services which characterise a tie» (Milroy 1992, 178) assai difficile da cogliere con criteri oggettivi;

- l'utilizzabilità principale stessa della nozione di *s.n.*: o come mero strumento empirico per la scelta e il reperimento degli informatori o dei soggetti studiati, o come insieme di interazioni e di persone concretamente osservato (*corpus* di dati), o anche come concetto che fa parte integrante di una teoria sociolinguistica (dove andrà notato, in sovrapposizione con la questione qui elencata per prima, che quelli che appaiono più significativi per il *Verstehen* della sociolinguistica sono piuttosto i tipi di legami interazionali, che non i *s.n.* in sé);
- l'effettiva collocazione metodologica del *s.n.*: l'approccio in termini di *s.n.*, infine, va visto come alternativo all'approccio convenzionale in termini di 'analisi correlazionale', come vogliono molti autori, o piuttosto come complementare, come sostengono altri? Dal nostro punto di vista, non c'è qua alcun dubbio che l'orientamento più corretto è quello di considerare i due approcci complementari, come sottolineato con particolare forza recentemente da Milroy (1992), per cui un modello basato sulla stratificazione sociale, sul conflitto e sull'ineguaglianza è addirittura necessario come *pendant* all'analisi basata sulla rete sociale, che rimarrebbe altrimenti incompleta e non è adeguata a cogliere livelli alti di generalizzazione, sul piano della struttura sociale globale (ma v. già Milroy 1980, 201, che conclude con la considerazione che l'analisi di *s.n.* va ritenuta complementare a uno studio a larga scala delle relazioni fra status sociale e lingua, per illuminarne a basso livello, microsociolinguistico, i meccanismi operanti; v. ora anche Milroy-Milroy 1992)[3].

2. Social network nella sociolinguistica italiana.

Nella linguistica italiana, la nozione di *s.n.* è stata sinora fondamentalmente ben accolta in linea di principio, ma non è ancora stata oggetto di applicazioni di vasta portata, se si esclude la sua utilizzazione per la raccolta dei mate-

2 Secondo i quali occorrerebbe una scala di fattori ponderata, con indici diversi a seconda dell'importanza del singolo fattore. Una fattorializzazione ponderata molto accurata circa la densità e molteplicità del *network*, è proposta per es. da Lippi-Green (1989) in una ricerca sulla comunità rurale di Grossdorf nel Vorarlberg. Non è chiaro però perché, secondo Dittmar-Schlobinski (1985, 180), la scala impiegata da Milroy a Belfast rappresenti una «starke Idealisierung».

3 Un'integrazione pratica dei due approcci si trova per es. nell'indagine sullo yoruba di Ile-Ife (Nigeria) di Salami (1991).

riali del *Nadir* (Sobrero-Romanello-Tempesta 1991), in cui ha svolto un ruolo importante per la scelta degli informatori. Amaturo-Klein (1989) presentano il progetto di un'indagine di sociolinguistica urbana a Napoli attraverso un approccio che vede il *s.n.* come momento fondamentale, ma non ci consta che siano sinora disponibili i risultati della ricerca. Sempre in sede programmatica, Sobrero (1991, 24–25) afferma che la nozione di *s.n.* potrebbe risultare un utile «strumento euristico» per l'analisi in dialettologia urbana, ma i numerosi problemi che esso pone (in particolare per quanto riguarda «l'articolazione in reti di una comunità» e l'identificazione della «gerarchia delle reti, in una città complessa») lo rendono tutto sommato poco consigliabile; mentre si tratta di un metodo proficuo «in comunità più piccole, cioè in realtà limitate e facilmente osservabili».

Peraltro Sobrero è anche – almeno a nostro sapere – l'unico nella sociolinguistica italiana ad aver concretamente sperimentato il concetto di *s.n.* nel caratterizzare l'orientamento dei parlanti, in comunità rurali del Salento, per quanto riguarda la dinamica fra conservazione e innovazione, l'attitudine al *code switching* italiano-dialetto o viceversa, e altri fatti inerenti al comportamento linguistico in una tipica area italo-romanza. Egli introduce inoltre, accanto a quella di rete sociale, la nozione di «rete individuale», intesa prevalentemente in un senso agonistico in relazione alle diversi correnti culturali presenti nella comunità e alle reti che vi corrispondono, e distingue fra «parlanti in-rete, periferici e extra-rete» (v. ora Sobrero 1992, 98–99 e 39)[4].

Nel complesso, il bilancio italiano è comunque senza dubbio piuttosto magro.

3. Social network nella linguistica dell'emigrazione.

Una certa applicazione ha invece trovato in sede internazionale il *s.n.* nello studio dei problemi linguistici connessi con l'emigrazione, quale naturale prosecuzione del suo impiego per l'ànalisi di situazioni di bi-e multilinguismo. Il *s.n.* si è infatti presto rivelato un interessante e valido strumento per ricostruire il *milieu* comunicativo degli emigrati e per studiare la scelta di codice nel plurilinguismo indotto dall'emigrazione, dove ha pressoché completamente

4 Non è tuttavia ben chiaro in che cosa differiscano rete individuale e rete sociale. Un'equilibrata valutazione dell'apporto dell'analisi di *s.n.* alla ricerca micro-sociolinguistica è in Mioni (1991, 25–26), che si pronuncia positivamente sulle prospettive aperte dall'applicazione del *s.n.* allo studio del rapporto fra lingua e dialetto in Italia, per es. nella spiegazione delle ragioni del mantenimento o della perdita del dialetto. Un'applicazione significativa del *s.n.* a una situazione sociolinguistica italiana (passaggio dal sardo all'italiano in due località della Sardegna) da parte di una linguista non italiana è in Rindler Schjerve (1987, 109–289), che usa anche l'interessante nozione di «Kontaktprofil».

soppiantato la nozione di 'dominio', troppo ampia e troppo legata alle sfere contenutistiche per consentire l'opportuna sottigliezza di analisi (v. Preston 1987 per un rapido schizzo).

Mentre per es. Jaakkola (1983) utilizza il *s.n.* meramente per rappresentare graficamente diverse situazioni di comunicazione di nove immigrati finlandesi in Svezia, un ruolo più ricco è assegnato alla nozione nelle ricerche di G. Lüdi, B. Py e *équipe* sull'emigrazione interna in Svizzera. Le reti sociali, a livello fondamentalmente delle cerchie di conoscenze, risultano un mezzo assai proficuo per rappresentare la ristrutturazione delle 'pratiche' e delle 'rappresentazioni' in francofoni immigrati nella Svizzera germanofona (Lüdi-Py 1991). Gli schemi delle reti comunicative di singoli immigrati, rilevate poco dopo l'arrivo nella comunità ospite e di nuovo dopo qualche anno, evidenziano in maniera molto chiara l'estendersi del plurilinguismo individuale, parallelo all'integrazione sociale e all'ampliarsi e complicarsi delle reti comunicative a cui partecipano gli immigrati. Una svizzera francofona emigrata a Berna, per es., mostra in due rilevamenti a rispettivamente tre mesi e due anni dall'immigrazione un forte allargamento della rete comunicativa e l'emergenza in essa dello *Schwyzertüütsch* e dell'inglese, accanto al francese e al tedesco già presenti all'inizio (Lüdi 1992, 54–55; cfr. anche Lüdi-De Pietro-Papaloïzos 1989 e De Pietro-Lüdi-Papaloïzos 1989–90).

Nel quadro della stessa ricerca, Franceschini-Matthey (1989, 105–107) notano invece che presso famiglie romande immigrate a Berna (in contesto germanofono) c'è una cesura fra gli atteggiamenti e gli schemi interpretativi da un lato (molto orientati al normativismo e al purismo francofono) e le pratiche effettive dall'altro, e che tale cesura si può spiegare bene con la configurazione della rete sociale, essenzialmente francofona sia nella comunità di partenza che in quella di arrivo, il che rinforzerebbe le norme e i valori afferenti alla lingua francese.

Nel complesso, da questi lavori sull'emigrazione il *s.n.* risulta uno strumento euristico che consente un guadagno di informazione, se non altro in termini di precisione della definizione del comportamento linguistico e del suo rapporto con gli atteggiamenti. Occorre a questo proposito anche tener presente che le situazioni di emigrazione, in cui la scelta e l'attivazione della lingua o varietà di lingua a disposizione nel repertorio dell'emigrato nelle singole interazioni comunicative dipende in maniera quanto mai netta dalla lingua dell'interlocutore, costituiscono a priori un terreno propizio all'analisi di *s.n.*, dato appunto il legame particolarmente forte tra interazione diadica e codice[5].

5 Una maggiore elaborazione anche teorica della nozione di *s.n.* applicata a problemi di bilinguismo da emigrazione è in Labrie (1988), che però è solo un abbozzo di ricerca (cfr. avanti 5.3.).

147

4. Social network e problemi metodologici in sociolinguistica.

La questione dell'utilizzazione e della validità in sociolinguistica della nozione di *s.n.* è in parte collegata, in maniera diretta o mediata, con problemi metodologici di fondo, in particolare per quello che concerne le tecniche di raccolta dei dati. Si è già detto in 1. sopra che una sociolinguistica che voglia essere decisamente qualitativa e interpretativa deve cercare un contatto profondo con gli individui e le loro relazioni interpersonali. L'attuale sociolinguistica europea mostra sempre più interessi 'funzionali', e non a caso il valore funzionale dell'analisi di *s.n.* è sottolineato da più autori (per es. Klein 1989, Milroy 1992). Il *s.n.*, rispetto agli altri costrutti usati per la sutura fra scelte linguistiche e collocazione sociale e per la comprensione del significato di un determinato comportamento linguistico, non può non apparire più immediatamente accessibile a una impostazione funzionale.

D'altra parte, le indagini di macrosociolinguistica basate su questionari prestano com'è ampiamente noto il fianco a molte e pesanti obiezioni, che vanno dalla mera rappresentatività del campione studiato sino all'attendibilità stessa dei materiali ottenuti (un bilancio sintetico è in Atteslander 1988).

Su tali problemi è ritornato recentemente con forte vena critica, nel dibattito linguistico italiano, Sanga (1991), che, con un dogmatismo fuori luogo in una discussione che si vorrebbe scientifica, si pronuncia con particolare virulenza contro l'impiego di questionari come strumento per la raccolta dei dati, definiti (Sanga 1991, 169–170) «macchinette a prova d'idiota», e ammette come unico metodo scientificamente valido e accettabile in termini di affidabilità l'osservazione diretta, in senso etnografico[6].

Evidentemente, Sanga trascura in parte da un lato la mera complessità del reale, che esige di essere affrontata con la più ampia pluralità di metodi e tecniche di rilevamento (ciascuna con i suoi pregi e i suoi difetti, di cui occorre naturalmente essere consci; v. per una sintesi Auwärter 1988, Lüdtke 1988, Spolsky 1988), e dall'altro sia problemi di principio che questioni di fattibilità pratica.

Il punto importante, che Sanga pare perdere di vista, sta nella considerazione che i dati vanno sempre utilizzati per le risposte che essi ci possono fornire in relazione al modo in cui sono stati raccolti e al fine dell'indagine, e non mai assolutizzati. Da questo angolo visuale, anche l'osservazione (v., per una discussione argomentata, Milroy 1987, 39–93), ritenuta da Sanga l'unico stru-

6 Sanga (1991, 169) cita a sostegno dell'inaffidabilità assoluta dei rilevamenti con questionario sulle varietà di lingua impiegate l'affermazione di Labov (riportata di seconda mano) che «noi *non sappiamo* come parliamo»: ma Labov non si riferisce a quale (varietà di) lingua si usi, bensì, com'è noto, al fatto che non è raro che i parlanti non siano consci di realizzare certe varianti che in realtà realizzano.

148

mento per la ricerca sul campo, presenta notoriamente i suoi non marginali problemi. Ne enumeriamo qualcuno. Anzitutto, l'ineliminabile casualità. I fenomeni che ci interessano e che vorremmo documentare possono non occorrere mai nel periodo d'osservazione, oppure possono richiedere per comparire un tempo così lungo di osservazione da rendere impraticabile ogni ricerca. Poi, è un falso mito che con l'osservazione si colga veramente tutto, si abbia accesso di prima mano a tutto ciò che è necessario per l'interpretazione dei fenomeni; ci sono inevitabilmente settori dell'esperienza umana per loro natura non attingibili all'osservazione di terzi, specie quando badiamo al comportamento linguistico. Ancora, l'osservazione antropologica è specialmente indicata per culture sensibilmente diverse da quella cui appartiene il ricercatore, mentre è per lo meno dubbia la sua utilità assoluta per indagini all'interno delle società e culture di cui siamo membri: il sociolinguista europeo che lavora in una società europea non è l'antropologo straniero che esplora una comunità 'esotica'.

Con questo, non si vuole ovviamente negare la superiorità teorica dell'osservazione diretta. È chiaro che, a parità di risultati, tutti preferiremmo di gran lunga avere gli stessi risultati grazie all'osservazione diretta invece che a rilevamenti indiretti. Ma si pensi solo alla quantità di osservazione diretta che sarebbe necessaria per avere informazioni, mettiamo, su 100 persone appartenenti in buona parte a diverse reti sociali in diverse situazioni comunicative ... Si vuole semplicemente sottolineare l'esigenza di un sano relativismo critico. Non esiste il metodo-panacea, esistono metodi buoni e metodi meno buoni, la cui applicabilità va valutata in relazione a diversi fattori. Siamo quindi perfettamente convinti che i rilevamenti con questionari non vadano banditi dalla ricerca, tutt'altro: i dati con essi ottenuti devono essere trattati con consapevolezza e con cautela, ma i questionari, e più in generale le inchieste indirette, rimangono una tecnica d'indagine irrinunciabile, ed anzi in certi casi insostituibile, anche se per principio inferiore all'osservazione.

Anche dal mero punto di vista metodologico, dunque, l'analisi di *s.n.* e il metodo qualitativo che le è proprio non sono alternativi, bensì complementari a inchieste su campioni di parlanti e al relativo metodo quantitativo: di metodi qualitativi e metodi quantitativi è stato giustamente detto che «sind sie, beide zusammengenommen, ein 'membership categorization device' des Linguisten als Wissenschaftler: Es gelingt ihm nicht, sich auf das eine zu beziehen, ohne sich notwendigerweise auch auf das andere – gewollt oder ungewollt – beziehen zu müssen» (Dittmar 1988, 892).

Tant'è vero che, nonostante l'apparente implicazione fra ricostruzione del *s.n.* dei parlanti e metodo qualitativo basato sull'osservazione diretta, sono ben attestate nella ricerca sociolinguistica indagini che ricostruiscono i *s.n.* su base indiretta, cioè interrogando i parlanti in proposito. Così è per es. in Labrie (1988), che studia la commutazione di codice in emigrati italiani a Montreal,

cioè in una comunità sociale complessa, con una metodologia nella quale «instead of using an approach in which all members of a network are being observed, [...] the individual (as an informant) makes himself the description of his network. This conception focuses on the perception the individual has of the members belonging to his network» (Labrie 1988, 224).

Anche nelle ricerche svizzere già citate, si chiede agli informatori di «dessiner leur réseau, c'est-à-dire l'ensemble des relations sociales qu'ils entretiennent régulièrement, en indiquant quelle(s) étai(en)t la/les langue(s) utilisée(s) pour ces relations» (Lüdi-Py 1991, 15)[7]. Sembra quindi che anche un costrutto così eminentemente qualitativo e funzionale come il *s.n.* sia accessibile al rilevamento indiretto, per i fini a cui serve al (socio)linguista, e in tanto in quanto in questioni attinenti a comportamenti e atteggiamenti linguistici ha molta importanza il vissuto che i parlanti hanno, le rappresentazioni che si formano del contesto sociale in cui sono inseriti e dei valori connessi alle diverse lingue e varietà di lingua. Ancora Labrie (1988, 217) sottolinea l'opportunità di una «real *sociolinguistic* definition of the social network, rather than an ethnographic one».

5. Due casi nell'emigrazione italiana in Svizzera tedesca.

Comunque, proprio nell'ottica di verificare qualche aspetto dell'applicazione del *s.n.* in senso metodologico, e con particolare attenzione alla contrapposizione fra rilevamento indiretto e osservazione diretta, sono state condotte alcune micro-indagini in ambiente migratorio nel corso di un seminario tenuto all'Università di Zurigo nel semestre invernale 1990–91 sulla sociolinguistica urbana.

5.1. In una prima indagine[8], si è voluto esaminare in che modo la speciale situazione di emigrazione influisce sul comportamento sociolinguistico di una emigrata italiana nella Svizzera tedesca, scelta come emblematica di una casistica che interessa una parte non indifferente della popolazione emigrata. Il soggetto scelto (una donna emigrata in Svizzera dal Vicentino a 22 anni, da quasi tre decenni residente a Winterthur) mostra notevoli difficoltà ad usare la lingua, o meglio le lingue, della comunità ospite, siano esse il dialetto zurighese o il tedesco. La barriera linguistica da queste costituita fa sì che i contatti vengano stabiliti piuttosto con persone di lingua italiana. Perciò non solo

7 Contrariamente all'opinione di Sanga (1991, 168), per cui una domanda del genere sarebbe «insensata», il chiedere «Con gli amici parla italiano o dialetto?» risulta dunque non poi così aberrante.

8 Questa parte del lavoro è opera di Tiziana Carraro.

139

la lingua si adatta alle diverse situazioni entro le possibilità date dalle variabili sociolinguistiche, ma anche la condivisione della stessa comparabile competenza linguistica predetermina la creazione di una situazione comunicativa. I problemi linguistici di cui dà esempio il soggetto scelto sono uno scoglio fondamentale per molti degli emigrati italiani, specie se donne, che nella maggior parte dei casi dispongono di una scarsa formazione scolastica, con le conseguenze che questa comporta anche in relazione alle competenze linguistiche.

L'informatrice, che non svolge attività lavorativa e abita in un quartiere tipicamente operaio con un'alta percentuale di stranieri (oltre a famiglie italiane, risiedono nel vicinato anche famiglie turche, ex-jugoslave e di altra nazionalità ancora, oltre naturalmente che svizzere), è stata seguita per alcune giornate dalla ricercatrice; sono state registrate alcune interazioni comunicative di carattere diverso (dalla conversazione in famiglia alla lettura a voce alta di una brano di giornale ad una telefonata per informazioni ad una banca), e si sono protocollate secondo una griglia predeterminata 21 tipi di interazioni diverse. Le informazioni sulle reti comunicative in cui la parlante è inserita sono state ottenute sia con l'osservazione (per forza parziale) delle sue attività quotidiane sia con opportune domande in merito.

Dall'osservazione eseguita è emerso nell'informatrice un repertorio linguistico distribuito su diverse varietà di dialetto e di italiano. Il dialetto locale rurale del piccolo paese dei Colli Berici di cui l'informatrice è originaria rientra nel repertorio come conoscenza passiva e solo frammentariamente ancora attiva, anche se è la varietà che costituisce la L1 della parlante, che nella sua gioventù, dato il bassissimo prestigio sociale della parlata rustica, ha cercato di adeguarsi, oltre che all'italiano, alla varietà urbana vicentina; oggi la diminuzione progressiva della competenza attiva della parlata nativa è sentita invece come una perdita dalla stessa parlante.

Il dialetto è fondamentalmente presente nel repertorio nella forma della varietà urbana di Vicenza; propriamente, dato il lungo tempo trascorso dall'emigrazione, si tratta tuttavia di un idioletto dialettale veneto con evidenti fenomeni di italianizzazione, non più corrispondente al vicentino odierno vero e proprio.

Dell'italiano il repertorio della parlante possiede alcune varietà diafasicamente differenziate. La base è un italiano regionale colloquiale, che è suscettibile di essere usato o in un registro basso trascurato o in un registro più impegnato[9], nonché in una varietà familiare più esposta a interferenze dal dia-

9 Nello stile di lettura, che dovrebbe notoriamente risultare lo stile o registro più elevato, o meglio più controllato, a disposizione del parlante, i tratti dell'italiano regionale marcato sono solo parzialmente ridotti rispetto allo stile colloquiale: si hanno quindi sia consonanti scempie che, in proporzione minore, geminate in corrispondenza delle geminate dello standard; e solo in alcune occorrenze si ha la chiusura di vocali molto aperte tipiche dell'italiano regionale veneto colloquiale.

letto, e ad enunciazioni mistilingui. *Hochdeutsch* e *Schwyzertüütsch* sono presenti nel repertorio solo in maniera parziale, sotto forma di varietà di apprendimento (la parlante ha seguito corsi di tedesco nei primi mesi dopo il trasferimento in Svizzera) alquanto insicure, da abbandonare nel contatto comunicativo appena sia possibile.

Le reti sociali in cui è inserito il nostro soggetto sono fondamentalmente due. Una attiene alla sfera familiare, l'altra alla sfera del vicinato. La descrizione di entrambe è avvenuta, come si è accennato, sia mediante l'osservazione sia mediante le informazioni della parlante; è risultato impraticabile il metodo di fornire un quadro dettagliato di tutte le interazioni verbali compiute nelle giornate per così dire 'medie' dell'informatrice, perché non esiste in fondo la 'giornata media', ma esistono piuttosto delle classi di situazioni ricorrenti più spesso rispetto ad altre. Il *s.n.* si configura quindi tendenzialmente come una somma di (classi di) situazioni.

Nel nucleo familiare dell'informatrice troviamo ovviamente un *network* tipicamente chiuso, col massimo grado di densità (100%)[10]. Contrariamente a quello che ci si aspetterebbe dato un *s.n.* chiuso e denso, troviamo però al suo interno l'uso di più di una varietà di lingua. Nei contatti dell'informatrice col marito prevale di gran lunga l'uso della varietà dialettale vicentina, con non pochi enunciati mistilingui composti di elementi tratti dall'italiano assieme ad altri del vicentino; parlando con i figli, che a loro volta impiegano l'italiano, l'informatrice usa di regola l'italiano, in una varietà familiare, ricorrendo eventualmente al dialetto solo per fini scherzosi. Il conflitto linguistico che si crea quando partecipano alla conversazione sia il marito che i figli si risolve di solito usando l'italiano: secondo un modello ben noto nell'Italia del secondo dopoguerra, la varietà di prestigio impiegata con i figli è dominante (l'uso dell'italiano fra moglie e marito è spesso provocato dalla sola presenza dei figli, anche quando questi non siano parte attiva nell'interazione).

Infine, nella rete familiare è rappresentata una terza varietà di lingua, lo *Schwyzertüütsch*, che viene parlato dai figli tra di loro, ma è totalmente escluso nelle interazioni fra questi e l'informatrice. Se partecipano alla conversazione terzi che parlano (solo) *Schwyzertüütsch*, tutti i membri della famiglia si rivolgono loro nella varietà tedesca, ma rivolgendosi all'informatrice tornano a usare l'italiano (con immediata traduzione in tedesco per non escludere i terzi dallo sviluppo conversazionale). Nel complesso, si tratta dunque di un modello comunicativo assolutamente tipico dei *networks* dell'emigrazione italiana nella Svizzera tedesca[11].

10 Sulle diverse proprietà, strutturali, interazionali e 'soggettive', del *s.n.* cfr. Boissevain (1987).
11 Per una sintetica rassegna degli studi sul tema, v. Berruto (1991).

Una sottosezione periferica della rete sociale familiare è data dai contatti dell'informatrice con i parenti stretti, che vivono tutti in Italia; tali contatti sono condizionati dal telefono, e non tutti i contatti possibili sono realizzati: dei nove fratelli e sorelle solo con quattro sorelle l'informatrice mantiene vivi regolarmente i contatti tramite il telefono. Le telefonate si effettuano in media una volta alla settimana e durano circa cinque minuti; la lingua usata è il dialetto veneto, a meno che non si comunichi con un nipote. Questa rete comunicativa secondaria è chiaramente ben lungi dall'essere fitta come quella del nucleo familiare e, dal punto di vista dell'informatrice, si configura come un *network* aperto. Dato che non si sono potute ricavare indicazioni precise e quantificabili sulla densità del *s.n.*, è inutile fare dei calcoli sulla densità e molteplicità dei contatti: basti dire che all'interno della rete comprendente tutti i parenti in Italia, l'informatrice possiede un grado di centralità posizionale molto basso.

Per quanto riguarda l'ambito delle conoscenze e del vicinato, fanno parte del *network* più di una cinquantina di persone, ed è difficile precisarne il numero esatto. La maggior parte di esse è costituita da donne, dello stesso quartiere operaio dell'informatrice, o anche dello stesso palazzo; tre quarti dei membri della rete sono italofoni, circa un quarto germanofoni. Anche se gli italiani non sono certo la maggioranza nel quartiere, i contatti con donne italiane superano di numero quelli con parlanti di altre lingue. Il grado di istruzione delle persone di contatto nella maggior parte dei casi è basso (ma ci sono anche singoli parlanti con grado d'istruzione medio e alto), il che diminuisce la possibilità che parlanti di lingua madre tedesca abbiano appreso l'italiano.

Le lingue presenti in questo *network* sono quindi le due varietà tedesche, l'italiano e il dialetto veneto. Nei contatti con parlanti di provenienza veneta, sembra avere una certa importanza per la selezione della varietà il grado di conoscenza e anche di simpatia reciproca. A giudicare dalle descrizioni fatte dall'informatrice, c'è in questo *s.n.* un alto grado di densità, fra il 70% e l'80%; dato il numero elevato dei soggetti interessati, non è stato possibile scoprire tutti i contatti esistenti (ciò richiederebbe un'osservazione molto più dettagliata e prolungata nel tempo), e tanto meno determinare più precisamente la densità.

Una rete così complessa e eterogenea si può suddividere, naturalmente, in più sezioni; quella maggiormente incentrata sulla nostra parlante in termini di grado di amicizia e di frequenza delle interazioni forma un *cluster* di otto parlanti, tutti di sesso femminile, fra i quali la lingua impiegata è l'italiano regionale colloquiale. Nessuna di queste parlanti è veneta (oltre ovviamente all'informatrice stessa), ma può capitare, seppur di rado, che l'informatrice usi il veneto, sempre in chiave scherzosa. Tale *cluster* ha una densità dell'86% e

una molteplicità (alcune delle parlanti abitano nello stesso palazzo, si conoscono da lungo tempo, o si trovano insieme allo stesso posto di lavoro) del 50%. Immediatamente all'esterno di questo *cluster* troviamo cinque parlanti venete, con le quali l'informatrice ama parlare veneto; spesso tuttavia nel corso dell'interazione si passa all'italiano regionale colloquiale (d'altra parte, se una parlante di origine veneta si rifiuta del tutto di parlare dialetto, ciò è sentito dall'informatrice come un comportamento freddo e distaccato).

Circa le effettive interazioni, con la relativa scelta di (varietà di) lingua, che avvengono nei *s.n.* sopra delineati, nel corso dell'osservazione la ricercatrice ha protocollato[12] ventun eventi comunicativi tipici di una 'giornata normale di vita' del soggetto studiato. In essi, in tredici casi è stato impiegato l'italiano regionale colloquiale o familiare, in due casi il dialetto veneto, in due casi lo *Schwyzertüütsch* e in un caso il *Hochdeutsch*; in tre casi infine vi è stata alternanza e mescolanza di italiano regionale e dialetto.

Fra i diversi fattori suscettibili di influenzare o governare la scelta della varietà di lingua, come l'interlocutore, il carattere dell'interazione (personale o transazionale), l'ambito del rapporto (confidenziale o non confidenziale), l'argomento e il dominio di riferimento, il *setting* situazionale (luogo, ecc.), il grado di formalità dell'interazione (definito mediante l'uso degli allocutivi T o V), risulta di gran lunga preponderante l'interlocutore, che anzi si profila come l'unico fattore centrale nel determinare la selezione della varietà di lingua.

Fra i tratti dell'interlocutore che risultano pertinenti in merito vi è in primo luogo la sua varietà linguistica personale, che viene filtrata dalla parlante in base a una gerarchia implicazionale che vede al suo centro come varietà preferita il veneto e al margine estremo come varietà dispreferita lo *Schwyzertüütsch*: se l'interlocutore è germanofono, si cerca un contatto a livello del *Hochdeutsch*, se è italofono ma non venetofono a livello dell'italiano regionale, se è venetofono a livello del dialetto veneto. All'interno di questo semplice schema[13] comportamentale di base intervengono altri fattori inerenti alla classificazione dell'interlocutore, quali il fatto che si tratti di una persona conosciuta o no (se l'interlocutore è sconosciuto, la parlante cerca di elevare

12 Secondo una griglia che prevedeva l'annotazione specifica di tredici punti: l'argomento di cui si parla (suddiviso in sette diverse categorie); il luogo dell'interazione; la varietà adoperata dall'informatrice; il fine (transazionale o personale) del dialogo; la forma allocutiva usata; il grado di cordialità e di confidenza dell'interazione; e, riguardo all'interlocutore: se è conosciuto all'informatrice, di che sesso è, che varietà adopera nell'interazione, che grado d'istruzione ha, se è di origine veneta, se è imparentato con l'informatrice, e se si adegua alla varietà proposta dall'informatrice (annotato nei casi in cui questa usi il dialetto veneto o il *Hochdeutsch*).

13 La parlante ha una gerarchia di preferenza basata su principi del genere: se possibile, veneto; se non veneto, se possibile italiano; se non italiano, se possibile *Hochdeutsch*. Un corollario è quindi: se l'interlocutore germanofono sa anche parlare italiano, allora italiano.

il suo normale italiano colloquiale a un registro più impegnato[14]) o il fatto che si tratti di familiari (in questo caso, viene selezionato un registro, appunto, familiare[15] dell'italiano oppure il dialetto; coi figli però il dialetto è essenzialmente escluso, come abbiamo visto).

In conclusione, risulta da questa micro-analisi che il *s.n.* di per sé si mostra in un caso del genere come variabile poco significativa, in quanto il comportamento linguistico non dipende dai rapporti di rete, bensì è dominato dal tipo di interlocutore e dalla sua lingua; il significato linguistico del *s.n.* si risolve quindi in una serie di legami o rapporti tipicamente diadici, in cui l'informatrice persegue un accomodamento fra la gerarchia di preferenza e opportunità delle varietà del proprio repertorio e le varietà di lingua a disposizione degli interlocutori.

Semmai, può risultare interessante, nella prospettiva eventuale di inventariare tipi diversi di *networks* congruenti con diverse collocazioni dei parlanti nel quadro della comunità sociale, delineare il tipo particolare di *s.n.* che troviamo presso emigrati come la nostra informatrice: si tratta di un '*network* comunicativo introiettato', per così dire, orientato verso le varietà della comunità di origine, e basato sul principio 'all'estero, adottare un comportamento linguistico il più possibile come in Italia'; lo stabilirsi di un *network* del genere è naturalmente reso possibile, e favorito, dalla presenza di un consistente gruppo di emigrati di analoga provenienza nella comunità di arrivo, e, marginalmente, da una certa diffusione dell'italiano nel paese ospite.

5.2.Una seconda indagine[16] ha invece preso in esame due giovani, una coppia residente nei dintorni di Zurigo formata da una ventiquattrenne nata a Zurigo da madre zurighese e padre italiano, proveniente dalla provincia di Treviso, e da un ventottenne nato in provincia di Lecce, e residente a Zurigo dall'età di 15 anni. L'informatrice è studentessa di legge all'Università di Zurigo, è bilingue italiano e tedesco con quest'ultimo come lingua dominante. L'informatore ha fatto in Italia le scuole elementari e medie, e dopo l'arrivo in Svizzera ha svolto diversi lavori; al momento dell'indagine era impiegato in una ditta di *software*; tutti i familiari risiedono in provincia di Lecce; anch'egli si

14 Come si nota dalla registrazione di una telefonata per informazioni a un impiegato di banca non conosciuto di lingua tedesca, in cui viene prodotta una pronuncia più controllata ancora che nello stile di lettura (cfr. nota 9), con la realizzazione pressoché categorica chiusa di [ɔ] tonica, e con molte [ɛ] in luogo di [e] come per es. in [saˈpɛre], [ofˈfɛrto], [aˈvrɛj], [pɛr], ecc., nonché con molte realizzazioni geminate delle consonanti.

15 Caratterizzato da frequenti infiltrazioni del dialetto, come per es. nella forma della preposizione *di*, realizzata [de], e nella nasalizzazione totale in [nɜ̃], [kõ] per *non* e *con*; e da una pronuncia trascurata (con moltissimi scempiamenti di consonanti).

16 Questa parte del lavoro è opera di Katja Bluntschli.

può ritenere bilingue, ma con il repertorio distribuito su dialetto salentino, italiano e tedesco (anche qui, ovviamente, nelle due varietà presenti nella diglossia 'mediale' della Svizzera germanofona), e con una competenza maggiore nelle varietà romanze (ha acquisito lo *Schwyzertüütsch* in maniera non guidata, e frequentava ancora al momento dell'indagine un corso di tedesco per stranieri).

Le reti sociali di entrambi gli informatori, che la ricercatrice conosceva e frequentava da tempo[17], sono state ricostruite basandosi fondamentalmente sulle affermazioni dei soggetti stessi. Il criterio con cui sono stati identificati i membri del *s.n.* consisteva nella somma di una certa regolarità di contatto da un lato e di un certo grado di importanza emotiva, che la persona interessata poteva avere per il soggetto, dall'altro. Tale criterio ha portato all'esclusione dall'analisi delle reti comunicative che gli informatori avevano eventualmente in Italia (delle quali comunque si è curato di delineare un abbozzo). Dopo la specificazione dei singoli membri dei relativi *networks* i due informatori dovevano attribuire a ciascun membro la varietà di lingua selezionata nell'interazione con esso, e ricostruire nella maniera più accurata possibile i legami che esistevano fra i vari membri.

Per definire meglio le varietà di lingua parlate dai soggetti, sono state effettuate due registrazioni di mezz'ora l'una, relative a conversazioni informali avvenute a casa dei soggetti con la partecipazione di altre due persone (anch'esse padroneggianti sia l'italiano che il tedesco svizzero); sono state anche registrate alcune conversazioni telefoniche.

Quanto al rilevamento delle effettive varietà di lingua utilizzate dai parlanti nelle singole interazioni, per evitare da un lato la solita genericità di una 'domanda da questionario' del tipo «con X che cosa parla?», e dall'altro le secche di un'osservazione sistematica veramente completa (che avrebbe comportato il seguire gli informatori anche in luoghi e attività in cui non sarebbe stato possibile seguirli), si è proceduto a una innovazione metodologica, coinvolgendo al massimo gli informatori nella ricerca. E' stato infatti elaborato un protocollo standardizzato, sotto forma di una scheda piuttosto ampia ma adatta comunque ad essere compilata in breve tempo, e si è chiesto agli informatori di com-

17 Come già nell'indagine precedente, in cui la ricercatrice faceva parte della famiglia dell'informatrice, anche qui un alto grado di familiarità preesistente all'indagine si è rivelato non solo molto comodo per la conduzione del lavoro, ma anche assai utile, in quanto ha fra l'altro permesso di coinvolgere direttamente i soggetti studiati nello svolgimento della ricerca (v. oltre, e cfr. su questo punto Milroy 1987, 90).

pilare essi stessi il protocollo immediatamente dopo ogni interazione verbale con un membro del *network*[18].

L'obiettivo principale di questa indagine consisteva nel determinare il rapporto fra le diverse (sotto)reti comunicative in cui è inserito il parlante e le varietà di lingua impiegate da parte di soggetti con competenza assai più ampia del lato tedesco del repertorio rispetto al caso precedente, quale si trova tipicamente nella seconda generazione e nei giovani italiani emigrati. Si è voluto inoltre confrontare il quadro risultante dalle informazioni indirette dei soggetti circa le varietà secondo loro in opera nelle diverse (sotto)reti con quello ottenuto mediante l'autorilevamento diretto attraverso i protocolli.

Il *s.n.* della nostra informatrice comprende 52 persone, con 5 delle quali vi sono rapporti molteplici; si può dividere in sei sottoreti, corrispondenti rispettivamente alla sfera della famiglia (9 legami), del tempo libero e delle amicizie (17 legami), del vicinato (9 legami), dell'ambiente universitario (9 legami), del lavoro (6 legami) e dello sport (7 legami). Solo la rete sociale relativa allo sport è completamente chiusa (densità 100%), mentre la densità delle altre varia dal 20,9% (tempo libero e amicizie) al 66,6% (lavoro); nelle reti del lavoro e dello sport, inoltre, non vi sono rapporti molteplici, mentre il grado di molteplicità delle altre reti va dall'11,1% della famiglia al 33,3% dell'università.

Per quanto riguarda la (varietà di) lingua impiegata, spicca il fatto che nelle sottoreti più chiuse, sport e lavoro, la sola lingua usata è lo *Schwyzertüütsch*, mentre nelle altre sottoreti l'italiano coesiste e si alterna con lo svizzero tedesco. I legami monolingui italiani sono però solo il 6% nella rete familiare e il 22% nella rete delle amicizie, mentre nel 53% dei legami con gli amici e nel 33% dei legami coi familiari l'italiano è impiegato in alternanza con lo *Schwyzertüütsch*. Nel complesso la lingua più usata dall'informatrice è comunque lo svizzero tedesco, che, da solo o in alternanza con l'italiano, copre in ogni sottorete sempre almeno più di metà dei legami. E' però rilevante l'elevata presenza della commutazione di codice, che costituisce, com' è noto[19], un modello comunicativo fondamentale per i giovani bilingui in Svizzera.

Il *s.n.* dell'informatore comprende 62 persone, con 7 delle quali vi sono rapporti molteplici; si può dividere anch'esso in sei sottoreti, corrispondenti rispettivamente alla sfera della famiglia (19 legami), del tempo libero e delle

18 La scheda predisposta richiedeva l'annotazione di: sesso, età presunta o reale, lingua madre, grado d'istruzione e ceto dell'interlocutore; se si trattasse di un parlante conosciuto o no; che tipo di rapporto comunicativo fosse e quale fosse l'allocutivo usato; l'ora, il luogo e la durata in minuti dell'interazione; il suo carattere personale oppure transazionale; l'argomento; il fine dell'interazione e il suo raggiungimento o meno; e, per l'informatore e l'interlocutore, quale fosse la varietà di lingua usata (dialetto italiano, italiano regionale, italiano standard, *Schwyzertüütsch*, *Hochdeutsch*), l'atteggiamento (freddo, distaccato, neutro, cortese, amichevole, intimo, ecc.), la chiave (seria/scherzosa, accurata/trascurata), il tono (adirato, calmo, annoiato, a voce alta, mormorando, sbrigativo, impegnativo, ecc.), altre attività (gesti, movimenti, ecc.).

19 Cfr. per es. sulla commutazione di codice in giovani italiani Pizzolotto (1991).

amicizie (14 legami), del vicinato (5 legami), degli acquisti (8 legami), del lavoro (16 legami), dello sport (7 legami). Nessuna sottorete è chiusa: la densità varia dal 25% (sfera degli acquisti) al 73,3% (vicinato; tendenzialmente il grado di apertura sembra aumentare con il crescere dei legami di confidenzialità fra gli individui). Nelle sottoreti degli acquisti e del lavoro non vi sono rapporti molteplici, mentre il grado di molteplicità nelle altre sottoreti va dal 5,3% della sfera familiare a ben il 71,4% della sfera dello sport.

Rispetto al *s.n.* della compagna, in quello dell'informatore acquista un ruolo rilevante il dialetto italiano, che copre il 58% dei legami familiari, e, da solo e in alternanza con l'italiano, fra un terzo e la metà dei legami nello sport e nel tempo libero. Lo *Schwyzertüütsch*, come codice esclusivo o in associazione con l'italiano, domina tuttavia nei legami di vicinato, degli acquisti e del lavoro; il *Hochdeutsch* è presente, in alternanza con il tedesco svizzero, nella sottorete del lavoro e in quella familiare. L'italiano ha una presenza forte, da solo o associato al dialetto italiano o allo *Schwyzertüütsch*, nella sottorete del tempo libero e in quella degli acquisti. Nel complesso, colpisce nel *s.n.* dell'informatore la gamma molto distribuita delle varietà del repertorio nei diversi usi: nessuna sottorete è monolingue, anzi le tre varietà fondamentali (dialetto italiano, italiano e *Schwyzertüütsch*) sono tutte almeno marginalmente presenti in ogni sottorete, se si eccettuano il vicinato e il lavoro per il dialetto italiano. Anche in questo caso emerge un'occorrenza rilevante della commutazione di codice, sia per italiano/dialetto che per italiano/*Schwyzertüütsch*.

L'analisi delle reti comunicative mostra altresì che quando l'informatore si trova di fronte a una persona che padroneggia sia l'italiano che il tedesco (svizzero) preferisce usare l'italiano o almeno la combinazione di tedesco svizzero e italiano con prevalenza dell'italiano: infatti la combinazione di tedesco svizzero e italiano con maggior uso del primo non compare nelle sottoreti della famiglia, del vicinato e del lavoro. Inoltre il dialetto italiano compare nei vari legami che lo ammettono o da solo o in combinazione con l'italiano, e mai con lo *Schwyzertüütsch*: l'imbricazione che si verifica nelle varie sottoreti corrisponde quindi a un repertorio tutto sommato ben separato in tre modalità, una modalità 'italiana' (italiano più dialetto; che è la modalità preferita dal nostro parlante), una modalità 'tedesca' (*Schwyzertüütsch* e, quando sia il caso, *Hochdeutsch*), e una modalità 'mista' (italiano e *Schwyzertüütsch*). Va poi osservato, a dimostrazione della forte componente integrativa che ha il comportamento linguistico del parlante, che dalle registrazioni emerge una tendenza all'ipercorrezione, all'esagerazione di tratti locali, nello *Schwyzertüütsch* a base zurighese che gli è proprio[20].

20 Il nostro informatore iper-pronuncia infatti la realizzazione molto arretrata, velare, della [a] tonica, rendendola quasi una [ɔ] ([ˈmɔxən] per [ˈmaxən]); e sovraestende la pronuncia uvulare della [x] ([milx] per [milç]). I due tratti sono evidentemente sentiti come tipici dello zurighese.

Comparando la ricostruzione indiretta delle reti sociali e della selezione delle varietà nei vari legami con i protocolli delle interazioni dirette, risulta una fortissima congruenza dei dati. Sia per l'informatrice che per l'informatore i protocolli confermano pienamente il quadro generale e i dettagli particolari, con la predominanza dello *Schwyzertüütsch* per lei (che non usa mai, nelle interazioni rilevate, le combinazioni escluse nella ricostruzione del *s.n.*, vale a dire italiano e dialetto italiano – veneto – con prevalenza dell'italiano e tedesco e tedesco svizzero con prevalenza del tedesco; mentre tutte le altre combinazioni previste risultano effettivamente attestate) e dell'italiano (e dialetto salentino) per lui (che seleziona il tedesco solo in interazioni con persone che non sanno l'italiano, cioè solo quando le circostanze lo richiedono espressamente). Appare nel complesso, quindi, una netta coerenza tra il comportamento messo in opera dai parlanti (a meno di non supporre una concreta volontà di mentire nella compilazione dei protocolli ...) nelle situazioni effettive e quello che essi pensano di avere in astratto.

5.3. Che cosa si può ricavare da queste due applicazioni (certamente di per sé poco rappresentative, ma comunque qualitativamente degne di considerazione) del *s.n.* a situazioni di plurilinguismo da emigrazione, per la riflessione metodologica generale? Sulla base della discussione abbozzata in 4., vorremmo isolare due punti fondamentali secondo cui valutare i due casi svizzeri: anzitutto, il guadagno di informazione apportato dall'utilizzazione del *s.n.* (pertinente soprattutto nell'indagine di T. Carraro); in secondo luogo, il guadagno di informazione portato dall'osservazione diretta, nella forma della innovazione di metodo illustrata sopra (pertinente soprattutto nell'indagine di K. Bluntschli).

Possiamo certamente dire che l'analisi in termini di *s.n.* ha consentito una descrizione molto più sottile e dettagliata, con molte precisazioni e un notevole grado di *delicacy*, rispetto a quanto ricavabile dalle tradizionali analisi macro-sociolinguistiche; per i singoli casi, essa ha certamente un valore descrittivo, e presumibilmente interpretativo, superiore a qualunque altro tipo di analisi sinora praticato. Tuttavia, non emergono novità significative, aspetti non considerati o non rilevati dalla ricerca precedente, che cambino il quadro delle nostre conoscenze: il guadagno di informazione è in altri termini quantitativo, nella precisione e nella gamma dei lineamenti dell'oggetto di indagine, e non qualitativo, nella natura delle cose che si sanno. L'applicazione del *s.n.* si configurerebbe quindi come un utile completamento e integrazione dell'analisi sociolinguistica, ma difficilmente come un approccio globale alternativo.

Circa il secondo dei punti suaccennati, va detto che anche qui c'è certamente un aumento della precisione e della 'sicurezza' dell'informazione, ma che d'altra parte quanto acquisito in base al rilevamento indiretto non appare, nel no-

159

stro caso particolare, messo in discussione dal rilevamento diretto, che vale anzi come conferma generale dei dati risultanti secondo l'approccio 'da questionario'. Anche l'osservazione diretta, in rapporto all'inchiesta indiretta, pare costituire un utile e proficuo complemento dell'indagine, ma non confuta affatto l'attendibilità del quadro ottenuto altrimenti (beninteso, quando il ricercatore conosca già sufficientemente i lineamenti generali della situazione indagata).

Dai tentativi di indagine micro-sociolinguistica presentati in 5.1. e 5.2. sono peraltro emersi alcuni problemi aperti. Il primo di essi consiste nello stabilire quale sia il modo migliore di avere accesso al *s.n.*. Pare si possa dire che esistono sostanzialmente tre metodi: uno in cui il ricercatore non ha accesso diretto al *network*, e cioè far ricostruire all'informatore stesso il suo *s.n.* (attraverso conversazioni guidate, interviste, questionari parziali, ecc.); e due in cui il ricercatore ha accesso al *network*, e cioè o accedere al *s.n.* come 'amico di amici' (è l'approccio seguito per es. da Milroy 1980, e previsto da Amaturo-Klein 1989), integrandosi nella rete, o sottoporre ad osservazione la vita quotidiana globale dell'informatore.

Il primo metodo è certamente il meno soddisfacente in linea di principio, ma ha naturalmente il grosso vantaggio della facile praticabilità e della possibilità di ritornare più volte sui punti non esaurientemente decifrati; permette inoltre (Labrie 1988, 224) di focalizzare l'indagine «on the perception the individual has of the members belonging to his network», il che pare particolarmente augurabile quando non si voglia ridurre il *s.n.* a mero computo meccanico dell'esistenza di legami fra individui, ma si sottolinei invece, com'è opportuno, il carattere di costruzione sociale e di rappresentazione che la rete di appartenenza ha per ogni suo membro.

Il terzo metodo incorre in pieno nel problema dell'incompletezza 'costituzionale' del *network* osservabile, della potenziale inattingibilità di tutti i membri, centrali e periferici, del *network*, a cui si è già accennato (fatta salva la pratica impossibilità di osservare 'tutto' nella vita di relazione di una persona, già più volte segnalata). Quando arrestare l'osservazione? E come differenziare, sulla sola base dell'osservazione, i legami forti e stretti per struttura e carattere delle interazioni da quelli deboli e laschi?

E' indubbio che il secondo parrebbe il metodo più appropriato in un'ottica pragmatico-interazionale: occorre però tener conto del fatto che, in particolare in reti sociali in cui sia pertinente la scelta fra diverse lingue o varietà di lingua, l'ingresso di un 'amico di amici' nella trama di interazioni comunicative può introdurre un fattore non del tutto irrilevante di disturbo (cfr. Boissevain 1987). Insomma, occorre certamente una massa più importante di ricerche, prima di potersi pronunciare; senza contare che una ragionevole integrazione di più metodi, come per es. interviste approfondite con l'informatore in paral-

lelo a (campioni di) osservazione, parrebbe in fondo l'approccio migliore e di gran lunga più opportuno, specie quando il ricercatore abbia conoscenze previe della situazione, com'è nel caso, frequentissimo in sociolinguistica, in cui egli sia partecipe della macro-cultura e società in cui si effettua la ricerca.

Il secondo problema aperto consiste nel rapporto generale fra valore del *s.n.* e selezione delle varietà del repertorio, collegato alla necessità di passare da un livello meramente descrittivo a un livello interpretativo (v. Dittmar 1989), come si è fatto per il rapporto fra *s.n.*, variazione intralinguistica e mutamento linguistico. Qual è la specificità della nozione per l'analisi del plurilinguismo da emigrazione? Può rivelarci cose nuove, farci scoprire nuove relazioni tra i fatti, consentire spiegazioni altrimenti irraggiungibili? Un tentativo in questa direzione è quello di Labrie (1988), che mette in correlazione tre diversi tipi di dinamiche nel *network* (cioè, di strutture e orientamenti prevalenti tra i legami e le diverse sottoreti che lo formano) con diversi tipi di *code switching* fra gli emigrati italiani a Montreal, postulando le seguenti corrispondenze: «– multiethnic dynamics: intrasentential code-switching; – ethnocentric dynamics: extrasentential code-switching; – monoethnic dynamics: emblematic code-switching» (Labrie 1988, 229); il che permetterebbe di prevedere, dato il carattere del *network*, il tipo preferenziale di commutazione di codice. Ma certamente il valore teorico del concetto di *s.n.* nella ricerca sul plurilinguismo è da sviluppare ulteriormente.

6. Osservazioni conclusive.

A chiosa di questa nostra discussione, possiamo dire in generale che, quanto all'applicazione del *s.n.* in sociolinguistica, l'orientamento più corretto sembra quello, sottolineato con particolare chiarezza e buona argomentazione da Milroy (1992) e da Milroy-Milroy (1992), di relativizzare il valore del *s.n.*, che è certamente uno strumento assai benvenuto per l'analisi sociolinguistica e ci permette di sapere molte cose interessanti, ma non va assolutizzato come un *passepartout*.

Il *s.n.* può essere sicuramente utilizzato con profitto[21], ma non come variabile *in toto* alternativa, sostitutiva, bensì come variabile aggiuntiva, complementare, essendo, come nota Milroy (1987, 104–105) una variabile connessa con l'identità sociale del parlante e non con la sua collocazione sociodemografica. Se le tradizionali variabili indipendenti nella ricerca sociolinguistica

21 Si potrebbe anche dire che l'analisi basata sulle variabili consuete, e in primo luogo sulla stratificazione sociale, descrive e illumina la variazione 'a grana grossa', fatti attinenti al sistema; mentre l'analisi di *s.n.* descrive e illumina i dettagli, gli aspetti più particolari, e fatti attinenti all'interazione. In questo senso, le due analisi si integrano a vicenda molto bene.

(strato o classe, gruppo etnico, classe di età, sesso, dominio, situazione, ecc.) sembrano a molti parzialmente o del tutto inadeguate per cogliere le effettive ragioni specifiche, e soprattutto il senso profondo, di tale o tal altro comportamento o atteggiamento linguistico, l'adozione del *s.n.* non è comunque scevra di problemi. Problemi che a ben vedere sono connessi più in generale con l'impostazione 'interpretativa' nella ricerca sociolinguistica, di cui l'approccio basato sul *s.n.* è diventato parte importante[22].

C'è a nostro avviso un potenziale pericolo di fondo, nelle ricerche a metodologia esclusivamente interazionistica, funzionale, di ispirazione etnometodologica; ed è quello di un eccessivo 'eticismo', di una rinuncia alla categorizzazione forte e all'astrazione, di un prevalere della minuta casistica infinitamente variabile dei fatti quotidiani, che può sì essere sottoposta a stringente ermeneutica e analizzata in termini di 'contestualizzazione' (Gumperz 1984), ma al costo di un potere generalizzante pressoché nullo. La volontà, certamente meritoria e degna di grande attenzione in una 'linguistica dal volto umano' quale la sociolinguistica ambirebbe pur essere, di inseguire sin nei minimi dettagli l'inesauribile molteplicità della vita reale quotidiana rischia di sfociare – è sempre una nostra impressione, che vorremmo proporre alla discussione – in una sorta di 'sociolinguistica frattale', e non deve perdere di vista le generalizzazioni e la riduzione del complesso, molteplice e soggettivo a categorie fondamentali, distinte e oggettive di riferimento. Se ci si consente un riferimento scherzoso e non istituzionale, Eco (1992, 157–163) ha pur dimostrato *ad abundantiam* l'impossibilità teorica e pratica di costruire una «mappa dell'impero uno a uno»: obiettivo metaforicamente non così paradossale, in fondo, in qualche lavoro di microsociolinguistica.

Da questo punto di vista, il concetto di *s.n.* in sé rischia di essere quasi tautologico e non esplicativo, giacché rimanda a un'infinità perennemente variabile di singoli *networks*: è difficilmente immaginabile che anche solo due diverse persone abbiano precisamente lo stesso *network*. La nozione possiede in questo senso uno statuto evidentemente diverso rispetto a quello delle categorie a cui viene più facilmente contrapposta, e cioè strato sociale e dominio fishmaniano.

Tornando, infine, all'opposizione generale di metodo fra tecniche dirette e indirette di raccolta e trattazione dei dati (cfr. 4.), occorre dire che, se pren-

22 Non abbiamo qui lo spazio per discutere ulteriormente i rapporti fra l'utilizzazione della nozione di *s.n.* e il modello dell' 'adattamento' o 'accomodamento' sviluppato dalla psicologia sociale del linguaggio (in specie Giles) da un lato, e quello degli 'atti di identità' di Le Page dall'altro, entrambi rilevanti per capire meglio il valore esplicativo eventuale del *s.n.* e per chiarirne la collocazione all'interno dell'attuale teoria e metodologia sociolinguistica. Ci porteremmo comunque ancor più addentro al dibattito circa le impostazioni interazionistiche e quelle deduttivistiche (su cui v. Esser 1988).

diamo alla lettera il principio etnoantropologico propugnato per es. da Sanga (1991), per ricostruire il *s.n.* e la distribuzione in esso delle varietà di lingua bisognerebbe sottoporre ad osservazione continuativamente, nella loro completezza, segmenti interi di vita dei soggetti. Ora, questo da un lato è impossibile praticamente e tecnicamente (si pensi alle occasioni intime, ecc.), dall'altro è opinabile anche dal mero punto di vista dell'economia dell'indagine (si pensi all'alto numero di situazioni ripetitive che occorrerebbero, alla forte ridondanza e banalità di molti aspetti del comportamento osservato, ecc.). Se per Sanga (1991, 168) l'inchiesta con questionario «delega, abusivamente e surrettiziamente, all'informatore un compito del ricercatore», l'assolutizzazione dell'osservazione sarebbe al contrario delegare al linguista la partecipazione alla vita dell'informatore in tutti i suoi fatti più minuti e meno delegabili.

Quel che è auspicabile è, sempre, un ragionevole e critico eclettismo di metodi. Crediamo che questo valga così per l'analisi di *s.n.* come per ogni aspetto della ricerca in sociolinguistica.

Romanisches Seminar der
Universität Zürich
CH-8028 Zürich

Gaetano Berruto
Katja Bluntschli
Tiziana Carraro

Bibliografia

Amaturo, Enrica-Klein, Gabriella (1989): Un approccio etnografico allo studio del rapporto tra lingua e comunicazione a Napoli. In: Klein (1989a), 145–158.

Ammon, Ulrich; Dittmar, Norbert; Mattheier, Klaus J. (Hrsg.) (1987, 1988): *Sociolinguistics/Soziolinguistik*, Berlin/New York, de Gruyter, XXXV-1912 p., I. Halbband 1987, ISBN 3-11-009694-3, II. Halbband 1988, ISBN 3-11-011645-6.

Atteslander, Peter (1988): Befragung. In: Ammon-Dittmar-Mattheier, II, 940–950.

Auer, Peter; di Luzio, Aldo (Hrsg.) (1984): *Interpretive Sociolinguistics. Migrants-Children-Migrant Children*, Tübingen, Gunter Narr, X-283 p., ISBN 3-87808-320-3.

Auwärter, Manfred (1988): Das Experiment in der Soziolinguistik. In: Ammon-Dittmar-Mattheier, II, 922–931.

Berruto, Gaetano (1991): Note sul repertorio linguistico degli emigrati italiani in Svizzera tedesca. In: *Linguistica XXXI*, 1, 61–79.

Berruto, Gaetano (1992): Sociolinguistica e teoria linguistica. In: Fortunati, Vita (a cura di): *Bologna, la cultura italiana e le letterature straniere moderne. III*, Ravenna, Longo Editore, 198 p., 61–70.

Blom, Jan Petter; Gumperz, John J. (1968): Fattori sociali determinanti il comportamento verbale. In: *Rassegna italiana di sociologia 9*, 301–329.

Boissevain, Jeremy (1987): Social Network. In: Ammon-Dittmar-Mattheier, I, 164–169.

Bourdieu, Pierre (1984): Capital et marché linguistique. In: *Linguistische Berichte 90*, 3–24.

De Pietro, Jean-François; Lüdi, Georges; Papaloïzos, Lilli (1989–90): Une communauté francophone en milieu germanophone: Identité linguistique et réseaux de sociabilité dans la ville de Bâle. In: *Langage et Société 50–51*, 93–115.

163

Dittmar, Norbert (1988): Quantitative-qualitative Methoden. In: Ammon-Dittmar-Mattheier, II, 879–892.
Dittmar, Norbert (1989): *Variatio delectat. Le basi della sociolinguistica*, Galatina, Congedo Editore, 259 p., ISBN 88-77863722.
Dittmar, Norbert; Schlobinski, Peter (1985): Die Bedeutung von sozialen Netzwerken für die Erforschung von Ortssprachen. In: Besch, Werner; Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Ortssprachenforschung*, Berlin, Erich Schmidt, 319 p., ISBN 3-503-0022171, 158–188.
Downes, William (1984): *Language and Society*, London, Fontana, 384 p., ISBN 0-00-636185-4.
Eco, Umberto (1992): *Il secondo diario minimo*, Milano, Bompiani, 344 p., ISBN 88-452-1833-3.
Esser, Hartmut (1988): Ethnomethodologische/interaktionistische versus deduktive Untersuchungstypen. In: Ammon-Dittmar-Mattheier, II, 873–878.
Fasold, Ralph (1990): *Sociolinguistics of Language*, Oxford, Basil Blackwell, X-342 p., ISBN 0-631-13825-0.
Franceschini, Rita; Matthey, Marinette (1989): Migration interne en Suisse: premiers constats et hypothèses. In: Py, Bernard; Jeanneret, René (eds.): *Minorisation linguistique et interaction*, Neuchâtel/Genève, Faculté des lettres/Librairie Droz, 236 p., 97–108.
Gal, Susan (1979): *Language shift: Social determinants of linguistic change in bilingual Austria*, San Francisco, Academic Press, XII-201 p., ISBN 0-12-273750-4.
Gumperz, John J. (1964): Linguistic and Social Interaction in Two Communities. In: *American Anthropologist 66, 6, 2*, 137–154.
Gumperz, John J. (1984): Ethnography in urban communication. In: Auer-di Luzio, 1–12.
Hymes, Dell (1974): *Foundations in Sociolinguistics. An Ethnographic Approach*, London, Tavistock, X-248 p., ISBN 0-422-74810-2.
Jaakkola, Magdalena (1983): Language, life style and social networks of Finnish immigrants in Sweden. In: Dabène, Louise; Flasquier, Monique; Lyons, John (eds.): *Status of migrants' mother tongues/Le statut des langues d'origine des migrants*, Strasbourg, European Science Foundation, 210 p., 101–117.
Klein, Gabriella (1989): Un breve panorama storico della sociolinguistica urbana e una premessa teorica per una ricerca a Napoli. In: Klein (1989a), 9–27.
Klein, Gabriella (a cura di) (1989a): *Parlare in città. Studi di sociolinguistica urbana*, Galatina, Congedo Editore, 159 p., ISBN 88-77863730.
Labov, William (1966): *The social stratification of English in New York City*, Washington (D.C.), Center for Applied Linguistics, VIII-483 p., ISBN 0-87281-149-2.
Labov, William (1973): The linguistic consequences of being a lame. In: *Language in Society 2*, 81–115.
Labrie, Normand (1988): *Social Networks and Code-Switching: a Sociolinguistic Investigation of Italians in Montreal*. In: Dittmar, Norbert; Schlobinsky, Peter (eds.): *The Sociolinguistics of Urban Vernaculars. Case Studies and their Evaluation*, Berlin/New York, de Gruyter, XVIII-277 p., ISBN 3-11-010534-9, 217–231.
Lippi-Green, Rosina L. (1989): Social network integration and language change in progress in a rural alpine village. In: *Language in Society 18*, 213–234.
Ludi, Georges (1992): Internal migrants in a multilingual country. In: *Multilingua 11*, 45–73.
Ludi, Georges; De Pietro, François; Papaloizos, Lilli (1988): A foreigner in one's own country: Linguistic dimensions of internal migration in Switzerland. Paper read at the *1st Symposium on Bilingualism* (Hamburg 8–10.9.1988), 18 p.
Ludi, Georges; Py, Bernard (1991): *Changement de langage et langage du changement. Migration interne, contacts linguistiques et conversation*. Bâle, V-23p.
Ludtke, Hartmut (1988): Beobachtung. In: Ammon-Dittmar-Mattheier, II, 911–921.
Milroy, Lesley (1980): *Language and Social Networks*, Oxford, Basil Blackwell, XII-218 p., ISBN 0-631-12591-4.
Milroy, Lesley (1987): *Observing and Analysing Natural Language*, Oxford, Basil Blackwell, XIV-230 p., ISBN 0-631-13623-1.
Milroy, James (1992): *Linguistic Variation and Change. On the Historical Sociolinguistics of English*, Oxford, Basil Blackwell, XII-243 p., ISBN 0-631-14366-1.

BEST COPY AVAILABLE

Milroy, Lesley; Li Wei (1991): A social network perspective on code-switching and language choice: the example of the Tyneside Chinese community. In: *Papers for the Symposium on Code-Switching in Bilingual Studies: Theory, Significance and Perspectives*, I, Strasbourg, European Science Foundation, 272 p., 233–252.

Milroy, Lesley; Milroy, James (1992): Social network and social class: Toward an integrated sociolinguistic model. In: *Language in Society 21*, 1–26.

Mioni, Alberto M. (1991): Il punto di vista della sociolinguistica. In: *Rivista italiana di dialettologia 15*, 17–34.

Pizzolotto, Giuseppe (1991): *Bilinguismo ed emigrazione in Svizzera. Italiano e commutazione di codice in un gruppo di giovani*, Bern, Peter Lang, 243 p., ISBN 3-261-04371-7.

Preston, Dennis R. (1987): Domain-, Role- or Network Specific Use of Language. In: Ammon-Dittmar-Mattheier, I, 690–699.

Rindler Schjerve, Rosita (1987): *Sprachkontakt auf Sardinien. Soziolinguistische Untersuchungen des Sprachenwechsels im ländlichen Bereich*, Tübingen, Gunter Narr, XIV-405 p., ISBN 3-87808-415-3.

Romaine, Suzanne (1984): The status of sociological models and categories in explaining language variation. In: *Linguistische Berichte 90*, 25–38.

Salami, L. Oladipo (1991): Diffusion and focusing: Phonological variation and social networks in Ile-Ife, Nigeria. In: *Language in Society 20*, 217–245.

Sanga, Glauco (1991): I metodi della ricerca sul campo. In: *Rivista italiana di dialettologia 15*, 165–181.

Sobrero, Alberto (1991): Intervento alla tavola rotonda su «Dialettologia urbana e analisi geolinguistica», Palermo, Centro di studi filologici e linguistici siciliani, 46 p.

Sobrero, Alberto A., (a cura di) (1992): *Il dialetto nella conversazione. Ricerche di dialettologia pragmatica*, Galatina, Congedo Editore, 203 p., ISBN 88-77865075.

Sobrero, Alberto A.; Romanello, Maria T.; Tempesta, Immacolata (1991): *Lavorando al Nadir. Un'idea per un atlante linguistico*, Galatina, Congedo Editore, 139 p., ISBN 88-77864583.

Spolsky, Bernard (1988): Tests in Sociolinguistics. In: Ammon-Dittmar-Mattheier, II, 932–940.

Trudgill, Peter (1974): *The Social Differentiation of English in Norwich*, Cambridge, University Press, X-211 p., ISBN 0-521-29745-1.

La Suisse alémanique: un cas type de diglossie?

Employé d'abord pour parler de la situation linguistique en Grèce, le terme de *diglossie* a été introduit en sociolinguistique par Charles A. Ferguson (1959), qui appelle ainsi un bilinguisme socialisé, où les deux langues en présence (ou les deux variétés de la même langue[1]) assument des fonctions différentes. Ferguson désigne ces deux langues par les lettres H (=high) et L (=low), alors que les sociolinguistes catalans utilisent les lettres A (=alt) et B (=baish). De fait, la langue A (ou H) est une langue de prestige, standardisée et codifiée, enseignée à l'école. Son prestige ne suffit pourtant pas nécessairement à déloger la langue B (ou L), vu que celle-ci se parle dans les familles et qu'elle est, partant, la première langue apprise par les enfants. Dans une situation de diglossie, les deux langues se trouveraient ainsi dans un équilibre, qui, pour être précaire, peut néanmoins se montrer fort durable.

Voici le portrait tout à fait positif de la diglossie que Ferguson a brossé, en s'appuyant notamment sur le cas de la Suisse alémanique, qui apparaît chez lui comme un cas type de diglossie.

Telle n'est pourtant pas l'opinion des sociolinguistes catalans, qui ont une conception complètement différente, très négative, de la diglossie. Ce contraste a déjà frappé d'autres observateurs:

> A noter que pour les sociolinguistes américains de Ferguson à Fishman la «diglossie» était un phénomène normal, allant de soi, observable dans toutes les communautés linguistiques du monde, par contre pour les linguistes catalans de Ninyoles et Vallverdú à Badia Margarit un état pathologique, une infirmité qui aurait frappé la Catalogne et qu'il s'agit de guérir. (Wandruszka 1982: 127)

Pour les sociolinguistes catalans et pour ceux qui les suivent, notamment les sociolinguistes occitans, la diglossie serait irrémédiablement conflictuelle, et mènerait fatalement à la *substitution* de la langue B par la langue A, processus contre lequel il n'existerait qu'un seul remède: la *normalisation* de la langue B (cf. notamment Ninyoles[2] 1975: 61–65). Par normalisation, il faut entendre la création d'une langue standard, processus qui doterait la langue B d'un prestige semblable à celui de la langue A.

Cette conception de la diglossie comme conflit linguistique est apparemment en désaccord avec ce qui se passe en Suisse alémanique, où la diglossie n'est pas ressentie comme conflictuelle. Il arrive d'ailleurs que le cas de la diglossie «neutre» de la Suisse alémanique soit cité par ceux qui considèrent la

1 Ferguson n'envisageait au fond que le cas où deux variétés de la même langue sont en présence. C'est Fishman (1967) qui a proposé le premier d'appliquer également ce terme aux cas où deux langues différentes, l'une dialectalisée, l'autre standardisée, s'affrontent.

diglossie comme conflictuelle, mais alors à titre d'exemple atypique, exceptionnel (cf. Vallverdú 1979:21; Kremnitz 1990:36; Boyer 1991:10). La Suisse alémanique ne serait-elle donc pas un cas type de diglossie?

Comment se fait-il, en effet, que la diglossie puisse susciter des jugements aussi contradictoires? C'est sans doute parce que le terme de diglossie recouvre dans le cas de l'occitan, du catalan ou du suisse-allemand des réalités tellement différentes (cf. Wüest 1992) qu'on peut se demander s'il est raisonnable de les subsumer sous la même appellation. Même à l'intérieur du domaine catalano-occitan, la situation linguistique n'est pas uniforme, et cela me semble aussi être la raison pour laquelle la politique de normalisation linguistique, préconisée par les sociolinguistes catalans et occitans, s'est montrée d'une efficacité très inégale.

En ce qui concerne la *generalitat de Catalunya*, on peut juger le bilan comme globalement positif (cf. p.ex. Boyer 1991:203-249), même si le problème de la coexistence – inévitable – du catalan avec le castillan n'est toujours pas résolu. Le bilan est certainement moins positif en ce qui concerne les autres pays catalans. Dans la province de Valence, le fait que la normalisation du catalan repose essentiellement sur le dialecte barcelonais pose manifestement un problème. Mais c'est en Catalogne Nord, dans le Roussillon, que la situation linguistique paraît la plus inquiétante. Alexander Wanner (1993), qui a enquêté dans deux villages comparables, situés des deux côtés de la limite occitano-catalane, Salses (Pyrénées-Orientales) et Sigean (Aude), n'a pu déceler aucun signe d'une reconquête linguistique ni dans l'un ni dans l'autre des deux villages. Si la situation paraît néanmoins moins dramatique à Salses qu'à Sigean, c'est que le recul de la langue traditionnelle a commencé tout simplement une génération plus tard dans le village catalan que dans le village occitan.

C'est donc dans le domaine occitan que la substitution linguistique est la plus avancée. Et, s'il faut reconnaître que les occitanistes ont réussi à sensibiliser une partie de la population au problème linguistique – mais il s'agit surtout de la jeunesse intellectuelle, elle-même très désoccitanisée –, les enquêtes sociolinguistiques récentes (cf. Hadjadj 1983, Kristol/Wüest 1985, Meisenburg 1985, Rogge 1987, Markhof 1987, *Rapport d'étude* 1991, Wüest/Kristol 1993 entre autres) montrent que cela n'a pas permis d'enrayer tant soit peu le recul de la langue occitane. Il n'y a apparemment qu'une seule exception, le val d'Aran (vath d'Aran), qui, bien que situé au nord des Pyrénées, fait partie de la *generalitat de Catalunya* et profite de ce fait (depuis peu) d'une autre politique linguistique. Mais la raison la plus importante pour la bonne conservation du dialecte aranais, c'est que, dans la plupart des familles, on a continué de le transmettre aux enfants (cf. Climent 1986).

Les enquêtes sociolinguistiques en domaine d'oc révèlent en effet qu'il y a eu à un moment donné une véritable rupture dans la transmission de la langue

traditionnelle: c'est le moment où les parents ont cessé de parler occitan avec leurs enfants de peur de compromettre leur carrière scolaire. Cela revient évidemment à mettre en cause de façon fondamentale l'équilibre entre les deux langues en présence, car ce qui rend la langue B résistante vis-à-vis de la langue A, c'est sans doute le fait qu'elle se parle dans les familles, ce qui a comme conséquence, comme nous l'avons déjà dit, qu'elle est la première langue apprise par les enfants.

Il s'ajoute à cela que, dans une diglossie «neutre», chaque langue possède des domaines qui lui sont propres. Cela est particulièrement évident en Suisse alémanique, où l'on parle d'une *mediale Diglossie*, ce qui veut dire que le partage entre l'allemand standard et les dialectes alémaniques correspond à peu près à celui entre «code écrit» et «code oral», partage qu'on observe aussi dans des situations «monolingues». John Gumperz (1962) avait même proposé – sans beaucoup de succès, il est vrai – d'appliquer le terme de diglossie à des cas où l'on a simplement affaire à deux registres de la même langue en fonctionnalité complémentaire.

Mais même dans des situations que je qualifierais de «microdiglossiques», l'existence d'un domaine réservé à la langue B peut fortement contribuer à sa survie. Or, la faiblesse actuelle de l'occitan tient non seulement au fait qu'il ne se transmet plus normalement d'une génération à l'autre, mais aussi au fait qu'il n'a plus de domaine d'emploi incontesté[2]. Au début de ce siècle, à une époque où les villes étaient déjà francophones, l'occitan réussissait encore à se maintenir comme la langue de la vie agricole. Il a fini par perdre ce dernier bastion pour des raisons essentiellement économiques et démographiques. Les transformations profondes que l'agriculture française a connues surtout depuis la dernière guerre mondiale ont fait chuter de façon dramatique le nombre des agriculteurs. La plupart des jeunes ont ainsi dû chercher du travail ailleurs, de sorte que la base démographique de l'occitan s'est littéralement effritée.

On voit mal, dans ces circonstances, ce que la normalisation de la langue pourrait changer à cet état de choses. A mon avis, Joshua Fishman (1991) a raison quand il pense qu'il faut distinguer deux étapes dans le rétablissement d'une langue menacée: une première étape doit mener à la restauration d'une diglossie telle qu'elle fonctionne dans des pays comme la Suisse alémanique, alors que la seconde consiste en un dépassement d'une telle diglossie, afin d'imposer l'emploi de la langue B dans des contextes formels (école, administration, mass media, etc.), réservés jusqu'à présent à la langue A. Dans ce dernier cas, la normalisation ne sera pas seulement utile, mais tout à fait indispensable, car la langue A est par définition une langue normalisée. Elle s'em-

2 En Gascogne, où l'occitan se maintient un peu mieux qu'ailleurs, le marché au bétail apparaît encore comme un domaine réservé à l'expression dialectale.

ploie en effet dans des contextes où la fonction identitaire de la langue s'efface complètement derrière sa fonction communicative, et où la dialectalisation apparaît uniquement comme un obstacle.

Dans le cas de la *generalitat de Catalunya*, la normalisation peut ainsi apparaître comme une mesure appropriée, car la Catalogne a gardé une diglossie encore largement intacte, quoique menacée par la présence d'une importante minorité d'«immigrés» provenant des provinces castillanophones de l'Espagne. En ce qui concerne le domaine occitan, j'ai toujours suivi avec beaucoup de sympathie la tentative de rétablir la norme historique de l'occitan. Il faut pourtant avouer que cette tentative, bénéfique par certains côtés, a provoqué beaucoup de déchirements regrettables parmi les défenseurs de la langue eux-mêmes: «The hostility, opposition, fractionization and patterned evasion that result from unwanted standards exact a price which is far greater, both in morale and in actual language use, than the price exacted by multicentrism without an overarching, unifying standard» (Fishman 1991:345).

Comme Bernardó et Rieu (1974–76) l'ont d'ailleurs montré pour la Catalogne Nord, la normalisation de la langue B n'a comme conséquence, au moins dans une première étape, que la superposition d'une seconde diglossie à la diglossie existante. Le français continuera à jouer le rôle de langue A, alors que le catalan standard s'opposera comme langue Ba au catalan dialectalisé, relégué au rang de langue Bb. L'opération ne sera couronnée de succès que si la langue Ba réussit finalement à empiéter sur le domaine de la langue A.

Le problème de la normalisaton se trouve naturellement lié à celui de l'enseignement des langues minoritaires, car ce ne sont finalement que les instances officielles, et surtout les instances scolaires, qui pourront imposer une langue standard, celle-ci ayant besoin d'être enseignée. Fishman se montre pourtant très sceptique en ce qui concerne le rôle de l'école. Son jugement est peut-être trop catégorique, mais il ne fait aucun doute que l'effort de l'école aura finalement été vain s'il ne débouche pas sur l'usage social de la langue enseignée. Le scepticisme est surtout de mise quand il s'agit de concessions précaires, susceptibles d'être remises en cause à l'occasion de chaque réforme des programmes scolaires, comme les minorités linguistiques en France ont réussi à les arracher à l'Education nationale en matière d'enseignement des langues minoritaires.

Il importerait donc que les langues minoritaires soient parlées dans les familles et entre voisins. Malheureusement, j'ai du mal à m'imaginer que, dans le cas de l'occitan, une telle impulsion puisse venir des familles. Dans beaucoup de régions, en Suisse romande encore plus qu'en France, la génération des parents elle-même a déjà perdu l'usage du dialecte ou n'en a gardé qu'une compétence restreinte, insuffisante pour transmettre la langue à de futures générations. Lors de nos enquêtes sociolinguistiques, il nous est pourtant ar-

rivé de poser, dans des villages où cette option ne paraissait pas purement hypothétique, la question de savoir s'il faudrait «parler patois» avec les enfants (cf. Wüest/Kristol 1993:79, 105s.). Il s'est alors avéré que les gens étaient tout à fait conscients du fait que ce serait au fond la tâche de la famille de transmettre la langue ancestrale aux jeunes. C'est pourquoi nous avons reçu majoritairement des réponses positives à cette question.

Mais que valent ces réponses si l'on sait que la plupart de ceux qui ont répondu par l'affirmative avaient – selon leurs propres informations – toujours parlé français avec leurs enfants? Franziska Gübeli-Müller (1989:82), qui a enquêté à La Roche, sans doute la commune fribourgeoise qui a le mieux conservé son dialecte, rapporte à ce propos une histoire significative: «Lorsqu'il s'est agi de répondre à la question "est-ce qu'on devrait parler patois aux enfants?", le père a répondu "mais oui, naturellement", et a ensuite adressé quelques paroles en patois aux enfants. Leur réaction était intéressante. Ils n'étaient pas du tout à l'aise et trouvaient cela "bête comme tout". Evidemment, le père ne leur parlait jamais patois et la situation était tout à fait artificielle.»

Revenons à la diglossie alémanique. Lorsque l'on voit comment les choses se sont passées dans d'autres pays européens, on hésite de plus en plus à considérer la Suisse alémanique comme un cas type de diglossie. Le contraste est particulièrement saisissant entre la Suisse romande et la Suisse alémanique. Dans le cadre européen, ces deux parties de notre pays représentent, à peu de choses près, les deux cas les plus extrêmes de ce qui a pu arriver à la diglossie autrefois générale en Europe.

On peut dès lors se poser la question de savoir si la diglossie est vraiment un état linguistique aussi stable que Ferguson le prétendait dans son article de 1959. Ferguson s'était alors appuyé sur quatre exemples: la Suisse alémanique, la Grèce, où ce sont au fond plutôt deux codifications qui se concurrencent, ainsi que le monde arabe et Haïti. Or, ce qui caractérise le monde arabe et, à plus forte raison, Haïti, c'est que toute la population n'y a pas accès à la langue A, parce qu'elle n'a pas accès à l'école. Il en va de même de la diglossie entre le latin et les langues vulgaires au Moyen Age, qu'on cite parfois comme exemple d'une diglossie où les langues B ont fini par l'emporter. Sans école obligatoire, une diglossie, à la longue, ne peut que tourner à l'avantage de la langue B. Dans les sociétés modernes, il manque donc un important élément qui contribuait autrefois à la survie des langues B en situation de diglossie: le fait que seul l'élite avait accès à la langue de prestige.

D'où vient alors l'exceptionnelle vitalité des dialectes alémaniques? Si l'on consulte l'excellent ouvrage de Rudolf Schwarzenbach (1969), il s'avère que la spécialisation fonctionnelle, le partage des domaines entre l'allemand standard et le suisse-allemand a été moins stable qu'on n'aurait pu le croire. En

particulier, il apparaît que le statut sociolinguistique des dialectes alémaniques n'était pas aussi solide au début de ce siècle qu'il l'est aujourd'hui. Durant le XXe siècle, les dialectes alémaniques ont en effet connu trois vagues de reconquête. La première de ces vagues a eu lieu au début du siècle, à une époque où l'industrialisation de la Suisse accusait encore un retard par rapport aux pays voisins. Elle avait un caractère plutôt xénophobe dans la mesure où elle était dirigée contre les Allemands et les Autrichiens qui occupaient alors de nombreux postes de cadres en Suisse alémanique. La deuxième vague, la plus connue, a coïncidé avec la dictature hitlérienne, alors que la dernière, dont les effets se font toujours sentir, a correspondu au *renouveau ethnique* des années 70, et n'était donc plus un phénomène purement helvétique.

A l'heure qu'il est, l'usage des dialectes alémaniques a atteint un degré d'extension qu'il sera difficile de dépasser. De fait, les domaines qui restent réservés à l'allemand standard sont maintenant de ceux où l'utilisation d'une langue standardisée paraît indispensable. Cela signifie que le problème de la normalisation se pose aussi pour le suisse-allemand. Seulement, il semble que personne n'ait envie d'aborder le problème sous cet angle. Le suisse-allemand a peut-être manqué sa chance de se constituer en langue autonome au XVIe siècle (cf. Henzen ^{2}1954:110s.), à l'époque où s'élaboraient les normalisations aujourd'hui en usage. Actuellement, les chances d'une normalisation semblent à peu près nulles.

Le problème de toute normalisation, c'est qu'elle confère un avantage incontestable à ceux dont le dialecte se trouve être le plus proche de la norme[3]; elle est donc susceptible de provoquer la résistance de ceux qui sont désavantagés par ce choix. C'est pourquoi elle ne peut finalement être imposée que par une instance politique. Mais quelle pourrait être cette instance dans un pays où l'instruction publique est cantonalisée? Et même si l'on s'imagine ce problème résolu, la nouvelle norme devrait encore s'imposer contre l'ancienne, celle de l'allemand standard, qui garde des atouts solides, parce qu'elle est en usage dans une communauté linguistique bien plus importante que ne le serait la Suisse alémanique.

Néanmoins, la situation de l'allemand standard en Suisse alémanique est actuellement rien moins que confortable, car l'allemand standard se trouve en quelque sorte attaqué sur deux fronts, par les dialectes alémaniques «d'en bas», et par l'anglais «d'en haut». Ce dernier est aujourd'hui en train de se constituer mondialement comme une sorte de «langue AA». Aussi longtemps qu'on

3 On sait que, dans le cas du *rumantsch grischun*, on a essayé d'échapper à cette problématique en créant une norme qui ne correspond à aucun dialecte existant. Cette solution doit encore faire ses preuves.

continuera à enseigner le français comme première langue seconde en Suisse alémanique, l'expansion de l'anglais se heurtera pourtant à certaines limites.

Dans ces cironstances, il faut sans doute s'attendre à une prolongation de l'état actuel, à moins que l'allemand standard, contre toute attente, ne réussisse à renforcer ses positions vis-à-vis des dialectes allemands. De fait, les facteurs de stabilité inhérente à l'état de diglossie (transmission dans les familles, spécialisation fonctionnelle) ne suffisent pas à expliquer la faiblesse actuelle de l'allemand standard. C'est qu'il y a là aussi un problème de mentalité.

L'étude que Schläpfer et collaborateurs (1991) ont publiée sur la base d'une enquête auprès des recrues suisses-allemandes de l'année 1985 présente quelques résultats très significatifs à cet égard. A la question de savoir laquelle parmi les langues standard leur plaisait le plus (p. 146), 52,2% des interrogés ont désigné l'anglais. Mais ce qui étonne encore presque davantage, c'est que l'allemand standard avec 16,7% s'est fait ravir la seconde place par le français (18,4% en Suisse alémanique!)[4]. Le problème n'est d'ailleurs pas purement linguistique, car non seulement la langue allemande, mais aussi les Allemands comme peuple souffrent d'un manque de sympathie en Suisse alémanique.

Interrogées sur leur sympathie à l'égard des autres communautés linguistiques en Suisse, ainsi qu'à l'égard des peuples voisins, les recrues ont considéré les Allemands comme les moins sympathiques, suivis de loin par les Italiens et les Autrichiens (p. 146-150). Evidemment, il s'agissait là d'une question piège, car trouver un peuple non sympathique revient au fond à manifester ouvertement des sentiments racistes, ce qui a peut-être incité certains interrogés à se montrer prudents, alors qu'on s'expose moins à ce reproche quand il s'agit d'un peuple appartenant à la même communauté linguistique. Toujours est-il que les jeunes Suisses-allemands se montrent dans l'ensemble très peu solidaires avec la communauté germanophone.

En revanche, cette solidarité semble particulièrement forte à l'intérieur de la communauté francophone. Même beaucoup de sympathisants de la cause occitane n'y échappent apparemment pas. L'auteur de ces lignes a assisté en 1978 à l'Ecole occitane d'été de Villeneuve-sur-Lot, et il se souvient bien du rejet presque instinctif qu'ont produit auprès d'un public, pourtant acquis à la cause occitane, les slogans antifrançais («Sèm en guerra amb la França despuèi lo sègle XIII.») que lançait Joan Larzac, alors converti de fraîche date au «nationalisme occitan».

Reste à savoir quelles sont les causes de cette non identification du Suisse-allemand avec le monde germanophone. Pour le moment, je n'ai que de va-

4 Ce résultat est identique à celui que nous avons obtenu dans le cadre d'un séminaire avec une méthode plus indirecte, le *différentiel sémantique*.

gues hypothèses. La seule chose qui me paraît certaine, c'est que le rejet de la langue A ne saurait être considéré comme une sorte de conséquence «normale» de l'état de diglossie qui règne en Suisse alémanique. Sinon, il n'y aurait pas eu tant de diglossies qui ont tourné à l'avantage de la langue nationale. Cela signifie évidemment que la diglossie suisse-allemande doit être due à un concours exceptionnel de circonstances, et qu'elle ne représente donc guère le cas type d'une diglossie, à supposer qu'un tel cas existe, vu la diversité des situations sociolinguistiques.

De plus, il est apparu qu'il y a bien un conflit larvé qui sous-tend la diglossie suisse-allemande, mais ce conflit ne se situe pas là où le cherchent les sociolinguistes catalans. De fait, la coexistence des langues A et B n'est pas conflictuelle dans la mesure où elle est réglée par une spécialisation fonctionnelle. Mais beaucoup de Suisses-allemands semblent se trouver pour ainsi dire en conflit avec leur langue A ou, en tout cas, ne réussissent pas à s'identifier avec elle. Et ce conflit profite largement aux dialectes alémaniques. Dans ce sens, c'est peut-être une bonne tactique militante que de présenter la diglossie comme conflictuelle, afin de rendre les usagers attentifs aux dangers qu'elle présente. Sur le plan purement scientifique, le pouvoir explicatif des thèses des sociolinguistes catalans paraît en revanche plutôt douteux.

Romanisches Seminar
Universität Zürich

Jakob Wüest

Bibliographie

Bernardó, Domènec, Rieu, Bernat (1974-76): «Diglòssia a Catalunya Nord», *Treballs de sociolingüística catalana* 1, 55-62. ISBN 84-85211-38-3.

Boyer, Henri (1991): *Langues en conflit*. Etudes sociolinguistiques. Paris: L'Harmattan. ISBN 2-7384-1084-7.

Climent, Teresa (1986): *Realitat lingüística a la Val d'Aran*. Barcelona: Generalitat de Catalunya. Departament de cultura. ISBN 84-393-0460-9.

Ferguson, Charles A. (1959): «Diglossia», Word 15, 325-340. ISSN 0043-7956.

Fishman, Joshua A. (1991): *Reversing Language Shift*. Theoretical and Empirical Foundations of Assistance to Threatened Languages. Clevedon: Multilingual Matters. ISBN 1-85359-122-X.

Fishman, Joshua A. (1967): «Bilingualism with and without diglossia; diglossia with and without bilingualism», *Journal of Social Issues* 32/2, 29-38. ISSN 0022-4537.

Gübeli-Müller, Franziska (1989): *Enquête sociolinguistique à La Foche en Gruyère*. Mémoire de licence (inédit). Université de Zurich.

Gumperz, John (1962): «Types of linguistic communities», *Anthropological Linguistics* 4/1, 28-40.

Hadjadj, Dany (1983): *Parlers en contact aux confins de l'Auvergne et du Forez*. Etude sociolinguistique. Clermont-Ferrand: Institut d'Etudes du Massif Central.

Henzen, Walter (²1954): *Schriftsprache und Mundarten*. Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen. Bern: Francke.

Kremnitz, Georg (1990): *Gesellschaftliche Mehrsprachigkeit*. Institutionelle, gesellschaftliche und individuelle Aspekte. Wien: Braumüller. ISBN 3-7003-0895-7.

Kristol, Andres M.; Wüest, Jakob Th. (éds., 1985): *Drin de tot*. Travaux de sociolinguistique et de dialectologie béarnaises. Bern: Lang. ISBN 3-261-04076-9.

Markhof, Wolfgang (1987): *Renaissance oder Substitution?* Eine soziolinguistische Studie zum Verhältnis von Französisch und Okzitanisch im Departement Cantal. Genève: Droz.

Metsenburg, Trudel (1985): *Die soziale Rolle des Okzitanischen in einer kleinen Gemeinde im Languedoc* (Lacaune/Tarn). Tübingen: Niemeyer (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie 200). ISBN 3-484-52200-3.

Ninyoles, Rafael Lluis (²1975): *Idioma i prejudici*. Palma de Mallorca: Moll. ISBN 84-273-0186.

Rapport d'étude: Occitan. Pratiques et représentations dans la région Languedoc-Roussillon, vol. I. Montpellier: Média Pluriel Méditerrannée, 1991.

Rogge, Waltraud (1987): *Aspekte des Sprachwissens von Jugendlichen im Bereich der französisch-okzitanischen Diglossie*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag. ISBN 3-922031-61-7.

Schläpfer, Robert; Gutzwiler, Jürg; Schmid, Beat (1991): *Das Spannungsfeld zwischen Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz*. Aarau: Sauerländer. ISBN 3-7941-3511-3.

Schwarzenbach, Rudolf (1969): *Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz*. Studien zum Sprachgebrauch der Gegenwart. Frauenfeld: Huber. ISBN 3-7193-0183-4.

Vallverdú, Francesc (²1977): *Dues llengües: dues funcions?* La història contemporània de Catalunya, des d'un punt de vista sociolingüístic. Barcelona: Edicions 62. ISBN 84-297-0441-8.

Wandruszka, Mario (1982): «Trois questions à nos amis catalans». In: Aina Moll (ed.): *XVIè Congrés internacional de lingüística i filologia romàniques*. Actes, tom 1. Palma de Mallorca: Moll, 125-130. ISBN 84-273-0330-0.

Wanner, Alexander (1993): «La situation de la langue vernaculaire dans les confins catalano-occitans. Enquête sociolinguistique comparative à Salses (P.-O.) et Sigean (Aude), Lengas. *Revue de sociolinguistique*, 33, 7-124. ISSN 0153-0313.

Wüest, Jakob (1992): «Deux cas de diglossie: Occitanie et Suisse alémanique», in: Agnès Lobier, *Universitat occitana d'estiu. Actes de l'Université d'été 1991*. Nîmes: M.A.R.P.O.C. – I.E.O, 131-147. ISBN 2-907690-04-3.

Wüest, Jakob Th.; Kristol, Andres M. (éds., 1993): *Aqueras montanhas*. Etudes de linguistique occitane: Le Couserans (Gascogne pyrénéenne). Basel-Tübingen: Francke. ISBN 3-7720-2131-X.

Zur Entwicklung von Sprachdifferenzbewusstsein und Einstellungen zu den Varianten des Deutschen in der Deutschen Schweiz

1. Einleitung – Forschungslage, Interesse, Fragestellung

Die Erforschung von Einstellungen gilt als besonders wichtige und auch methodisch bedeutsame Aufgabe in verschiedenen Disziplinen der empirischen Sozialwissenschaft, v.a. in der Sozialpsychologie und in der Soziologie (Petermann/Schäfer [Hrsg., 1988]).

In gewissem Gegensatz dazu hat sich der Begriff der Einstellung in der deutschen Sprachwissenschaft bisher noch zu wenig eingebürgert. Die Vielfalt der empirischen Ergebnisse aus der nordamerikanischen Soziolinguistik, der Sozialpsychologie in Kanada und Grossbritannien (vgl. die Übersichtsartikel von Giles et al. 1987 und Bradac 1990) hat im deutschen Sprachraum wenig Entsprechung gefunden. (Vgl. Neuland [im Druck]: 703) Es gibt allerdings eine ganze Reihe von deutschen Spracheinstellungsstudien, die die soziale Bewertung regionaler Varianten der Standardsprache untersuchen. (Vgl. Besch [Hrsg.] 1983, Jäger/Schiller 1983, Mihm 1985, E. Werlen 1984, I. Werlen 1985, Dittmar et al. 1986, Moosmüller 1990, Hundt 1992)

Unsere Fragestellung ist umgekehrt ausgerichtet auf die regionalen Einstellungen gegenüber der Standardsprache in der deutschen Schweiz bzw. auf die Entwicklung dieser Einstellungen. Wir haben im Rahmen eines Nationalfondsprojekts unter dem allgemeinen Titel «Spracherwerb in der deutschen Schweiz» 1986–1989 und 1990–1993 an verschiedenen Teilprojekten gearbeitet, u.a. am Projekt «Einstellungen».[1]

Für die Diskussion der Sprachsituation in der deutschen Schweiz spielen Einstellungen eine grosse Rolle, wenn es darum geht, das Verhältnis der

1 GesuchstellerInnen dieses Projektes waren Annelies Häcki Buhofer, Harald Burger und Otto Stern. Die MitarbeiterInnen waren: Monika Erny, Gisela Guyer und Thomas Vuillemin (erste Projektphase) sowie Hansjakob Schneider und Thomas Studer (zweite Projektphase); pro Periode verfügten wir über jeweils 80 bis 150 Stellenprozente. Im Zusammenhang mit diesem Nationalfondsprojekt sind drei Publikationen in Arbeit, in denen (mit jeweils verschiedenen Schwerpunkten) auch Einstellungen thematisiert werden.:

1. Die Tagungsakten des Symposiums «Spracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache», das wir im März 1993 in Zürich durchführten.

2. Eine Monographie über das gesamte Projekt.

3. Ein Vortrag von Hansjakob Schneider und Thomas Studer im Rahmen des interdisziplinären Kolloquiums «Sprachverstehen beim Kind», das unter der Leitung von Judith Hollenweger und Hansjakob Schneider im Sommersemester 1993 an der Universität Zürich durchgeführt wurde.

Auf diese Arbeiten beziehen wir uns unten mit Fussnote 1.1. (*Tagungsakten*), Fussnote 1.2. (*Monographie*) und Fussnote 1.3. (*Kolloquiumsvortrag*).

DeutschschweizerInnen zum Hochdeutschen zu verstehen, und zwar nicht zum geschriebenen Hochdeutschen, auch nicht zum gesprochenen Hochdeutschen, sofern es von anderen gesprochen wird, sondern zu demjenigen Hochdeutschen, das sie selber sprechen. Die Einstellungen von erwachsenen DeutschschweizerInnen zur Produktion des gesprochenen Hochdeutschen gelten weitherum als negativ. (Vgl. Schläpfer et al. 1991)

Was die Entwicklung des Verhältnisses der DeutschweizerInnen zum gesprochenen Hochdeutschen betrifft, so ist die Forschungslage bisher noch wenig komfortabel. Die einzige grössere Arbeit stammt von Sieber/Sitta (1986) und untersucht die Thematik im Rahmen der Schule. Der Erwerb der Standardsprache wird traditionell als mit der Schule verknüpft gesehen, weil er in einer Sprachsituation geschieht, die man grob als mediale Diglossiesituation bezeichnen kann, in der diese Standardsprache von den meisten Sprecherinnen und Sprechern überwiegend zum Schreiben gebraucht wird. (Vgl. dazu neuerdings auch Schläpfer et al. 1991: 130)

Nach welchem übergeordneten Muster sich Spracheinstellungen von Dialekt Sprechenden entwickeln in einer Sprachgemeinschaft wie derjenigen der deutschen Schweiz ohne ausgeprägte ethnische Minderheiten und ohne die bekannte Dichotomie der high-low-Varietäten ist empirisch noch nicht geklärt. Gänzlich unerforscht hierzulande (und umstritten in anderen Sprachregionen, vgl. z.B. Pynes 1990) ist andererseits auch die Frage, in welchem Alter sich Einstellungen herausbilden.

Wir wollten mit unserem Projekt einen Beitrag zur Klärung der beiden grundsätzlichen Fragen nach dem Enstehungszeitpunkt und dem Entwicklungsverlauf von Spracheinstellungen leisten, und zwar im Rahmen von Untersuchungen zum ungesteuerten Hochspracherwerb bei Kindern im Vorschulalter und im allerersten Schulalter.[2]

2. Zur Sprachsituation von jüngeren Kindern in der deutschen Schweiz

Wir sind davon ausgegangen, dass die Spracherwerbssituation der Deutschschweizer Kinder sich in den letzten zwanzig, dreissig Jahren stark verändert hat. Die Kinder haben im allgemeinen schon im Vorschulalter mehr Kontakt zur geschriebenen und vor allem gesprochenen Standardsprache als früher: Die allgemeine Mobilität führt zu mehr Kontakten zu Hochdeutsch-Sprechenden, es gibt Eltern, die regelmässig hochdeutsch vorlesen, die Kinder hören u.a. auch hochdeutsche Kassetten und vor allem schauen sie deutsches und österreichisches Fernsehen, und wenn sie das Deutschschweizer Fernsehen berücksichtigen, so sind auch diese Sendungen (abgesehen von einigen pädagogisch-

2 Zur genauen Eingrenzung unseres Untersuchungsgegenstandes vgl. die in Fussnote 1 erwähnten Arbeiten.

didaktisch aufbereiteten Beiträgen) hochdeutsch. Insgesamt ist auch bei jüngeren Kindern von verschiedenen Sprachvariantenerfahrungen auszugehen und von ungesteuertem Hochspracherwerb schon im Vorschulalter.[3] Grössere empirische Untersuchungen über die passive und aktive Hochdeutschkompetenz der Kinder im Kindergarten- und ersten Schulalter, in dem die Mundart überwiegend Unterrichtssprache ist (vgl. Blesi/Stern 1989), sind bisher nicht gemacht worden.

Ob und wie sich diese veränderte Situation auf die passive und aktive Hochdeutschkompetenz sowie auf die Einstellungen der fünf- bis achtjährigen Kinder auswirkt, wollten wir näher untersuchen.

3. Einstellungen

3.1 Soziolinguistische Einstellungsforschung

Einstellungen sind zunächst latente, mentale Dispositionen eines Individuums oder einer Gruppe von Menschen und als solche primär Gegenstand der Psychologie in ihrer differentiellen und sozialen Ausrichtung. Zum wesentlichen Gegenstandsbereich der *Soziolinguistik* werden Einstellungen dann, wenn es um deren Auswirkungen im wechselseitigen Bedingungsgefüge von Sprache und Sozialstruktur geht. Es lässt sich dann von der «psychologischen Soziolinguistik» (Löffler 1985:23) oder von der «social psychology of language» (Giles et al. 1987:585) reden.[4]

Die vielleicht grösste Schwierigkeit soziolinguistischer Forschung zum Verhältnis von Einstellungen und sprachlichem Handeln steht in Zusammenhang mit der sogenannten Inkonsistenzproblematik. Einstellungen und Verhalten müssen nämlich keineswegs konsistent sein. Dies zeigt z.B. die Pilotstudie von I. Werlen (1985) zur Einschätzung von schweizerdeutschen Dialekten. Werlen stellt fest, dass die negative Einschätzung des eigenen Dialekts keineswegs dessen Aufgabe und die positive Einschätzung nicht dessen Beibehaltung in Kontaktsituationen zur Folge haben muss.[5]

3.2 Terminologische, theoretische und methodologische Bemerkungen

Viele soziolinguistische Spracheinstellungsuntersuchungen weisen einen Mangel an begrifflicher und theoretischer Reflexion auf. Oft wird ein Einstel-

3 Die Frage möglicher Quellen des ungesteuerten Hochdeutscherwerbs haben wir innerhalb des Nationalfondsprojektes ebenfalls empirisch, im Falle des Fernsehens experimentell, untersucht. Es ist vorgesehen, diese Untersuchungen in der Monographie (Fussnote 1, 2.) ausführlicher darzustellen (vgl. dazu auch Häcki Buhofer/Burger 1993).

4 Zur Begründung der spezifischen Interessen der psychologischen Soziolinguistik an Einstellungen vgl. Löffler 1985: 44 u. 45.

5 Solche Inkonsistenzen sind theoretisch nur schwer zu fassen (vgl. dazu Petermann 1988, und v.a. auch Upmeyer 1989).

lungskonzept adaptiert, ohne dass die neuere theoretische und methodologische Diskussion in der Sozialpsychologie verfolgt würde (Deprez/Persoons 1987:125).

Trotz unterschiedlicher Positionen lässt sich mit Bezug auf Allport (z.B. 1983, zuerst 1935) eine Art Minimalkonsens ausmachen für mindestens vier Charakteristika von Einstellungen: a) Einstellungen sind *Verhaltensprädispositionen*; b) Einstellungen sind immer *hypothetische Konstrukte*, die von den Forschenden erschlossen werden und denen Verhaltensorientierungen zugeschrieben werden; c) Einstellungen sind nicht angeboren, sie werden im Prozess der Sozialisierung durch Erfahrung *erworben, tradiert* und *gelernt*; d) Einstellungsgegenstände können prinzipiell *alle Objekte und Situationen* sein, mit denen eine Person in Kontakt kommt.

Für die Diskussion des empirischen Teils spielt v.a. der Begriff *Überzeugung* eine wichtige Rolle. Mit 'Überzeugungen' bezeichnen wir Resultate kognitiver Grundoperationen, für die Prozesse des Unterscheidens und Verbindens von Merkmalen eine zentrale Rolle spielen.[6]

Hinsichtlich dessen, was Einstellungen sind, lassen sich grundsätzlich zwei Auffassungen unterscheiden: Zum einen wird die Meinung vertreten, Einstellungen seien durch ihre evaluative Qualität hinreichend bestimmt und als 'affektive Bewertung eines Sachverhalts' zu definieren (stellvertretend z.B. Quasthoff 1987). In dieser Perspektive liessen sich Einstellungen auf Werte auf eindimensionalen Skalen mit den Polen *gut-schlecht, beliebt-unbeliebt* etc. reduzieren. Zum anderen wird postuliert, Einstellungen bestünden aus mehreren Komponenten, mindestens aber aus einer kognitiven und einer affektiv-evaluativen (stellvertretend z.B. Deprez/Persoons 1987). Wir plädieren an dieser Stelle klar für die zweite Position.[7]

Vor diesem Hintergrund lassen sich Einstellungen beschreiben als *Verhaltensintentionen, die auf kognitiven und affektiv-evaluativen Komponenten basieren, welche ihrerseits in der Auseinandersetzung mit der Umwelt aufgebaut werden.*[8]

Wie kognitive und affektive Komponenten von Einstellungen sowie deren Verhaltensimplikationen untersucht werden, ist z.B. bei Neuland (im Druck: 705) beschrieben.

6 Eine systematische Terminologie auf der Grundlage der sozialpsychologischen Ve[illegible] weise der wichtigsten Begriffe, i.e. Überzeugung (engl. 'belief'), Stereotyp, Vorurte[illegible] judice'), Verhaltensintention und Einstellung, wurde am Symposium vorgestellt (F[illegible]).

7 Auch die Kontroverse um Ein- bzw. Mehrkomponentenmodelle von Einstellunge[illegible] wir hier nicht weiter darstellen. Angedeutet sei immerhin, dass ein Einkomponentenmodell von Einstellungen u.a. zu erheblichen terminologischen Widersprüchen führen würde.

8 'Aufgebaut werden' soll nicht heissen, dass Einstellungen nicht auch übernommen werden (vgl. Kap. 4). Für Erhebungen ist indessen wichtig, dass Einstellungen, die auf direkter Erfahrung beruhen, stabiler und für die Verhaltensvorhersage geeigneter sind, als vermittelte Einstellungen (Rudinger 1988: 184).

An dieser Stelle seien ergänzend dazu zwei weitere Probleme wenigstens andiskutiert, mit denen Untersuchungen der affektiven Einstellungskomponenten konfrontiert sind. Zum einen gehen die Meinungen über *Anzahl und Art evaluativer Dimensionen* auseinander. Am häufigsten werden evaluative Dimensionen ermittelt, indem man Einstellungsobjekte mittels einer Reihe von Adjektiven einschätzen lässt und die Zuschreibungswerte anschliessend einer Faktorenanalyse unterzieht. Üblicherweise werden zwei Dimensionen angesetzt, nämlich a) sozialer bzw. sozio-intellektueller Status oder allgemeiner *Kompetenz* und b) soziale *Attraktivität* bzw. Beliebtheit oder auch Solidarität. In einigen Arbeiten werden diesen beiden Dimensionen weitere hinzugefügt, bei Lambert (1967) z.B. die *Integritäts-Dimension*.[9]

Von Bedeutung ist zum andern das Problem der *Auswahl von Adjektiven und Fragеitems*, aufgrund derer die Einstellungsobjekte eingeschätzt werden[10]. Wesentlich scheint in diesem Zusammenhang, worauf beispielsweise E. *Werlen* (1984) hinweist: Adjektive sollten konzeptspezifisch, d.h. für jede Fragestellung und die jeweils interessierenden Varianten neu bestimmt und möglichst in Vorgesprächen mit den InformantInnen ausgewählt werden. Ein universelles Polaritätenprofil kann u.E. nicht das Ziel von Spracheinstellungsuntersuchungen sein.

4. Unsere Untersuchungen zur Entwicklung von Sprachdifferenzbewusstsein und Einstellungen

Auszugehen ist von negativen Einstellungen zum Hochdeutschen bei älteren Schulkindern. Unklar aber ist, wie es zu diesen negativen Einstellungen im späteren Schulalter kommt; unklar ist auch, von welchem Alter an die Einstellung zum Hochdeutschen negativ ist, und empirisch gar nicht erforscht ist die grundsätzliche Frage, wann überhaupt sich Einstellungen zu den Varianten Dialekt und Standardsprache herausbilden.

Wenn wir damit rechnen, dass Einstellungen nicht nur übernommen, sondern auch gebildet und entwickelt werden, setzen sie ein gewisses Sprachbewusstsein, ein Sprachdifferenzbewusstsein[11] und – für die Erhebung – die metasprachlichen Fähigkeiten voraus, die nötig sind, um über Sprachwahrnehmungen zu sprechen.

9 Über zwei weitere Möglichkeiten der Bestimmung evaluativer Dimensionen (konfirmatorische Faktorenanalyse und Meta-Faktorenanalyse) und über die im einzelnen vertretenen Positionen informiert Bradac 1990.

10 Wir müssen davon ausgehen, dass die Resultate durch die Auswahl von Adjektiven stark beeinflusst werden können. Dennoch wird auch dieses Problem in der linguistischen Einstellungsforschung zuwenig bedacht.

11 Neuland (im Druck: 714) braucht diesen Begriff im Zusammenhang mit Überlegungen zum Sprachwandel.

Deshalb haben wir vor den eigentlichen Einstellungsexperimenten zu den Varianten Schweizerdeutsch und Hochdeutsch untersucht, ob jüngere Kinder verschiedene Varianten des Deutschen – neben der Standardsprache auch deutsche und schweizerische Dialekte – verstehen, differenzieren und kategorisieren können.

4.1 Entwicklung des Sprachdifferenzbewusstseins

Fragen des Sprachdifferenzbewusstseins haben wir mit verschiedenen Experimenten untersucht, in denen es darum ging, Sprachvarianten vergleichend zu beurteilen. Diese Experimente sind alle nach folgendem Prinzip aufgebaut: Ab Tonband wird den Probanden einzeln zweimal ein kurzer, inhaltlich identischer Text vorgespielt, einmal in der lokalen Mundart, einmal in einer anderen Variante. Nach jedem Varietätenpaar werden die Vpn gefragt, ob die Geschichte in der gleichen Sprache oder in verschiedenen Sprachen erzählt worden sei (der Differenzierungsaspekt) und ob sie die beiden Varianten benennen könnten (der Kategorisierungsaspekt). Nach Kriterien des linguistischen Abstandes wurden in der ersten Version dieses Experiments als Vergleichsdialekte zum Zürichdeutschen dargeboten: *Berndeutsch, Baseldeutsch, St. Gallerdeutsch* und *Walliserdeutsch*. Hinzu kam *Hochdeutsch nördlicher Prägung*. In einer Flächenuntersuchung wurden mit diesem Experiment 97 Kinder aus dem Raum Zürich befragt; ausgewertet wurden nur die Interviews von ProbandInnen mit Zürichdeutsch als Muttersprache, das waren 34 Erst- und 46 ZweitklässlerInnen.

Wir erwähnen hier nur zwei der wichtigsten Resultate: 1. Alle Varianten wurden gut, mehrheitlich sogar sehr gut differenziert. Die Variantenpaare Zürichdeutsch-Hochdeutsch, Zürichdeutsch-Walliserdeutsch und Zürichdeutsch-Berndeutsch wurden von über 90% der Erst- und von *allen* ZweitklässlerInnen als verschieden beurteilt. 2. Baseldeutsch und St. Gallerdeutsch bereiten etwas mehr Mühe beim Differenzieren: Gut ein Viertel der jüngeren Kinder und knapp ein Viertel der älteren ProbandInnen gaben an, bei den Variantenpaaren Baseldeutsch-Zürichdeutsch und St. Gallerdeutsch-Zürichdeutsch keinen Unterschied gehört zu haben.

Auffällig an diesen beiden Befunden ist u.a. der nur geringe Entwicklungsunterschied zwischen den Altersgruppen.

Mit späteren Versionen dieses Experiments wurden kleinere Stichproben untersucht, darunter die 10 Kinder der Langzeitstudie aus der zweiten Projektphase[12] sowie 13 ca. 13jährige SekundarschülerInnen und 9 Erwachsene (Stu-

12 Diese Kinder, deren Entwicklung wir über zweieinhalb Jahre verfolgten, wurden nach verschiedenen Kriterien ausgewählt; u.a. musste die Muttersprache und die Umgangssprache Zürichdeutsch sein. Bei diesem Experiment und beim "Osterhasenexperiment" (Kap. 4.2) besuchten die 10 Kinder das zweite Kindergartenjahr.

100

dierende einer Handelsschule). In diesen Versionen wurde nach der Grösse des wahrgenommenen Unterschieds gefragt (nicht mehr bloss nach Gleichheit bzw. Verschiedenheit). Weiter wurden *Mundarten ausserhalb der Schweiz* sowie *schweizerisch gefärbte Varianten des Hochdeutschen* in den Test integriert. Teilweise wurde die Matched-guise-Technik eingesetzt.

Bei der Auswertung dieser Daten wurde u.a. für jede der untersuchten Altersgruppen eine Rangordnung der Variantenpaare aufgrund der Grösse des zwischen den Varianten geschätzten Unterschieds erstellt. Es zeigte sich, dass für die KindergärtlerInnen und ZweitklässlerInnen höchstens eine kleine Differenz besteht zwischen norddeutscher und schweizerischer Färbung der Standardsprache, während der gleiche Unterschied für die SchülerInnen gross und für die Erwachsenen immer noch ziemlich gross ist. Wie kommt es zu dieser Diskrepanz? Hauptsächlich im Schulkontext, so muss man wohl vermuten, werden die InformantInnen für diesen Unterschied sensibilisiert.

Die Resultate zum Kategorisierungsvermögen sind sehr facettenreich. Wir stellen hier zunächst die Antworten zusammen, die die Kinder der Flächenuntersuchung bei der Aufgabe gegeben haben, das *Zürichdeutsche* zu benennen:

	ErstklässlerInnen (n=34)	ZweitklässlerInnen (n=46)
wie wir	24%	4%
Schweizerdeutsch	24%	30%
Zürichdeutsch	16%	53%
Deutsch[13]	14%	6%
andere	14%	7%
weiss nicht	8%	0%
Total	100%	100%

Abbildung 1: Benennungen des Zürichdeutschen, dargeboten mit Hochdeutsch (Die Kategorie 'andere' umfasst alle Antworttypen, bei denen die Tokens weniger als 10% aller Nennungen ausmachen; die Prozentangaben sind gerundet.)

Die Tabelle zeigt, dass die Kategorisierung der eigenen Mundart den ZweitklässlerInnen sehr gut gelingt und auch den ErstklässlerInnen nur wenig Mühe macht. Dabei gibt es interessante Altersunterschiede: Je ein Viertel der Antworten der jüngeren Probanden lauten «der/die redet so wie wir» bzw. «Schweizerdeutsch». Dagegen ist den älteren Kindern der Begriff 'Zürichdeutsch' bereits mit Abstand am geläufigsten. Er macht schon mehr als die Hälfte aller Nennungen aus. Im Vergleich mit den ErstklässlerInnen zeichnen sich also die

13 'Deutsch' ist für die Kinder in der Regel ein Name für Zürichdeutsch, nicht etwa für Hochdeutsch.

Überzeugungen der ZweitklässlerInnen durch konventionellere Konzepte aus. Die Informationen, die die ErstklässlerInnen ihren Überzeugungen zugrunde legen, sind noch viel allgemeiner und deutlich auf die konkrete Sprachwahrnehmung bezogen: Für sie gibt es zunächst einmal Sprecher und Sprecherinnen, die gleich reden wie sie, und wenn sie hierfür einen Namen finden müssen, dann ist es ein allgemeiner, eben «Schweizerdeutsch».

Neben Zürichdeutsch, und das ist nun für die Herausbildung von Einstellungen wichtig, schneidet Hochdeutsch beim Kategorisieren bei weitem am besten ab. Die häufigsten Antworten derselben Kinder bei dieser Benennungsaufgabe waren:

	ErstklässlerInnen (n=34)	ZweitklässlerInnen (n=46)
Hochdeutsch	54%	74%
anderes Hochdeutsch	14%	11%
andere	13%	6%
Deutsch	11%	0%
weiss nicht	8%	6%
Total	100%	100%

Abbildung 2: Benennungen des Hochdeutschen, dargeboten mit Zürichdeutsch (gleiche Konventionen wie in Abb. 1.)

Wie die Tabelle zeigt, kategorisieren bereits 68% der ErstklässlerInnen und 85% der ZweitklässlerInnen das Hochdeutsche richtig, wobei gut die Hälfte der jüngeren und etwa drei Viertel der älteren Probanden die Standardvariante als 'Hochdeutsch' bezeichnen. Erstaunlicherweise verfügt demnach eine Mehrheit beider Altersgruppen über den Begriff 'Hochdeutsch', bevor die eigene Mundart konventionell klassifiziert wird.[14] Man darf diese doch klare Profilierung des Hochdeutschen wohl dahingehend interpretieren, dass die Standardsprache in der sprachlichen Erfahrung der Kinder eine gewichtigere Rolle spielt als die nicht lokalen Mundarten.

Überblickt man die Ergebnisse aus allen Experimenten zur Sprachdifferenzierung und Kategorisierung, so lässt sich mit Bestimmtheit sagen: Die Grundlagen zur Entwicklung von Spracheinstellungen sind schon bei Kindern des zweiten Kindergartenjahres vorhanden. Es sind Überzeugungen da hinsichtlich dessen, was Varianten sind und in bezug darauf, wie stark sich Varianten voneinander unterscheiden.

14 Wie die Ergebnisse der Langzeitstudie zeigen, gilt diese Feststellung sogar schon für die Vorschulkinder.

4.2 Entwicklung der affektiven Einstellungen[15]

Sind diese Überzeugungen, so fragten wir nun weiter, schon im Kindergarten affektiv bewertet und wie entwickeln sich die affektiven Einstellungskomponenten bis zur zweiten Klasse? Vor dem Hintergrund der spezifischen Erwerbssituation für das Hochdeutsche erwarteten wir, dass im Kindergarten keine besondere Bevorzugung der Mundart oder der Hochsprache besteht, dass aber beim Übertritt in die Schule die Einstellungen zur Mundart positiver, diejenigen zur Standardsprache negativer werden. Mit Blick auf die gängigen Sprachform-Stereotype in der Deutschschweiz wurden zunächst zwei evaluative Dimensionen ausgewählt, nämlich *soziale Attraktivität* bzw. Beliebtheit und *Kompetenz*. Die diesbezüglichen Erwartungen waren, dass die Mundart bei Schulkindern beliebter ist als bei Vorschulkindern und dass Hochdeutsch Sprechende von den SchülerInnen für kompetenter gehalten werden als von den KindergärtlerInnen.

Zur Erfassung der affektiven Aspekte entschieden wir uns für eine Form der indirekten Einschätzung von Sprachvarianten, die wir mit der Matched-guise-Technik kombinierten.[16] Als *Stimulusmaterial* für die Flächenuntersuchung, an der diesmal noch Kindergartenkinder teilnahmen, wurde ein *Puppenspiel* kreiert. Das Spiel wurde auf Video aufgezeichnet und nachvertont. Mit diesem Experiment, das in Häcki Buhofer/Burger (1993) dargestellt ist, wurden 138 Kinder aus dem Raum Zürich untersucht. Die Gesamtzahl der ausgewerteten Interviews betrug 129 (27 KindergärtlerInnen des zweiten Kindergartenjahres, 54 Erst- und 48 ZweitklässlerInnen).

Für die zweite Projektphase wurde ein 'Osterhasenexperiment' entwickelt, dessen Aufbau wir hier kurz schildern: Auch das *Osterhasenexperiment* basiert auf dem Sprecher-Evaluations-Paradigma, aber hier sind die Masken – nach der Magic-boxes-Idee von Rosenthal (1974) – zusätzlich statisch präsent, und zwar als genau gleich gearbeitete, über Lautsprecher gestülpte Osterhasen. Die beiden Protagonisten sind also äusserlich identisch, sie unterscheiden sich nur durch die Sprachvariante. Als Stimulus dient eine erfundene Geschichte, die so vertont wurde, dass die beiden Osterhasen abwechslungsweise zu Wort kommen. Der Dialog hat Wettbewerbscharakter. In der Experimentalversion redet der eine Osterhase Hochdeutsch, der andere Zürichdeutsch. In der Kontrollversion sind die Rollen vertauscht. Der Text wurde von einer Frau gesprochen, die in beiden Varianten sozialisiert wurde.

15 Wir verzichten hier darauf, die technische Seite dieser Untersuchungen im einzelnen auszuführen. Die genauen Hypothesen und ihre statistische Überprüfung werden in den unter Fussnote 1.1. und 1.2. angesprochenen Publikationen mitgeteilt.

16 Einen guten Überblick zur Methodologie in der Einstellungsforschung geben Ryan et al. 1988.

183

Als *Messverfahren* wurde nach zahlreichen Vorversuchen eine für Kinder abgewandelte Form des semantischen Differentials verwendet: Es besteht aus elf Fragen, die den Kindern einzeln gestellt werden. An jede Geschichtsepisode bzw. Wettbewerbssequenz schliesst eine Frage an. Bei allen Fragen können sich die ProbandInnen für den einen oder anderen Hasen entscheiden oder sie können sich unentschieden verhalten, so dass sich eine dreistufige Messskala ergibt. Aufgrund der Antworten bei allen elf Items lässt sich dann ein allgemeines affektives Einstellungsmass berechnen, das etwas aussagt über die Einstellungsrichtung (Bevorzugung der Mundart oder des Standards) und die Einstellungsausprägung (starke bzw. schwache Bevorzugung der einen oder anderen Variante). Vier der elf Fragen repräsentieren die Dimension soziale Attraktivität (z.B. welche Ostereier möchtest du lieber für dein Nestchen?), vier die Dimension Kompetenz (z.B. welcher Osterhase war fleissiger?) und drei die Integritätsdimension (z.B. welcher Osterhase hat recht?). Das Osterhasenexperiment wurde durchgeführt mit den 10 Kindern der Langzeitstudie sowie mit einer ersten und einer zweiten Primarschulklasse in einer Zürcher Agglomerationsgemeinde (ausgewertet wurden die Interviews von je 16 SchülerInnen).

Im Puppenspiel wurde nur mit den Dimensionen Kompetenz und Attraktivität und z.T. mit anderen Fragen gearbeitet. Im Prinzip ist das Messverfahren aber das gleiche und die Daten sind vergleichbar.

Im folgenden stellen wir zunächst in konzentrierter Form die *Hauptbefunde*[17] dar. In Kap. 4.3 versuchen wir dann zu einer Synopse der wichtigsten Ergebnisse zu kommen und diese mit den Resultaten aus den Differenzierungs- und Kategorisierungsexperimenten in Beziehung zu setzen.

In Übereinstimmung mit den Erwartungen sind die Bewertungen der 6jährigen Kinder weitgehend neutral. In der Schule kommt es zur Polarisierung der Einstellungen, wobei die Entwicklung – entgegen den Annahmen – nicht linear im Sinne einer zunehmenden Bevorzugung der Mundart verläuft. Es verhält sich so, dass die ErstklässlerInnen klar die Standardsprache und die ZweitklässlerInnen ebenso klar die Mundart bevorzugen. Auch bei den dimensionsbezogenen Resultaten ergab sich ein Bild, das wir so nicht erwartet hat-

17 Als Hauptbefunde gelten Resultate, die mindestens auf dem 95%-Niveau signifikant sind und die sich in beiden Experimenten gezeigt haben. Zur statistischen Auswertung sei hier nur erwähnt, dass wir sehr vorsichtig vorgegangen sind, indem wir die Daten zunächst als nominalskaliert betrachtet und vorwiegend X^2-Techniken verwendet haben. Rechtfertigen lassen sich aber auch varianzanalytische Verfahren, da Mittelwerte und Varianzen beim allgemeinen affektiven Einstellungsmass interpretierbar sind. Mögliche Einflüsse auf die Befunde, z.B. durch Experimental- und Kontrollversion der beiden Experimente sowie durch die verschiedenen VL wurden kontrolliert und können ausgeschlossen werden. Die Unterschiede bei den verschiedenen Stichproben innerhalb einer Altersgruppe sind z.T. beträchtlich, aber nirgends signifikant.

151

ten: Bei den Kompetenzmerkmalen kann schon bei den jüngsten Kindern eine leichte Bevorzugung der Standardsprache festgestellt werden, eine Bevorzugung, die sich bis zur zweiten Klasse linear noch leicht verstärkt. Bei der Attraktivitätsdimension verhalten sich Erst- und ZweitklässlerInnen entgegengesetzt: Den 7jährigen ist die Standardsprache die attraktivere Variante, die 8jährigen entscheiden sich für die Mundart. Bezüglich aller Kompetenz- und Attraktivitätsitems unterscheiden sich die beiden älteren Vpn-Gruppen am klarsten bei der kommunikativ orientierten Frage «Mit wem würdest du lieber sprechen»: Die ErstklässlerInnen reden lieber mit der Hochdeutschpuppe, die ZweitklässlerInnen lieber mit der Mundartpuppe.[18]

4.3 Zusammenfassung der quantitativen Ergebnisse

Vergleicht man nun die Resultate aus den vorgestellten Experimenten hinsichtlich Entwicklungstendenzen, so zeigen sich beträchliche Altersunterschiede v.a. in bezug auf die affektiven – und weniger bei den kognitiven Einstellungskomponenten: Schon bei den *6jährigen Kindern* sind z.T. recht differenzierte Überzeugungen von Varianten des Deutschen da, aber diese Überzeugungen sind noch mit keinen stabileren Bewertungsmustern verbunden. Offenbar sind die von uns untersuchten Komponenten des Sprachdifferenzbewusstseins zwar eine notwendige, aber keine hinreichende Voraussetzung für die Polarisierung der affektiven Einstellungen. Während schon der indirekte, vorwiegend mediale Kontakt mit der Standardsprache für die Entwicklung grundlegender metasprachlicher Fähigkeiten auszureichen scheint, entstehen negative Einstellungen aller Wahrscheinlichkeit nach erst durch die konkrete Spracherfahrung in der Schule. Die Überzeugungen der *7jährigen Kinder* sind nicht wesentlich differenzierter als diejenigen der jüngeren ProbandInnen, aber deutlich affektiv bewertet. Da indessen auch diese Bewertungen noch nicht dauerhaft sind, spricht man wohl besser von Erwartungen, und zwar von positiven Erwartungen, was das Hochdeutsche betrifft. Stabile affektive Einstellungen in der Art, wie sie für Jugendliche und Erwachsene bekannt sind, zeichnen sich dagegen bei den *8jährigen Kindern* ab. Die (schon konventionelleren) Überzeugungen der ZweitklässlerInnen wären stereotyp zu nennen insofern, als diese Kinder mit Mundart Sprechenden grössere Attraktivität und grössere Integrität assoziieren als mit Hochdeutsch Sprechenden.

Es erstaunt vielleicht weniger, dass bei den ErstklässlerInnen die Standardsprache viel beliebter ist als die Mundart und dass diese Kinder Hochdeutsch

18 Noch stärker zeigt sich die positive Konnotation des Standards in der ersten und die Bevorzugung des Dialekts in der zweiten Klasse bei den Integritätsfragen. Dieser Befund ist allerdings quantitativ weniger breit abgestützt.

Sprechenden grössere Integrität attestieren als Dialekt Sprechenden. In der ersten Klasse ist Hochdeutsch eben ein Teil des Neuen, das auf die Kinder zukommt, an dem sie Freude haben und dem sie mit grosser Offenheit begegnen.

Zu denken geben aber sollte, dass die Standardsprache ihre Attraktivität in der zweiten Klasse schon fast vollständig eingebüsst hat. Ob und allenfalls wie diese Entwicklung beinflusst werden könnte, diskutieren wir im Anschluss an die nun folgende qualitative Auswertung in Kap. 6.2.

5. *Qualitative Auswertung*

Für die folgende qualitative Auswertung haben wir Stellen aus den Interviews mit den Kindern der Langzeituntersuchung herausgegriffen, die ihr Verhältnis zu den vorlegten deutschen Varianten zeigen, soweit es auch für die Herausbildung von Einstellungen von Bedeutung sein könnte. Dieses Verhältnis charakterisieren wir in den untenstehenden *Thesen*. Die Interviews sind im Rahmen der oben dargestellten Differenzierungs- und Kategorisierungsexperimente gemacht worden.

1. Die Kinder *verstehen* in groben Zügen *alle vorgelegten Texte* in allen schweizerdeutschen und deutschen dialektalen und standardsprachlichen Varianten.[19] Jedenfalls bringen die Kinder in keiner Weise zum Ausdruck, dass sie einen Text nicht verstehen. Selber sprechen wollen die Kinder zwar deutlich lieber mit Sprechern und Sprecherinnen, die Zürichdeutsch sprechen, oder zumindest mit SprecherInnen der Variante, die dem Zürichdeutschen näher ist. Bei der Frage, welche Variante sie lieber hören, sind die Sympathien gleichmässiger verteilt, und zwar v. a., wenn Schweizerhochdeutsch die eine der Vergleichsvarianten ist.

Die Kinder geben meistens an, Hochdeutsch und Schweizerdeutsch gleich gut zu verstehen. Allerdings befürchten sie gelegentlich, sie würden von jemanden, der Hochdeutsch spricht, nicht so gut verstanden; so begründen sie den Umstand, dass sie – im Rahmen eines gelenkten Interviews – lieber mit einer schweizerdeutschen Sprecherin reden würden als mit einer Standardsprecherin. Nicht sie selber verstehen StandardsprecherInnen nicht so gut, sondern sie werden von StandarsprecherInnen möglicherweise nicht so gut verstanden.

Wenn die Kinder den Sprecher kennen, wie im Fall der beiden Versuchsleiter, die schweizerhochdeutsche Texte gesprochen haben, so dominiert der Faktor der identischen Person denjenigen der Verschiedenheit der Varianten:

19 Das Verständnis einzelner Wörter haben wir in anderem Zusammenhang untersucht, vgl. Hacki Buhofer/Burger 1993.

186

Obwohl die VL eine Varietät sprechen, in der sie normalerweise gegenüber den Kindern nicht auftreten, werden sie auch als Hochdeutschsprecher immer erkannt. – Was die Produktion betrifft, so legen einige Kinder Wert darauf, dem VL mitzuteilen, dass sie gut Hochdeutsch sprechen können, und stellen diese Kompetenz während des Interviews, das vom VL auf schweizerdeutsch geführt wird, unter Beweis. – Dies deutet auf ein *unbelastetes Verhältnis* zu deutschen Varianten und auf *beträchtliche Spracherfahrungen*, die die Kinder schon gemacht haben, und bietet *keine Grundlage für die Herausbildung von negativen Einstellungen*, weder in kognitiver noch in affektiver Hinsicht.

Das folgende Gespräch bezieht sich auf einen standardsprachlichen und einen zürichdeutschen Text, der in beiden Fällen von derselben Sprecherin (matched guise) gesprochen wird. Das Kind spricht (freiwillig) Hochdeutsch, der Versuchsleiter Schweizerdeutsch:[20]

I: und ee – welere wettsch lieber zuelose?
K: die erste
I: und vill lieber oder es bitzeli lieber?
K: viel lieber (mit vokalisiertem -r)
I: vill lieber – und worum?
K: weil ich die Sprache schöner finde (insgesamt bundesdeutsche Aussprache)
I: du redsch jo fasch esoo wi sii hm – merkt me grad – hesch beidi glich guet verstande?
K: ja
(...)
I: und mit welere wettsch lieber rede?
K: mit der zweiten
I: mhm - vill lieber oder es bitzeli lieber?
K: nur ein bisschen
I: worum meinsch würsch lieber mit der zweite rede?
K: weil sie mich besser versteht

Das Kindergartenkind hat vor dem folgenden Gespräch einen baseldeutschen und einen schweizerhochdeutschen Text gehört. Es erkennt einen der Versuchsleiter, der den schweizerhochdeutschen Text gesprochen hatte:

I: und die beide – händ die verschideni Spraache gredt?
K: ja
(...)
I: und chasch mer ächt sogaar no säge wie genau dass die Lüüt gredt händ?
K: hm – eini Hoochtüütsch, aso am aafang eini Baseltüütsch glaub – und am – nocheer hät de Herr Schneider gredt
I: und wie hät er gredt?

20 Die Transkription soll möglichst leicht lesbar sein und folgt bei den hochdeutschen Passagen soweit wie möglich der Orthographie und bei den schweizerdeutschen Passagen einer phonetisch gestützten Umschrift, die vor allem Längen und Kürzen systematisiert und an Satzzeichen nur Fragezeichen einsetzt. Mit «I» haben wir den Versuchsleiter/Interviewer, mit «K» das Kind bezeichnet.

187

K: em Hochtüütsch
I: richtigs Hoochtüütsch
K: mm – nid so ganz aber fascht ganz.

2. Die Erfahrungen der Kinder prägen ihre Kenntnisse und Kategorien. Sie sind in hohem Masse individuell biographisch. *Verschiedene Sprachvariantenerfahrung* haben alle, aber nicht alle dieselben. Das zeigt sich in den Gesprächen immer wieder, wenn die Kinder von den Situationen erzählen, in denen sie mit Leuten zu tun haben, die eine andere deutsche Variante sprechen. Die Kategorien werden biographisch erworben, können aber im Einzelfall nicht immer richtig zugeordnet werden.

Das Ausmass des persönlichen Kontakts mit der Standardsprache könnte etwas mit der Ausprägung der affektiven Einstellungskomponente zu tun haben, derart, dass für die Kinder, die *häufigeren direkten Umgang* mit dem Hochdeutschen haben, sei es durch Aufenthalte im deutschen Sprachgebiet oder im Verkehr mit Nachbarn, dass also für diese Kinder die *Standardsprache attraktiver* ist. Sechs Kinder unserer Langzeitstudie haben solche Kontakte. Fünf von ihnen geben bei der Frage, «an welchem Osterhasen haben die Kinder mehr Freude?» der Standardpuppe ihre Stimme.

Das folgende Gespräch zeigt die biographische Verankerung der kindlichen Variantenkenntnisse. Der Zweitklässler hat einen baseldeutschen und einen zürichdeutschen Text gehört:

K: eini, eini, d Frau hät Züritüütsch gredet und de Maa nochäne hät Baseltüütsch gredet
I: perfekt, wiso weisch du das?
K: eifach so
I: bisch emol z Basel gsii?
K: ja
(...)
K: miin Papi redet eben au Baseltüütsch und mini Grossmuetter

Die Kinder machen ihre Spracherfahrungen aber auch über die Medien.[21] Im folgenden Gespräch begründet ein Zweitklässler, der einen baseldeutschen und einen schwäbischen Text gehört hat, seine Differenzierung und Kategorisierung der Dialekte:

K: eine hät zeersch Baseldüütsch und die ander hät Öschterriichisch
I: wie hät di ander gredt?
K: aso so vo Öschterriich
I: bisch schomol det gsii z Öschterriich?
K: Nää
I: wie chunnsch denn druuf, dass das Österreichisch isch?
K: Fernsee

21 Vgl. Fussnote 3.

186

Derselbe Bub hört anschliessend einen kärntnerischen und einen baseldeutschen Text:

K: eine het wider Oschterrichisch
(...)
I: glich wie die Frau vo vorheer?
K: echli stärcher

Dass die biographischen Erfahrungen nicht immer zu richtigen Kategorisierungen führen, zeigt der folgende Ausschnitt. Das Mädchen hat einen baseldeutschen und einen zürichdeutschen Text gehört:

I: jetzt – händ die glich gredt?
K: nein
I: wie händ die dann gredt? händ s verschide gredt?
K: ja
(...)
I: Und de eerschti – wie hät dee gredt – hesch gsäit?
(...)
K: Beernduutsch
I: känsch du öpper, wo Beernduutsch redt?
K: jaa
I: mhm und de redt esoo, wer isch denn daas?
K: mhm, wart etz, em, ach, wie heisst si scho wider, Anita, en Bernhard, e Saskia und en Michael
I: ui – sind sind das Cousin oder Cousine vo dir?
K: näi, einfach susch Luüt, wo mier känned

3. Die Kinder gehen von *Kontinua zwischen den Varianten* der deutschen Sprache aus: Schweizerhochdeutsch wird als Hochdeutsch gesehen mit ein bisschen Schweizerdeutsch. Baseldeutsch wird von einigen Kindern als Gemisch von Schweizerdeutsch und Hochdeutsch bezeichnet, was insofern auch linguistisch zutrifft, als das Baseldeutsch generell dem Niederalemannischen zuzuordnen ist und im Unterschied zu den meisten anderen schweizerdeutschen Dialekten beispielsweise kein anlautendes -ch, sondern ein -k verwendet (z.B. in «Kind»).

Diese Kontinuumsbeziehung bringt exemplarisch das folgende Mädchen aus dem Kindergarten zum Ausdruck, das sich bezieht auf einen zürichdeutschen Text, der von einer Frau, und einen baseldeutschen Text, der von einem Mann gesprochen wurde:

I: und die beide – händ jetz die di glisch Spraach gredt oder ä verschideni Spraache?
K: fasch äänlich – de Maa hät mee Hoochtuutsch gredt weder d Frau

«Nicht ganz hochdeutsch gesprochen, einfach ganz leicht» hat nach Aussage einer Kindergärtlerin ein Baseldeutschsprecher, der einer standardsprachlichen Sprecherin gegenübergestellt war:

I: (...) händ die die glich Spraach gredt?
K: nää
I: was het d Frau für a Spraach gredt?
K: Tüütsch
I: und de Maa?
K: waarscheinlich - wil wil d Frau ä ä är hät nid ganz Hoochtüütsch gredt, einfach ganz liecht.
I: mhm

An der folgenden Stelle des Gesprächs hat das Kindergartenkind einen Baseldeutschsprecher und eine Baseldeutschsprecherin gehört. Seine Kategorisierung ist zwar nicht zutreffend, zeigt aber ebenfalls die Vorstellung von gemischten oder zusammengesetzten Sprachvarianten:

I: (...) chasch du mir ächt säge, wie dänn die gredt händ, wo die Gschichte verzellt händ -was händ die für e Spraach gredt? i der eerschte Gschicht?
K: so, so Tüütsch eso, oder so Hoochtüütsch-Tüütsch eso, het öpper gredt und Hoochtüütsch hät d Frau gredt

Auch ein Kindergartenkind charakterisiert im folgenden einen schweizerhochdeutschen Standardtext (im Vergleich mit einem bundesdeutschen Standardtext) als Gemisch von Schweizerdeutsch und Hochdeutsch:

I: und die doo – händ die ä gliichi Spraach gredt?
K: nää
I: nöd – isch dänn de Underschiid grooss mittel oder chlii gsii? (...)
K: ja ich glaube (malt das kleine Bild an)
I: chlii gäll – stimmt
K: ich weiss wer am Schluss gredt hät
I: wer?
K: sii
I: stimmt – und wie han i gredt – so wie miir jetz reded?
K: nei – em Hoochtüütsch
I: Hoochtüütsch ja und wie hät denn die wo die eerscht Gschicht verzellt hät – wie hät denn die gredt?
K: richtig Hoochtüütsch
I: denn han ich nid richtig Hoochtuutsch gredt?
K: nei, nei – si händ e chli Zürtüütsch gmischt

4. *Schweizerhochdeutsch* und *bundesrepublikanisches Hochdeutsch* werden im allgemeinen als gleich oder *sehr ähnlich* beurteilt. Trotzdem *hören* die Kinder in vielen Fällen einen *Unterschied*.

«Fast gleich», «mit einem nur kleinen Unterschied» haben die beiden SprecherInnen nach Angaben des Kindes im folgenden Fall gesprochen. Das Gespräch bezieht sich auf eine standardsprachliche Textstelle, die von einer bundesdeutschen Sprecherin realisiert wird, und auf eine schweizerhochdeutsche Stelle, die der VL auf Band gesprochen hatte:

K: die Spraach het schier esoo gredt wi du hettisch
I: (...) die Lüüt, wo jetz ebe die Gschicht e verzellt händ, händ die en anderi Spraach gredt oder händ s di gliich Spraach gredt?

BEST COPY AVAILABLE

K: ja, schier gliich, s isch en ganz en chliine Unterschiid gsii
I: perfäkt (...) was händ die für e Spraach gredt? die am Aafang?
K: ja so, äso gmischt, so gmischt
I: und dee am Schluss?
K: ä chli gmischt, aber schier Hoochduutsch, aber gmischt, mee Hoochtüütsch und dänn gmischt no derzue
I: hät denn dee, wo am Schluss gredt hät, eener weniger oder eener mee gredt als dee am Aaf, als die am Aafang?
K: ä, die am Aafang het e chlii mee Hochtüütsch gredt

«Ein bisschen anders, aber nur ganz wenig» beurteilt dieses Kind den Unterschied, das zunächst von einem Mann einen schweizerhochdeutschen und dann von einer Frau einen bundesdeutschen Standardtext gehört hat:

I: jetzt, hand die gliich gredt oder verschiide? oder ganz fescht verschide oder es bitzeli verschide?
K: die Frau hat en bisschen anders, aber nur ganz weenich
I: ganz wenig – guet – und wi hät de Maa gredt?
K: Hochdeutsch
I: und d Frau?
K: ich
I: was meinsch – wie hät d Frau gredt?
K: sie hat auch Hochdeutsch gesprochen, aber sie hat die Buchstaben em länger gesacht.
I: mhm, was meinsch vo däne beidne, weli Person hät da mee Hoochtüütsch gredt als di ander, weli hät richtigers Hoochtüütsch gredt?
K: der Mann

Insgesamt wird der *Unterschied* zwischen Schweizerhochdeutsch und bundesdeutschem Hochdeutsch von *Kindern* der Altersstufen, wie wir sie untersucht haben, *für kleiner gehalten* als von grösseren Kindern und von Erwachsenen (vgl. Kap. 4.1).

5. Hochdeutsch wird Deutschland zugeordnet. Für das eigene Hochdeutsch haben die Kinder *keine funktionale Erklärung*. Sie denken ausschliesslich *regional*, nicht funktional.[22] Es wird schon von einigen Kindern zwischen «nicht richtigem» und «richtigem» Hochdeutsch unterschieden, allerdings z. T. nach Vorgabe der Kategorien durch die Versuchsleiter.

I: wo redt me vor allem Hoochtüütsch eigetlich?
K: in Deutschland
I: ja und wo susch no?

22 Diese These lässt sich auch durch Befunde aus dem Osterhasenexperiment stützen (vgl. Kap. 4.2): In diesem Experiment hatten wir die Kinder anhand von Bildern gefragt, ob sie formelle Situationen eher mit der Standardsprache und informelle Situationen eher mit der Mundart verbinden würden. Ein Bewusstsein für eine solche funktionale Verteilung der Varianten scheint bei den Kindern aber nicht vorhanden zu sein. Noch extremer waren in dieser Hinsicht direkte, offene Fragen: Fragten wir die Kinder (beim Interview 2. Klässler) danach, wozu sie Hochdeutsch lernten, blieb die Antwort meist ganz aus.

101

K: ach (Stöhnen)
I: i de Schwiiz nöd?
K: nich so viel
I: nid so vill – und – häsch – ghöörsch du dänn au mängisch – zum Biischpil dehäi oder irgendwo Hoochtüütsch?
K: nein
I: nöd? tuesch nie Feernsee luege?
K: jaa – deet, dòt schon

Vor dem folgenden Gespräch hat das Kind einen bundesdeutschen Standardtext und einen baseldeutschen Text gehört:

I: und wie händ jetz – die Lüüt – wo die Gschicht verzellt händ, en anderi, verschideni Sprooche gredt?
K: ja . (...) d Frau am Aafang Hoochtüütsch und de Maa am Schluss Baseltüütsch
I: (...) was würsch säge - isch dee Underschiid en chliine en mittlere oder en groosse? Wenn d tänksch er isch en chliine würsch di chliine Schuebändel aamaale, wenn d tänksch s isch en g en groosse die groosse Schuebändel, wenn d tänksch wenn d tänksch s isch öppe so mittel dänn
(Kind malt das grosse Bild an)
I: en groosse Underschiid?
K: ja – will- em Tüütschland isch jo wiit vo Basel ewägg

Hier sehen wir einen wichtigen Ansatzpunkt für didaktische Bemühungen, den Kindern den funktionalen Sinn auch des gesprochenen Hochdeutschen in der deutschen Schweiz plausibel zu machen. (Vgl. 6.2.)

6. Die Kinder begegnen den Varianten des Deutschen unterschiedlich differenziert, kategorisieren unterschiedlich gut und ihre metakommunikativen Kompetenzen, wie sie während des Interviews zum Ausdruck kommen, sind unterschiedlich ausgebildet. Die *Spezifik des metasprachlichen Verhaltens bleibt beim einzelnen Kind* vom Kindergarten bis in die 2. Klasse *erhalten*.

6. Zusammenfassung

6.1. Wie entwickelt sich ein Sprachdifferenzbewusstsein? Wie entwickeln sich Einstellungen?

Unsere Untersuchungen zeigen, dass die Kinder schon im Kindergarten ein gutes Sprachdifferenzbewusstsein für die Varianten der deutschen Sprache, allen voran für ihr eigenes Schweizerdeutsch (das Zürichdeutsche) und für das Hochdeutsche (sei es schweizerischer oder bundesdeutscher Prägung) haben. Dieses Sprachdifferenzbewusstsein verbessert sich quantitativ geringfügig bis in die 2. Klasse, ist aber in seiner qualitativen Ausprägung beim einzelnen Kind relativ stabil. Währenddem dadurch die kognitive Basis für Einstellungen vom Kindergartenalter an ganz klar gegeben ist, sind die affektiven Bewertungen

im Kindergarten noch wenig ausgeprägt und wenig konsistent: Die Kinder ändern ihr Bewertungsmuster von einer Frage zur nächsten und zeigen damit grosse inter- und intraindividuelle Streuungsunterschiede. Die affektiven Einstellungen in der 1. Klasse fallen eindeutig für das Hochdeutsche aus, wenden sich aber schon in der 2. gegen das Hochdeutsche, währenddem die Mundart positiv bewertet wird. Die positiven Einstellungen der 1. Klasse gilt es unserer Ansicht nach zu erhalten und auszubauen.[23]

6.2. In welchen Bereichen sind steuernde Massnahmen denkbar und von Vorteil?[24]

Die affektiven Komponenten von Einstellungen sind schwer zu beeinflussen und zu verändern.[25] Wir gehen zwar (gestützt auf grosse Stichprobenunterschiede) davon aus, dass die LehrerInnen einen wichtigen Faktor in der Einstellungsbildung oder Einstellungsübernahme darstellen, glauben aber nicht an die Möglichkeit und Wirksamkeit von Empfehlungen, denen zufolge die Lehrer auch private und emotionale Sprechakte hochdeutsch realisieren sollten, damit die SchülerInnen die verhängnisvolle Bindung und damit Negativbewertung des Hochdeutschen als Leistungssprache aufgeben können. Im Gegensatz zu Sieber/Sitta (1986:171 «man muss auch gelegentlich in Standardsprache scherzen [...] können») glauben wir nicht, dass die Schule negative affektive Einstellungen einfach umpolen kann, auch durch Scherzen nicht.

Einen anderen Weg der Einflussnahme in Richtung Ausbau und Vermittlung positiver Einstellungen sehen wir aber über den kognitiven Aspekt des Sprachdifferenzbewusstseins einschliesslich des Bewusstseins von den funktionalen Notwendigkeiten des Hochdeutschgebrauchs in der deutschen Schweiz. Die Interviews mit den Kindern zeigen, dass SchülerInnen nicht wissen, wozu sie Hochdeutsch lernen. Das ist fatal. Es müsste möglich sein, den Kindern in Kindergarten und Schule zu zeigen, in welchen Situationen es wichtig ist, dass sie Hochdeutsch sprechen, damit sie verstanden werden können. Dies würde ihr Sprachdifferenzbewusstsein um einen wesentlichen funktionalen Aspekt erweitern. Es wäre damit zumindest die kognitive Basis gegeben, die positiven affektiven Einstellungen zum Hochdeutschen über die 1. Klasse hinaus zu erhalten. Diese kognitive Basis könnte als Grundlage dienen für den Gebrauch des Hochdeutschen in Situationen, in denen dies für die Kommunikation mit

23 Die Frage, ob die negativen Einstellungen der 2. Klasse selber ausgebildet oder übernommen wurden, können wir im Moment noch nicht beantworten.

24 Vgl. dazu auch den Kolloquiumsvortrag (Fussnote 1,3.).

25 Dies geht aus sozialpsychologischen Arbeiten zur Einstellungsänderung deutlich hervor. Klauer (1988) zeigt z.B. klar, dass affektive Einstellungen allenfalls modifiziert, nicht aber umgepolt werden können.

fremdsprachigen oder standardsprachlichen SprecherInnen von Vorteil wäre. Wenn sich bei erneuten Untersuchungen erhärten würde, dass sich durch effektive Kontakte die affektiven Einstellungen verbessern (vgl. oben), so würde dadurch ein Beitrag geleistet zur Erhaltung der positiven und zur Milderung der negativen Bewertungen des gesprochenen Hochdeutschen in der deutschen Schweiz.

Universität Basel
Deutsches Seminar
4051 Basel

Annelies Häcki Buhofer

Universität Zürich
Deutsches Seminar
8001 Zürich

Thomas Studer

Literatur

Allport, Gordon W. (1983): *Werden der Persönlichkeit: Gedanken zur Grundlegung einer Psychologie der Persönlichkeit*. Frankfurt a.M., Fischer, 99 p., ISBN 3-596-42127-3.

Besch, Werner (Hrsg., 1983): *Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Forschungsbericht Erp-Projekt (2 Bde.), Bd. 2: Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil*. Berlin, Schmidt, 302 p., ISBN 3-503-02203-1.

Blesi, Pankraz/Stern, Otto (1989): «MIRHÄNDFROIDWENDUKUNSCH ... Schriftspracherwerb in der Schweiz – zwischen Mundart und Hochdeutsch». In: Balhorn, Heiko/Brügelmann, Hans (Hrsg.): *Jeder spricht anders: Normen und Vielfalt in Sprache und Schrift*. Konstanz, Faude, 303 p., ISBN 3-922305-33-4.

Bradac, James J. (1990): «Language Attitudes and Impression Formation». In: Giles, Howard/Robinson, William (Hrsg.): *Handbook of Language and Social Psychology*. Chichester, Wiley, 618 p., ISBN 0-471-92481-4.

Deprez, Kas/Persoons, Yves (1987): «Attitude». In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Sociolinguistics/Soziolinguistik (2 Halbbde.), 1. Halbband*. Berlin, de Gruyter, 854 p., ISBN 3-11-009694-3.

Dittmar, Norbert, Schlobinski, Peter, Wachs, Inge (1986): *Berlinisch: Studien zum Lexikon, zur Spracheinstellung und zum Stilrepertoire*. Berlin, Spitz, 142 p., ISBN 3-87061-914-7.

Giles, Howard/Hewston, Miles/Ryan, Ellen B./Johnson, Patricia (1987): «Research on language attitudes». In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Sociolinguistics/Soziolinguistik (2 Halbbde.), 1. Halbband*. Berlin, de Gruyter, 854 p., ISBN 3-11-009694-3.

Häcki Buhofer, Annelies/Burger, Harald (1993): «Hochdeutsch bei sechs- bis achtjährigen Kindern: Verstehen – Einstellungen». In: Volker Schupp (Hrsg.): *Alemanisch in der Regio. Beiträge zur 10. Jahrestagung alemannischer Dialektologen*. Freiburg i.Br 1990. (=Göppinger Arbeiten zur Germanistik 593), Göppingen, Kümmerle Verlag S. 11–23, ISBN 3-87452-835-9.

Hundt, Markus (1992): *Einstellungen gegenüber dialektal gefärbter Standardsprache. Eine empirische Untersuchung zum Bairischen, Hamburgischen, Pfälzischen und Schwäbischen*. Stuttgart, Steiner, 110 p., ISBN 515-06209-2.

Jäger, Karl-Heinz/Schiller, Ulrich (1983): «Dialekt und Standardsprache im Urteil von Dialektsprechern. Untersuchungen der Einstellungen von alemannischen Dialektsprecherinnen zu ihrem Dialekt und zur Standardsprache». In: *Linguistische Berichte 83*, 63–95.

Klauer, Karl (1988): *Einstellungen: Der Einfluss der affektiven Komponente auf kognitive Urteile*, Hamburg, Universitäts-Dissertation.

Löffler, Heiner (1985): *Germanistische Soziolinguistik*, Berlin, Schmidt, 267 p., ISBN 3-503-02231-7.

Mihm, Arend (1985): «Zur Bewertung der regionalen Umgangssprache im westlichen Ruhrgebiet». In: Ders. (Hrsg.): *Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte*. Stuttgart, Steiner, 276 p. ISBN 3-515-04243-1.

Mossmüller, Sylvia (1990): «Einschätzung von Sprachvarietäten in Österreich». In: *International Journal of the Sociology of Language 83*, 105-120.

Neuland, Eva (im Druck): «Sprachgefühl, Spracheinstellungen, Sprachbewusstsein. Zur Relevanz «subjektiver Faktoren» für Sprachvariation und Sprachwandel». In: Mattheier, Klaus J. et al. (Hrsg.): *Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch*. Frankfurt a.M.

Petermann, Franz (1988): «Erfassung von Einstellungen und Vorurteilen». In: Petermann, Franz/Schäfer, Bernd (Hrsg.): *Vorurteile und Einstellungen: sozialpsychologische Beiträge zum Problem sozialer Orientierung. Festschrift für Reinhold Bergler*. Köln, Deutscher Institutsverlag, 472 p., ISBN 3-602-14235-3.

Pynes, Penelope (1990): *Development of the cognitive component of language attitudes: A case study from Sandhausen, West Germany*, University of North Carolina at Chapel Hill, Xerox.

Quasthoff, Uta M. (1987): «Linguistic Prejudice/Stereotypes». In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier Klaus J. (Hrsg.): *Sociolinguistics/Soziolinguistik (2 Halbbde.). 1. Halbband*. Berlin, de Gruyter, 854 p., ISBN 3-11-009694-3.

Rosenthal, Marilyn S. (1974): «The magic boxes. Preschool children's attitudes toward black and standard English». In: *The Florida FL Reporter Spring/Fall 12*, 55–93.

Ryan, Ellen B., Giles, Howard, Hewstone, Miles (1988): «The measurement of language attitudes». In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier Klaus J. (Hrsg.): *Sociolinguistics/Soziolinguistik (2 Halbbde.). 2. Halbband*. Berlin, de Gruyter, 1057 p., ISBN 3-11-011645-6.

Schläpfer, Robert/Gutzwiller, Jürg, Schmid, Beat: (1991): *Das Spannungsfeld zwischen Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz: Spracheinstellungen junger Deutsch- und Welschschweizer: eine Auswertung der Pädagogischen Rekrutenprüfungen 1985*, Aarau, Sauerländer, 279 p. ISBN 3-7941-3511-3.

Sieber, Peter, Sitta, Horst (1986): *Mundart und Standardsprache als Problem der Schule*, Aarau, Sauerländer, 182 p., ISBN 3-7941-2775-7.

Upmeyer, Arnold (Hrsg. 1989): *Attitudes and behavioral decisions*, New York, Springer, 268 p., ISBN 0-387-96727-3.

Werlen, Erika (1984): *Studien zur Datenerhebung in der Dialektologie*, Wiesbaden, Steiner, 369 p., ISBN 3-515-04235-0.

Werlen, Iwar (1985): «Zur Einschätzung von schweizerdeutschen Dialekten». In: DERS. (Hrsg.): *Probleme der schweizerischen Dialektologie. 2. Kolloquium der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft (1978)*, Fribourg, Editions Universitaires, 311 p., ISBN 3-7278-0348-7.

Zwischen Muttersprache und Fremdsprache: Hochdeutscherwerb in der deutschsprachigen Schweiz. Empirische Zugänge zum schulischen Aspekt

An der Höheren Pädagogischen Lehranstalt des Kantons Aargau (HPL), an der Lehrkräfte für die Primar-, Real- und Sekundarschule ausgebildet werden, läuft zur Zeit ein Forschungsprojekt, das aus der Praxis der Ausbildung heraus entstanden ist: *Hochdeutsch Sprechen in der Schule*. Das Projekt besteht aus mehreren Teilprojekten, die verschiedene Bereiche des Hochdeutsch Sprechens untersuchen und die einander methodisch ergänzen. Die Unterteilung in mehrere Teilprojekte ist zum einen von der Komplexität des Gegenstandes her notwendig; zum andern erfordert der Einbezug unserer Studierenden eine Unterteilung in mehrere überschaubare Arbeitsbereiche. Untersuchungsfelder sind sowohl schulische Bedingungen des hochsprachlichen Sprechens und des Hochspracheerwerbs wie auch ausserschulische Faktoren der Kommunikation, der Sprachleistungen und des Sprachvermögens.

Wir arbeiten mit verschiedenen Zugängen und Verfahren: teilnehmende Beobachtung und beobachtende Teilnahme, mündliche und schriftliche Befragung, Experteninterviews.

Den Studierenden stehen so Wahlmöglichkeiten offen, ihren persönlichen Interessen gemäss wissenschaftliches Arbeiten auf verschiedene Weise mit ihrer Ausbildung und ihrem späteren Beruf zu verknüpfen.

Seit 1991 werden in verschiedenen Klassen (Primar-, Real- und Sekundarstufe) Beobachtungen angestellt; die Resultate der bislang unsystematischen Beobachtungen werden ab August 1993 in hypothesengeleitete Beobachtungen und in Sprachtests überführt.

1992 fanden Interviews mit deutschen Lehrkräften statt, in der ersten Hälfte 1993 Interviews mit einheimischen Lehrkräften, die den Einsatz deutscher Lehrkräfte im aargauischen Schuldienst begleiteten. In der ersten Hälfte des Jahres 1993 wurde eine schriftliche Befragung bei deutschen Lehrkräften und bei deren Betreuerinnen und Betreuern durchgeführt.

Die Untersuchung der Unterrichtskommunikation bei Klassen, die von deutschen Lehrkräften unterrichtet werden, bietet interessante Vergleichsmöglichkeiten mit der in Klassen, die von einheimischen Lehrkräften unterrichtet werden; sie bildet das Teilprojekt *Vergleich von Unterrichtssprachen*.[1]

1 In den Jahren 1990/91 musste der Kanton Aargau Lehrkräfte in der BRD anwerben, da zu wenig einheimische Lehrkräfte zur Verfügung standen. 1992 waren ca. 200 Lehrkräfte aus der BRD im Aargauer Schuldienst. 1993 beginnt die Zahl abzunehmen. Die deutschen Lehrkräfte hatten die Möglichkeit, die aargauische Wahlfähigkeit zu erlangen. Von ca. 20 % wurde dieses Angebot genutzt. Den deutschen Lehrkräften standen erfahrene einheimische Lehrkräfte als Betreuerinnen und Betreuer, die von der Erziehungsdirektion des Kantons Aargau beauftragt waren, zur Einführung und als Ratgebende zur Seite.

Wir möchten in unserem Beitrag die zentrale theoretische Ausgangsposition, den Ansatz der *Kommunikationskultur*, skizzieren und die Leitfrage des Hochdeutsch Sprechens und des Hochdeutscherwerbs, die Frage nach *Hochdeutsch zwischen Muttersprache und Fremdsprache*, aufwerfen. Drei Fragestellungen strukturieren unsere Überlegungen:

- In welchem Rahmen soll das Hochdeutschsprechen in der Schule beschrieben werden? Welche Randbedingungen müssen Beachtung finden?
- Was müssen sich Schweizerdeutsch sprechende Schülerinnen und Schüler aneignen, damit sie die hochdeutsche Sprache in der mündlichen Kommunikation anwenden (können): Lernen Kinder und Jugendliche ihre *Muttersprache* sprechen oder eine *Fremdsprache* sprechen?
- Welchen Einfluss hat die Unterrichtssprache auf den Erwerb von Kompetenzen im gesprochenen Hochdeutsch?

Wir greifen für unsere Ausführungen auf Schlussfolgerungen aus Beobachtungen und auf Auswertungen von Befragungen zurück und zitieren zur Veranschaulichung der Situation aus Fragebögen, die deutsche Lehrkräfte im Mai 1993 ausgefüllt haben.[2]

1. Zur Beschreibung des Hochdeutschen in der deutschsprachigen Schweiz

• In welchem Rahmen soll das Hochdeutschsprechen in der Schule beschrieben werden? Welche Randbedingungen müssen Beachtung finden?

Die Varietät des Deutschen, die Hochdeutsch genannt wird, hat in der deutschsprachigen Schweiz eine schwer beschreibbare Position inne: Sie ist sowohl Muttersprache als auch Fremdsprache, je nach Medium (mündlich vs. schriftlich), je nach Domäne, Situation und Funktion, und sie ist weder Muttersprache noch Fremdsprache, z.B. im Vergleich mit Französisch; Hochdeutsch aber wird nicht wie eine «Nationalsprache» aufgefasst, obschon «Deutsch» eine der vier Landessprachen und eine der drei Amtssprachen der Schweiz ist.

Besonders problematisch und empirisch schwer zu fassen ist die Position des gesprochenen Hochdeutsch. Einerseits wird im Kontext der *Mundartwel-*

2 Wir danken an dieser Stelle allen, die uns mit ihren Diskussionsbeiträgen halfen, unsere Beobachtungen auszuweiten, die halfen, den Fragebogen herzustellen, und allen, die ihn ausgefüllt und an uns zurückgeschickt haben. Von 120 verschickten Fragebogen haben wir 30% zurückerhalten und ausgewertet. Namentlich möchten wir Susanne Kraft, Moritz Bilgerig, Stephanie Haberthür Binder, Christa Döbeli, Roland Ebner, Fritz Keller, Urs Plüss, Maria Schifferle, Rolf Eichenberger und Hanspeter Hungerbühler für Ihre Geduld und Hilfsbereitschaft danken.

197

le der vermeintlich schwindende Gebrauch des mündlichen Hochdeutschen intensiv diskutiert und beklagt, andererseits nehmen die Alltagskontakte mit gesprochenem Hochdeutsch unzweifelhaft für alle Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer mehr und mehr zu; man denke allein an den Konsum der audio-visuellen Medien, an Sprachgrenzen überschreitende Migrationsbewegungen innerhalb der Schweiz und an Einwanderungen und Pendelbewegungen von Ausländern und Ausländerinnen.

Das Schwanken zwischen der Einstellung, Hochdeutsch sei *Muttersprache* und der Einstellung, Hochdeutsch sei eine *Fremdsprache* charakterisiert die Sprachwelt trotz aller Klischeelastigkeit dieser Begriffe sehr treffend, und eingebettet in kommunikationskulturelle Zusammenhänge erweisen sich die Termini für die soziolinguistische Beschreibung als sehr nützlich.

Kommunikationskultur verstehen wir in Anschluss an I.Werlen (1992) als das Gesamt der unterschiedlichen Sprechweisen (Werlen, I. 1992, 3).

Drei Beispiele machen unmittelbar deutlich, dass es sich nicht um «Elitekultur» oder um «Oberschichtkultur» handelt, wenn von Kommunikations*kultur* die Rede ist:

(1) «Das bernische Freytags-Blättlein schreibt 1724: 'Wir haben uns ... durch schwezige Frantzosen betören lassen und geglaubet, weil wir nicht so viel und geschwind reden als sie, so müssen diese weit mehr Vernunfft besitzen als wir' (Trümpy 1955, 44)». (Werlen, I. 1992, 3)

(2) «Der Hauptunterschied [zwischen deutschsprechenden Schweizerinnen und Schweizern und Deutschen] ist doch wohl: Deutschland – das ist die Landschaft des «Ich». Wer schon einmal deutsche Kinder vor Fernsehkameras gesehen und dann einen Vergleich mit Schweizer Altersgenossen gezogen hat, weiss, was gemeint ist: Ich glaube, ich will, ich soll – das ist schon bei deutschen Kindern eine Hauptredewendung. (...)« (Schmid 1992, 13) «(...) Denn gegenüber den deutschen Regionen des «Ich» ist die Schweiz die bergige, bucklige, aber auch vage Landschaft des «man» geblieben. So ein rechter Eidgenosse antwortet auf die Frage nach seiner Meinung – vielfach überhaupt erst nach mundfaulem, gehemmtem Zögern – zumeist mit «man sollte halt, man müsste hat», kaum einmal mit einem klaren «ich»». (Schmid 1992, 21)[3]

(3) «(...) Frage nicht zu hartnäckig! Du wirst von einem Bayern niemals das erhalten, was du eine Auskunft nennst. Das Scharfe, Klare, Präzise liebt der Bayer durchaus nicht; es wirkt vielmehr aufreizend auf ihn. Durch bohrende, auf eine exakte Antwort abzielende Frage gibst du dich als unverbesserlicher Preuß zu erkennen, erscheinst taktlos und machst dich sehr unbeliebt. Eingeborene untereinander fragen sich natürlich auch. Aber das geschieht unter Beachtung altherkömmlicher Regeln, die ein takt- und kunstvolles Spiel gewährleisten. Besonders wichtig ist der Anfang. Er muß mit einer Frage gemacht werden, die die Antwort schon in sich schließt.» (Lachner [3]1973, 28)[4]

Kommunikationskultur schliesst all die Regelungen in sich, die die Gestaltung eines Kommunikationsereignisses ausmachen: Sprechtempo und die Bedeu-

3 Was Hansmartin Schmid hier den Deutschen zuschreibt, tönt bei Jean-Pierre Vouga auf ganz ähnliche Weise, wenn er z.B. die «Selbstsicherheit der Deutschschweizer» beschreibt (Vouga 1980, 30ff.)

4 Ich verdanke die Kenntnis dieser kommunikationskulturellen Analysen Robert Hinderling.

tung desselben, Formulierungen und die in ihnen angelegten «Informationen» über die Sprechenden, Organisationsweisen von Gesprächen mit ihren Anfangs- und Schlussritualen, Vorschriften über Themen, Direkt- und Indirektheiten und Selbstdarstellungsstrategien (Werlen I. 1992, 1217).

Für die Auffassung, Hochdeutsch sei eine *Fremdsprache*, ist gerade eine kommunikationskulturelle Distanz und eine gewisse Unvertrautheit verantwortlich; die Bezeichnung einer Sprache als *Muttersprache* jedoch verweist auf eigenständige, von «den andern» unabhängige Werthaltungen und Regelungen.

In der deutschsprachigen Schweiz gelten für das Hochdeutschsprechen teilweise andere Regeln als im übrigen deutschsprachigen Raum, was zu den Charakterisierungen der deutschschweizerischen Sprachsituation als *Diglossie*situation und die der übrigen Sprachräume – mit Ausnahme des Niederdeutschen – als *Kontinuums*situation geführt hat. Die «einheimische» Regelung über den Gebrauch des Hochdeutschen betrifft neben der diglossischen Verteilung noch weitere Kommunikationsaspekte: die Anwendung als solche («wer wann wie was wo worüber»), die «Verpackungsregeln», die Aussprache, die Wortwahl, die Organisation von Gesprächen (empirische Befunde zur Kommunikationskultur in der Schweiz bei Werlen I. 1992). Diese Regeln stimmen teilweise mit Regeln des anderen deutschsprachigen Raums überein, teils widersprechen sie ihnen.[5]

Bei Sprachgemeinschaften, insbesondere bei solchen, die wie die deutschsprachige mehrere Nationen umfassen, können innere Differenzierungen zu Zielkonflikten[6] führen: Welcher Norm soll man folgen? Der eigenen, eventuell kleinräumig geltenden Norm? Sollen eigene Verhaltensweisen beibehalten, angepasst, modifiziert oder durchgesetzt werden oder passen verschiedene Auffassungen zusammen? Das Umgehenkönnen mit solchen Zielkonflikten ist Teil des Spracherwerbsprozesses; es ist ebenso Teil der kommunikativen Kompetenz wie das Beherrschen des Sprachsystems.

5 Für das Hochdeutsch Sprechen entsteht bereits innerschweizerisch eine Kollision, die – kurz gesagt – auf der Unvereinbarkeit kommunikationskultureller Normen beruht: Nicht Hochdeutsch Sprechen heisst In-Group-Kommunikation betreiben und sich als «Schweizer» erweisen, Hochdeutsch Sprechen heisst dagegen Out-Group-Kommunikation betreiben und sich als illoyal erweisen. Da in der Romandie völlig andere Auffassungen von dem, was ein Dialekt sein soll, sein kann und ist, bestehen, entstehen neben allfälligen Verständlichkeitsfriktionen Interpretationsprobleme: Wie sollen die Romand(e)s den in ihren Augen unangemessenen Gebrauch des Patois interpretieren?

6 Man kann die in der Deutschschweiz vorgenommenen wechselnden Zuweisungen von *Muttersprache* und *Fremdsprache* als Ausdruck einer Verflechtung konfligierender kommunikationskultureller Bedingungen sehen: Je nach Perspektive ist Hochdeutsch Muttersprache oder der Dialekt ist Muttersprache.

199

2. *Lernziele, Unterrichtssituation und Muttersprache*

• Was müssen sich schweizerdeutschsprechende Schülerinnen und Schüler aneignen, damit sie die hochdeutsche Sprache in der mündlichen Kommunikation anwenden können: Lernen Kinder und Jugendliche ihre *Muttersprache* oder eine *Fremdsprache* sprechen?

2.1 Ausgangslage

In der Bildungslandschaft besteht Konsens darüber, dass eines der zentralen Ziele des Deutschunterrichts mündliche wie schriftliche Ausdrucksfähigkeit in mundartlicher wie in hochdeutscher Sprechweise Lehr- und Lernziel ist. Dieses Ziel soll auch dadurch erreicht werden, dass *Hochdeutsch* ab dem 3. Schuljahr Unterrichtssprache ist.

Ausdrucksfähigkeit schliesst Wahrnehmen und Verstehen von Situationen mit ein und umfasst das eigene sprachliche Handeln in seiner Gänze, d.h. sowohl «grammatische» als auch pragmatische Fähigkeiten müssen entwickelt werden: Die angestrebte kommunikative Kompetenz besteht aus Kenntnissen über das Sprachsystem (Grammatik und Wortschatz) und aus Wissen von Interpretations- und Anwendungsregeln, aus kommunikationskulturellem Wissen.

Erst die Gesamtheit der verschiedenen Wissensbestände ermöglicht kompetentes Kommunizieren und verleiht «Ausdrucksfähigkeit». Von einer Muttersprache sprechen wir i.a. dann, wenn eine Sprache *aktiv* und (subjektiv) *vollumfänglich* beherrscht wird.[7]

Unsere bisherigen Beobachtungen legen den Schluss nahe, dass die Beziehung Schweizerdeutsch Sprechender zum gesprochenen Hochdeutschen stark von einem Gefühl der Unsicherheit geprägt ist, das nur zum Teil auf vermeintlich «schlechte Aussprache» zurückzuführen ist. Die speziell und betont auf schweizerisch angelegte Aussprache, wie man sie durchwegs in Klassen ab dem 3./4. Schuljahr trifft, scheint eher eine *Schutzfunktion* und eine *Funktion der Selbstdarstellung*[8] zu sein.

7 Diese Charakterisierung ist nicht normativ gemeint: im Unterschied zu einer Fremdsprache zeichnet es die Muttersprache aus, dass wir uns «in ihr» «wohlfühlen», dass wir uns «mit ihr» und «durch sie» ausdrücken können, dass wir das, was andere in eben dieser Muttersprache sagen, weitgehend verstehen. Die Idee des lebenslangen Sprachlernens, der Spracherwerb als ständiger Prozess, ist hiermit nicht ausgeschlossen.

8 Wir schliessen uns bei diesem Konzept eng an Goffman an, der die zwischenmenschlichen Beziehungen und das kommunikative Handeln von einem Dramaturgischen Ansatz aus beschreibt. Selbstdarstellung ist ein Begriff dafür, dass jedes Individuum in jeder Kommunikation den Eindruck, den andere bekommen oder haben sollen, zu steuern versucht. Möglichkeiten, sich selbst als Individuum mit bestimmten Fähigkeiten und Eigenschaften darzustellen, sind in der jeweiligen Kommunikationskultur geregelt (vgl. Werlen, I. 1992, 6581, Wymann 1990). Ein typischer Fall einer kommunikationskulturellen Interpretation der Selbstdarstellung aus der Eigenperspektive ist die eingangs zitierte Schilderung von Hansmartin Schmid.

Von *Schutzfunktion* sprechen wir, weil ähnlich wie beim Gebrauch einer Fremdsprache die Aussprache, der Akzent, deutlich signalisiert: «Das ist nicht meine Muttersprache; das ist angelernt.» Als eine *Funktion der Selbstdarstellung* lässt sich die vermeintliche oder tatsächliche «holprige Ausdrucksweise» auffassen, ohne dass man gleich Parallelen zum Hochdeutsch schweizerdeutscher (und auch bayrischer, schwäbischer, rheinischer) Politiker zieht. Der schweizerdeutsche «Touch», wie es eine Sekundarschülerin aus Rothrist nannte, zeigt an, dass man sich qua Sprache als gruppenloyal ausweist.[9]

2.2 Muttersprache oder Fremdsprache?

Das oben erwähnte Teilprojekt vergleicht die Unterrichtssituation und das hochsprachliche Sprechen in Klassen, die von Lehrkräften aus der BRD unterrichtet werden, mit Klassen, die von einheimischen Lehrkräften unterrichtet werden.

Das Teilprojekt verfolgt zwei Hauptziele:
(1) Fassen Schülerinnen und Schüler, die mit der deutschen Unterrichtssprache einer nichteinheimischen Lehrkraft «konfrontiert» sind, diese als *Muttersprache* oder als *Fremdsprache* auf?
(2) Wie wirkt sich das kommunikative Verhalten nichteinheimischer Lehrkräfte auf die Beziehung der Schülerinnen und Schüler zum Hochdeutsch Sprechen aus?

Hinter diesem Teilprojekt steht die Vorstellung, dass Lehrkräfte aus dem bundesdeutschen Sprachraum ein anderes Sprachverhalten praktizieren als deutschschweizerische Lehrkräfte: Nicht nur dass sich Kontinuum und Diglossie gegenüberstehen, es handelt sich ganz konkret auch um einen anderen Umgang mit dem Hochdeutschen, um eine andere Kommunikationskultur.

Eine simple Überlegung steht am Anfang einer komplizierten Beschreibung von Interaktionsstrukturen: Sollte das Hochdeutsche für Kinder eine Fremdsprache in dem Sinne sein, dass sie sie nicht verstehen, so müsste sich das Nichtverstehen in einem Unterricht zeigen, in dem die Lehrkraft Hochdeutsch spricht. Vor allem am Schulanfang pflegt man in deutschschweizerischen Schulen Mundart zu sprechen, nicht zuletzt mit dem Argument, die Kinder verstünden nur Mundart. Unsere Beobachtungen zeigen ebenso wie die Befragungsergebnisse, dass diese Auffassung dem sprachlichen Vermögen deutschschweizerischer Kinder nicht (mehr) entspricht.

9 Die identitätsstiftende Funktion des Schweizerdeutschen auf staatspolitischer Ebene und auf sozialpolitischer Ebene sind die eine Seite der Medaille (vgl. Haas 1992; RIS 1979, 1990; Werlen, I. 1983), die andere ist die Verknüpfung mit subkulturellen Werten und Bindungen, wie z.B. Jugendgruppen, Sportgruppen.

Vor allem Kinder am Schulanfang sprechen dann Hochdeutsch, wenn die Lehrkraft bzw. die Unterrichtssituation das von ihnen verlangt. Unsere Beobachtungen und Befragungen geben keinerlei Hinweise darauf, dass die Kinder Verstehensprobleme mit dem Hochdeutschen nichteinheimischer Lehrkräfte haben. (Es ist eher umgekehrt.)[10]

«Bei meiner Einschulungsklasse und bei anderen Primarklassen ist es so, dass die Kinder mich problemlos verstehen, Schweizer Kinder jedoch Privates oder längere Geschichten im Dialekt erzählen.» fb (5)/4.2

«Die Kinder nehmen sofort die hochdeutsche Sprechweise an, sie können sich sehr schnell und erstaunlich gut in Hochdeutsch ausdrücken. Fehler in der Sprechweise korrigiere ich *nicht*.» fb (8)/5.1

«Im Gespräch mit Eltern hatte ich in den letzten 2 Jahren den Eindruck, dass es sich positiv ausgewirkt hat. Sie vergleichen mit Geschwisterkindern, die häufig erst in der 3. oder 4. Klasse besser schreiben und lesen. Sie vergleichen ihre Kinder und stellen fest, dass das jüngere Kind bereits vieles beherrscht.» fb (10)/5.1

«Meine überwiegend hochdeutsche Sprache hatte positiven Einfluss sowohl auf die mündliche als auch auf die schriftliche Ausdrucksweise der Schüler. Sie sind fähig, mundartliche Ausdrücke mühelos in die schriftdeutsche Sprache zu übertragen.» fb (12)/5.1

«Ich habe das Gefühl, den Schülern fällt es manchmal leichter, etwas in Hochdeutsch zu sagen. Sie haben auch etwas mehr im Gefühl, was 'typische Dialektausdrücke' sind.» fb (13)/5.1

«Habe die ganze 1. Klasse nie auf dem Schriftdeutschen bestanden. Damit war kein Zwang ausgeübt und evtl. keine Ängste des Nichtkönnens. 'Eingeführt' habe ich die Standardsprache bei einer Werkstatt, in der eine 'Sitzung' vorkam, die in Deutschland abgehalten wurde. Die Kinder haben das mit einer Selbstverständlichkeit angenommen und gesehen, daß sie ja Schriftdeutsch können. Mit ein paar Ausnahmen waren keine Bemühungen vorhanden.» fb (22)/5.1

In diesem Kontext kann von *Fremdsprache* nicht die Rede sein. Burger/Häcki Buhofer/Stern (1991 und 1992) haben in ihrem Nationalfondsprojekt nachweisen können, dass Deutschweizer Kinder vor und kurz nach dem Schulanfang über ein breites Spektrum an deutschen Varianten verfügen. Die Sprache als solche ist nicht «fremd», wahrscheinlich sind ihre Gebrauchsweise und das Gefühl beim Gebrauchen fremd.

Ein zentraler Unterschied zwischen den Klassen, die von einheimischen Lehrkräften und denen, die von nicht-einheimischen Lehrkräften unterrichtet

10 Ein Betreuer der deutschen Lehrkräfte fasst dies kurz zusammen: «Ich hörte von bestimmten Eltern, dass sie Angst haben, das Kind könnte die Lehrkraft nicht verstehen oder umgekehrt. Dies wird besonders dann gerne angeführt, wenn man mit der Entscheidung der Lehrkraft betreffend Oberstufenschule o.ä. nicht einverstanden war. Tatsächlich habe ich festgestellt, dass selbst Kleinklassenkinder dem Unterricht einer Lehrkraft mit perfekter hochdeutscher Sprache folgen konnten. Einzig bei bestimmten Ausdrücken (von den Kindern in Mundart) sind Verständigungsschwierigkeiten aufgetreten.» fb (1)/5.1

werden, zeichnet sich nach den Beobachtungen in den Klassen und den Fragebogenauswertungen deutlich ab: Schülerinnen und Schüler, die von deutschen Lehrkräften unterrichtet werden, zeigen eher eine Bereitschaft, Hochdeutsch zu sprechen, als Schülerinnen und Schüler, die von einheimischen Lehrkräften unterrichtet werden. Wir glauben nicht, dass sich dieser Unterschied darauf zurückführen lässt, dass einheimische Lehrkräfte eventuell weniger häufig oder weniger gern Hochdeutsch als Unterrichtssprache wählen. Der Grund für eine offenere Haltung bei Schülerinnen und Schülern liegt u.E. in den Kontaktmöglichkeiten und in dem Gefühl der Stimmigkeit: Mit der deutschen Lehrkraft erlangt das Hochdeutsch Sprechen Plausibilität, «es macht einen Sinn» (Sekundarschülerin aus Rothrist). Durch die Interaktion mit der anderen Gebrauchsweise gewinnen sie eine gewisse Sicherheit im Umgang mit Interpretations- und Anwendungsregeln, sie können ihr kommunikationskulturelles Wissen in dieser Richtung ausbauen und an Sicherheit gewinnen.[11]

«(...) Ich selbst bin unbefangener im Hochdeutschen, das färbt auf die Kinder ab.» fb (4)/6.1

«Den Kindern fällt es einfacher, den Grundwortschatz in Hochdeutsch sprechen und schreiben zu können. Aufgabenstellungen in Hochdeutsch werden schneller wahrgenommen und verarbeitet. Das Hochdeutsch wird nicht wie eine 'Fremdsprache' gelernt, sondern geht natürlich in den Sprachgebrauch über.» fb (11)/5.1

«Schüler lernen, ohne Hemmungen die Schriftsprache zu sprechen.» fb (16)/5.1

«(...) Meine Schüler freuen sich, wenn sie mit mir hochdeutsch sprechen können.» fb (7)/3.3

«Die Kinder wünschen sich immer wieder beim Hochdeutsch bleiben zu dürfen, wenn ich sie auffordere, beim Erzählen auch mal Dialekt zu sprechen. Theaterstücke in Mundart wurden auch abgelehnt.» fb (8)/5.2

«Durch Eltern ist mir immer mehr bewußt geworden, daß mein Hochdeutsch den Kindern ein natürliches Lernen ermöglicht. Welcher Schweizer spricht schon 3 Stunden reines Hochdeutsch!? Für meine Kinder ist es ein Lernspiel.» fb (11)/6.1

Diese Zitate bringen die skizzierte Kernproblematik des Hochdeutsch Sprechens auf den Punkt: Das kompetente Sprechen einer Varietät basiert auf Kenntnissen vom Sprachsystem und auf Kenntnissen der Anwendungs- und Interpretationsregeln; erst beides zusammen gibt die nötige Sicherheit, um eine Bereitschaft zum Sprechen zu entwickeln.

Unseren Beobachtungen nach sind Unwohlsein, Unsicherheit und Unwilligkeit im Hinblick auf das Hochdeutsch Sprechen eher eine Folge kommuni-

11 Es kann nicht die Rede davon sein, dass das eine schlechter und das andere besser ist! Es ist eine Frage der Perspektive und der Ziele, die man setzt oder gesetzt bekommt, wie die Beziehung zum Hochdeutschen aussehen soll.

kationskultureller Unkenntnis, als einer Unfähigkeit, «korrekt» hochdeutsch zu sprechen. Dass Schülerinnen und Schüler, die von deutschen Lehrkräften unterrichtet wurden/werden, mehr Bereitschaft und mehr Sicherheit im Umgang mit Hochdeutsch Sprechen zeigen, liegt sicher nicht allein an einem «Trainingseffekt». Ein solcher ist eine Folge angewachsenen Selbstbewusstseins, nicht seine Ursache! Der sprachliche Effekt rührt von den gewonnenen pragmatischen Erfahrungen her und entsteht daraus, dass Hochdeutsch als Muttersprache erlebt wird. Die Wahrnehmungen und Kontaktmöglichkeiten ebnen die Wege, Verstehens- und Anwendungsroutinen aufzubauen.

3. Unterrichtssprache zwischen Muttersprache und Fremdsprache

• Welchen Einfluss hat die Unterrichtssprache auf den Erwerb von Kompetenzen im gesprochenen Hochdeutsch?

Wie bei Lehrkräften aus dem bundesdeutschen Sprachraum die nichtschweizerische Kommunikationskultur zum Tragen kommt, so bei den Lehrkräften mit einheimischer Mundart die deutschschweizerische. Deutschen Lehrkräften ist diese Problematik des «doppelten Hochdeutsch» durchaus bewusst:

> «Hochdeutsch ist nicht gleich Hochdeutsch. Viele Süddeutsche sprechen die Wörter zwar dialektfrei aus, übernehmen aber Satzbau und Idiome des Dialekts. Das ist nicht das Hochdeutsch, das Sprachwissenschaftler meinen. In der Schweiz gibt es auch eine solche Hochsprache. Das deutsche Hochdeutsch in der Schweiz durchzusetzen, ist vielleicht nicht geschickt; es hat sich hier ein Schweizer Hochdeutsch entwickelt (-> Zeitschriften, Nachrichten, Literatur), das ein deutscher Lehrer nicht vermitteln kann.» fb (6)/6.1

> «Ich glaube, es ist sehr wichtig, daß der deutschsprachige Lehrer nicht als oberste Norm auftritt: Nur Schriftdeutsch ist gut! Bei der Befragung wäre diese Einstellung wichtig zu erfahren. Wurde den Schülern erklärt, warum sie Schriftdeutsch lernen sollen?» fb (22)/6.2

Nun ist aber das Hochdeutschsprechen einer einheimischen Lehrkraft mit einheimischen Kindern ein echtes kommunikationskulturelles Problem: Es ist nicht üblich, dass Schweizerdeutsch Sprechende untereinander Hochdeutsch sprechen. Reicht die Unterrichtssituation aus, diese Regel ausser Kraft zu setzen?

Offenbar entwickeln Kinder verschiedener Altersstufen verschiedene Strategien, um diesem Zielkonflikt auszuweichen: Nach unseren Beobachtungen sprechen Kinder ab dem 4. Schuljahr ein *Schweizerhochdeutsch*, das sich deutlich von dem Hochdeutsch unterscheidet, das sie in Spielen verwenden, oder sie verweigern hochdeutsche Beiträge bzw. Äusserungen im Unterricht.

In der Regel sprechen Kinder bzw. Jugendliche in der Realschule nur auf nachdrückliches Verlangen hin Hochdeutsch, gleich ob schweizerisches oder «neutrales». Gegenüber Befragungen zu ihrem Sprachverhalten sind Kinder

und Jugendliche zwar sehr aufgeschlossen (vor allem, wenn sie während der regulären Unterrichtszeit stattfinden), aber ihre Informationen sind schwer zu interpretieren.[12]

Unsere Beobachtungen und Befragungen führen zu Feststellungen, die mit denen von Sieber/Sitta (1986) formulierten übereinstimmen. Ist der Einsatz des Hochdeutschen als Unterrichtssprache auf bestimmte Sprachfunktionen und Gesprächssituationen beschränkt, so erhalten Schülerinnen und Schüler den Eindruck einer nur begrenzt brauchbaren Varietät – ein Eindruck, der unter dem Blickwinkel der Mundartdominanz in der deutschsprachigen Schweiz auch stimmt![13]

Wenn sich der mündliche Hochsprachegebrauch einheimischer Lehrkräfte auf bestimmte Fächer («Hauptfächer», «Kopffächer»), auf bestimmte Selbstdarstellungs-Funktionen: Schülerrolle, Rolle einer Lernenden, eines Lernenden, auf bestimmte Mitteilungsformen beschränkt, so werden «normaler Umgangston», Beziehungspflege und vor allem In-group-Kommunikationen auf Hochdeutsch ausgeschlossen: Hochdeutsch erscheint als eine Varietät ohne gruppenstiftende Wirkung, ohne Gruppensignal, Hochdeutsch ist die Sprache der anderen, ist nicht unsere «Muttersprache» im Sinne von «zu uns gehörender Sprache».

Diese Verwendung wirkt möglicherweise kontraproduktiv für den Erwerb hochsprachlicher überregionaler Kompetenzen; «produktiv» ist sie im Erwerb von Kompetenzen für die mundartdominierte Sprachwelt, in der Hochdeutsch eine Fremdsprache sein soll, damit der Dialekt auch die Funktionen einer standardisierten, überregionalen Hochsprache übernehmen kann. Der Ausbau kommunikativer Kompetenzen – auch mundartlicher – nützt auf jedem Fall dem Lehr- und Lernziel *Ausdrucksfähigkeit*; die Frage, ob Mundart als Unter-

12 Über die methodologische Problematik und über mögliche Zugänge zu Sprachhandlungsdaten berichten wir in Burger/Häcki Buhofer/Stern (i.Vorber.).

13 «(..) Es ergibt sich nur manchmal die Diskrepanz, wenn Ausländerschüler zwar die Standardsprache im Zusatz 'Deutsch' lernen, die Lehrkraft aber dort Anweisungen etc. in Schweizerdeutsch gibt. Seitdem ich auf Hochdeutsch umgeschaltet habe, zeigen diese Kinder auch bessere Fortschritte, interessanterweise in beiden Sprachen (Schweizerdeutsch, wenn sie untereinander mit Kameraden sprechen). Die Kinder haben mir sogar erzählt (nicht Ausländer!), dass sie zunächst automatisch auch bei Fachlehrerinnen (TW und katholische Religion) in Schriftdeutsch beginnen, bis die Lehrkraft darauf aufmerksam macht.» fb (22)/4.2

richtssprache generell negative Auswirkungen auf den Erwerb des Höchdeutschen hat, bleibt offen.

Höhere Pädagoische Lehranstalt — Erika Werlen
4800 Zofingen

Universität Bern — Karl Ernst
Universitäres Forschungszentrum für Mehrsprachigkeit (UFM)
3000 Bern

Literatur

Burger, Harald; Häcki Buhofer, Annelies; Stern, Otto (1991 und 1992): «*Zwischenberichte zum Nationalfondsprojekt 'Spracherwerb in der deutschen Schweiz'*». Unveröff. Manuskripte. Universität Zürich

Ernst, Karl, Werlen, Erika (i.Vorb.): «*Dialektale und hochsprachliche Kommunikationskultur von Schulkindern: Hypothesen und methodische Zugänge.*» In: Burger, Harald, Häcki Buhofer, Annelies, Stern, Otto (Hrsg.): Spracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache.

Goffman, Erving (1977): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag, ISBN 3 518 07472 5

Goffman, Erving (1978): *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag, ISBN 3 518 06359-6

Haas, Walter (1992): «Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz». In: *Dialect and Standard Language. Dialekt und Standardsprache in the English, Dutch, German and Norwegian Language Areas.* Hrsg. v. J.A. Van Leuvensteijn and J.B. Berns. North-Holland, Amsterdam, p. 312-336

Lachner, Johann (1973): *999 Worte Bayrisch*. München, Süddeutscher Verlag, 3. Auflage

Oksaar, Els (1984): «'Spracherwerb – Sprachkontakt – Sprachkonflikt' im Lichte individuumszentrierter Forschung.» In: *Spracherwerb – Sprachkontakt – Sprachkonflikt*, Hrsg. von Els Oksaar, Berlin, p. 244-266

Oksaar, Els (1988): *Kulturemtheorie. Ein Beitrag zur Sprachverwendungsforschung*. Hamburg, Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, ISBN 3 525 86235 0

Ris, Roland (1979): «Dialekt und Einheitssprache in der deutschen Schweiz». In: *International Journal of the Sociology of Language* 21, p. 41–61

Ris, Roland (1990): «Diglossie und Bilingualismus in der deutschen Schweiz». In: Vouga, Jean-Pierre (Hrsg.), *La Suisse face à ses langues – Die Schweiz im Spiegel ihrer Sprachen – La Svizzera e le sue lingue*. Aarau, Verlag Sauerländer, p. 40–49, ISBN 3 7941 3312 9

Schläpfer, Roland, Gutzwiler, Jürg, Schmid, Beat (1991): *Das Spannungsfeld zwischen Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz*, Aarau, Verlag Sauerländer, ISBN 3 7941 3511 3

Schmid, Hansmartin (1992): *Ein Unterschied wie zwischen Schmidt und Schmid*. Chur, Verlag Bischofberger AG, ISBN 3-905174 08 1

Schuppenhauer, Claus/Werlen, Iwar (1983): «Stand und Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekt und deutscher Standardsprache». In: W. Besch, U. Knoop & H.E. Wiegand (Hrsg.), *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*, 2. Halbband, p.1411–1427. Berlin, de Gruyter

Sieber, Peter (1990): *Perspektiven einer Deutschdidaktik in der deutschen Schweiz*. Aarau, Verlag Sauerländer, ISBN 3 7941 3169 X

Sieber, Peter, Sitta, Horst (1986): *Mundart und Standardsprache als Problem der Schule*. Aarau, Verlag Sauerländer, ISBN 3 7941 2775 7

Vouga, Jean-Pierre (1980): *Westschweizer, Deutschschweizer, Tessiner*. Zürich, HeCHtVerlag, ISBN 3 857 24 006 7

Werlen, Erika (1991): «Dialekt(e) in Kontakt und Konflikt». In: *700 ans de contacts linguistiques en Suisse*. Hrsg. von René Jeanneret. *Bulletin CILA 54*. Neuchâtel. p. 1351–46

Werlen, Erika (ersch.): «Dialekt als Norm. Hochdeutsch als Abweichung. Zur Situation von Dialekt und Schule in der deutschsprachigen Schweiz». In: Klotz, Peter, Sieber, Peter (Hrsg.) *Deutsch im Gespräch – Vielerlei Deutsch*. Stuttgart, Klett Schulbuchverlag.

Werlen, Iwar (1988): «Swiss German Dialects and Swiss Standard High German. Linguistic Variation in dialogues among (native) speakers of Swiss German Dialects.» In: *Variation and Convergence. Studies in Social Dialectology*. Hrsg. von Peter Auer und Aldo Di Luzio. Berlin. p. 94–124

Werlen, Iwar (1991): «Mit französischem Akzent sprechen – Analyse eines Beispiels». In: *700 ans de contacts linguistiques en Suisse*. Hrsg. von René Jeanneret. *Bulletin CILA 54*. Neuchâtel. p. 105–134

Werlen, Iwar (1992): *«... mit denen reden wir nicht» Schweigen und Reden im Quartier*. Basel, Helbig & Lichtenhahn Verlag AG, ISBN 3-7190-1243-3

Wymann, Adrian (1990): *Die Selbstdarstellung in narrativen Interviews als Parameter von Kommunikationskulturen*. Bern: Institut für Sprachwissenschaft (Arbeitspapiere, 28)

Instrumentelles Schreiben im Alltag – Schriftliche Versandhandelskommunikation

1. Einleitung

Der Ausdruck «instrumentell» spricht ohne Erläuterung nicht klar genug für sich; deshalb soll seine Wahl und Verwendung einleitend begründet werden.

Es geht mir im folgenden um alltägliches Schreiben, dabei aber weniger um das Schreiben von Briefen an Freunde oder Verwandte, nicht um Tagebücher und auch nicht um das Schreiben von Einkaufslisten u.ä. Diese Möglichkeiten des Schreibens werden sehr individuell mehr, weniger oder gar nicht genutzt. Ich behandle im folgenden auch nicht die schriftliche Kommunikation der Bürger mit ihrer Verwaltung auf staatlicher oder kommunaler Ebene. Diese Kommunikation ist weitgehend durch Formulare vorstrukturiert. «Diese anonymen, unpersönlichen Papiere stellen an die Lesefähigkeit und -geduld des Antragstellers grössere Anforderungen als an seine Schreibfertigkeit. Denn oft genügt ein Kreuz an einer vorgezeichneten Stelle als maschinenauswertbare Antwort.» (Grosse et al. 1989, 14). Die Kommunikation mit der Verwaltung haben die Autoren des Lesebuches «Denn das Schreiben gehört nicht zu meiner täglichen Beschäftigung» vor Augen, wenn sie ausführen: «In den sozialen Beziehungen einer komplex und kompliziert gewordenen Gesellschaftsorganisation ist die schriftliche Verständigungsmöglichkeit *unerlässlich* (Hervorhebung AHB) geworden. Die Organisationsformen des Zusammenlebens, die staatlichen, städtischen und dörflichen Verwaltungen kommen ohne den Schriftverkehr nicht mehr aus.» (Grosse et al. 1989, 12). Diese Kommunikation ist weitgehend «obligatorisch», man kann sich ihr nicht entziehen.

Der vorliegende Aufsatz analysiert das Schreiben im Versandhandel und berücksichtigt dabei (aus Platzgründen) vor allem die nicht-professionelle Kundenseite. Aus der Perspektive der Fachsprachenforschung kann man bei der Kommunikation über die Fachgrenzen hinaus mit nicht-professionellen Kunden von «externer Kommunikation» sprechen (vgl. v. Hahn 1983, 78 und Kalverkämper 1983, 144). Allerdings ist der Begriff aus der Perspektive des Faches geprägt worden und wird als unidirektionaler («aus dem Fach hinaus» eben) aufgefasst, währenddem ich im folgenden beide Richtungen der Kommunikation – auch diejenige von aussen ins Fach hinein – zu einem Untersuchungsobjekt zusammenfasse. Dadurch kommen auch die Kommunikationszusammenhänge in den Blick, in denen die geschriebenen Texte stehen, sowie die Funktionen, die sie darin übernehmen.

Die schriftlichen Texte, die im Handel eine Rolle spielen, sind nicht privat, nicht familiär, aber auch nicht öffentlich, nicht offiziell: Ich spreche im fol-

genden von «instrumentellem Schreiben» und «instrumentellen Texten». Der Ausdruck wird bei Henne, Rehbock 1982 zusammen mit «arbeitsorientiert» (29 f.) genannt. Allerdings ist dabei wenig einleuchtend, warum als Gegensatz zu «instrumentell» «kommunikativ» angeführt wird. Kommunikativ sind instrumentelle Texte auch.

Eine Abgrenzung von den eben angeführten Charakterisierungen «privat», «familiär», «öffentlich», «offiziell» wäre einfacher, wenn sie terminologisch festgelegt wären. Solche Kennzeichnungen werden in der Gesprächsanalyse zur Typologisierung von Gesprächen verwendet. Bei Henne, Rehbock 1982 ist «privat» der Gegenbegriff zu «öffentlich» (dazwischen stehen «nicht öffentlich» und «halb öffentlich»). Im Kommentar dazu heisst es, dass anstatt einer Erläuterung auf die semantische Aussagekraft dieser Ausdrücke vertraut werde. Wenn ich auf die semantische Aussagekraft dieser Ausdrücke vertraue, so stelle ich fest, dass die meisten Handelstexte insofern nicht privat sind, als wildfremde Menschen in institutionalisierten Rollen miteinander zu tun haben, aber insofern auch nicht öffentlich sind, als die möglichen Adressaten auf die Funktionsträger von Käufer- und Verkäuferrollen beschränkt sind und zumindest die Übernahme der Käuferrolle einen privaten Entscheid darstellt. Die folgende Analyse wird zeigen, dass dieses Schreiben auch private und persönliche Züge hat.

Es geht im folgenden konkret vor allem um Briefe, aber auch um andere Textsorten wie Notizen, um die schriftliche Kommunikation im Zusammenhang mit alltäglichen Erledigungen insgesamt. Diese instrumentellen Texte sind weniger dem individuellen Belieben überlassen als Tagebücher, aber auch weniger obligatorisch als beispielsweise Steuererklärungen, die mit keiner Begründung umgangen werden können: Weniger dem individuellen Belieben überlassen, weil es Gründe für die schriftliche Produktion gibt, die nicht in individuellen Vorlieben und Abneigungen («ich schreibe gern», «Schreiben ist mühsam») liegen. Die Schreibenden geben z. B. an, dass sie auf diese Weise eine Angelegenheit erledigen können auch ausserhalb der Geschäftszeit und auch, wenn das Telefon dauernd besetzt ist. Weniger obligatorisch als beispielsweise Steuererklärungen sind die Texte deshalb, weil die SchreiberInnen in vielen Fällen – auch auf der professionellen Seite – doch wählen können, ob sie die Angelegenheit schriftlich oder mündlich erledigen wollen.

Weder die Schule, die doch für das Leben ausbildet, noch die Erwachsenenbildung für funktionale Analphabeten, noch die Linguistik, in deren Zuständigkeitsbereich Theorien zur Schriftlichkeit gehören, kennt heute das alltägliche Schreiben von Erwachsenen, die Schreiben und Lesen können, aber keine SchreibspezialistInnen sind. Wir wissen nicht, was diese Erwachsenen damit anfangen in ihrem Alltag, wozu und in welchen Formen sie es einsetzen.

2. *Zum Stand der Forschung*

Das instrumentelle Schreiben ist bisher vor allem für den Kaufmannsstand und damit für den Handel wissenschaftlich untersucht worden – allerdings nur für die professionelle Seite und nur in Lehrbuch- und Mustertexten und ohne Berücksichtigung von externen Kommunikationszusammenhängen. Die Erforschung von nicht-professionellem Schreiben stellt ein neues Forschungsgebiet dar (vgl. Häcki Buhofer 1985, Grosse et al. 1989, Schikorsky 1990, Häcki Buhofer im Druck), zu dem aber noch nicht viele Ergebnisse vorliegen. Das liegt nicht zuletzt an der faktischen Vielfalt und Individualität nicht professionell schreibender Menschen, die sinnvollerweise auch nicht reduziert werden kann, indem man sich an der Norm – sprich: an Leitfäden für die kaufmännische Korrespondenz – statt an faktischen Korrespondenzereignissen orientiert.

2.1. Die Bedeutung des Schreibens für sogenannte «kleine Leute»

Die beiden oben genannten neueren Untersuchungen von Grosse et al. 1989 und Schikorsky 1990 betreffen das 19. Jahrhundert und haben folgendes ergeben:

Isa Schikorsky, die sich mit ihrer materialreichen Arbeit zum privaten Sprachverhalten «kleiner Leute» auf Tagebücher, Briefe, Lebenserinnerungen und Chroniken abstützt, hält zusammenfassend fest, dass die Handwerker, Bauern und Kleinbürger «trotz alledem» geschrieben haben: «trotz Zeitknappheit, ungünstiger räumlich-situativer Bedingungen, schlechter physischer und psychischer Befindlichkeiten und trotz teilweise recht begrenzter Kenntnisse über schriftsprachliche Normen und Konventionen.» Motiv für das Schreiben ist in der überwiegenden Zahl der Fälle «eine Orientierung am Ereignis, die mit dem Aspekt des Reisens im weitesten Sinne im Zusammenhang steht. Die an die praktischen Zwecke «Krieg», «Ausbildung», «Existenzsicherung» und «Genesung» gebundenen Reiseformen stellten den stärksten Schreibanreiz für die 'kleinen Leute' dar.» (Schikorsky 1990, 310). Soweit die geschriebenen Texte kommunikativ ausgerichtet sind (Tagebücher sind meistens nur für die Schreiber selber bestimmt), nimmt die Funktion des Kontaktsicherns die hervorragendste Stellung ein (vgl. 310). Diejenigen, die schreiben wollen, lassen sich auch dann nicht davon abhalten, wenn sie die schriftsprachlichen Normen und Konventionen nur teilweise beherrschen.

Häufiger waren demgegenüber trotzdem schon im 19. Jahrhundert die durch die Umstände erzwungenen privaten Texte, wie sie bei Grosse et al. 1989 («Der Alltag kleiner Leute in Bittschriften, Briefen und Berichten aus dem 19. Jahrhundert») präsentiert werden: Anträge auf Erstattung von Kosten oder aus-

gelegten Geldbeträgen, Gesuche um Einstellung in einen Dienst, Beschwerden etc. sind die Textsorten, die untersucht werden. Die Analyse dieser Texte gibt ein Bild von Schreibenden, die als Bittende, Fordernde, Klagende etc. eine bestimmte Stil- und Schreibhaltung annehmen mussten, die in starkem Gegensatz zur gesprochenen Sprache stand. Die Schreibenden mussten «ihren eigenen Weg suchen und finden, der trotz der unerlässlichen Zutaten des formelhaften Aufputzes individuell blieb.» (14). Interessant ist auch aus heutiger Sicht die Beobachtung, dass «die gestanzte Kruste der gängigen Formulierungen gesprengt wird», wenn Anteilnahme, Sorgen, Verzweiflung, Freude, Sehnsucht «sich in Emotionen entlädt» (14), weil die erstarrte Formelhaftigkeit der unerlässlichen Konvention kein Ventil für den Ausdruck von Emotionen bietet. Die Beobachtungen, wonach die Absichten der Schreibenden unmissverständlich zum Ausdruck kommen, und die positive Bewertung, die damit verbunden wird, sind auch für unsere Zeit aktuell: Grimberg, Hölscher (in: Grosse 1989) führen anlässlich eines stilistisch gescheiterten Liebesbriefes an: «Doch so brüchig das Ornament auch erscheinen mag, die Absicht des Schreibers kommt unmissverständlich zum Ausdruck! Die 'Emanzipation' verwirklicht sich eben nicht nur durch einen möglichen Zugewinn an Sprachrichtigkeit, sondern auch in der intuitiven Erkenntnis und Nutzung einer Sprache, die man als Instrument zur Durchsetzung eigener Interessen und Absichten beherrschen lernt.» (98)

2.2. Ältere Untersuchungen zur Kaufmannssprache – Entwicklung des beruflichen Schreibens zur Entpersönlichung und Emotionslosigkeit

Generell stellt die wissenschaftliche, historisch ausgerichtete Würdigung der Kaufmannssprache als Berufssprache den Versuch dar, der viel geschmähten Kaufmannssprache von ihrer Funktion und Entwicklung her Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Trotzdem bleibt die Beurteilung der Kaufmannssprache um und kurz nach der Jahrhundertwende auch von wissenschaftlicher Seite her ambivalent. (Vgl. Häcki Buhofer im Druck)

Als Darstellung aus den dreissiger Jahren möchte ich die Arbeit von Siebenschein 1936 herausgreifen: Siebenscheins «Abhandlungen zur Wirtschaftsgermanistik» behandeln zum Teil Wirtschafts- und Sozialgeschichte, beschäftigen sich aber auch mit sprachkritischen Bemerkungen zum Wechselgesetz oder zum Mahn- und Werbebrief und enthalten eine Studie über die Industrialisierung als gestaltenden Faktor des Sprachwandels in der deutschen Handelssprache (vgl. auch Henke 1991, 15). Siebenscheins Diagnose lautet: «Steiler Verfall nach der Jahrhundertmitte, Tiefstand der achtziger Jahre und ansteigende, sowohl in der Wortwahl wie im Satzbau durchwirkende Sprachreinigung am Jahrhundertende», die auf die Industrialisierung zurückgeht (175).

Er nennt das Sprachtempo, die Entpersönlichung des Briefstils und die Affektausschaltung als wesentliche Aspekte, unter denen sich schriftliche Handelstexte verändert haben, und illustriert die Entwicklung an Sammlungen von Handelsbriefstellern von 1835, 1858 und 1884. Unter «Sprachtempo» versteht Siebenschein, den Aufwand an Wörtern, den man betreibt, um sich auszudrücken.

Seit 1835 sieht Siebenschein allgemein das Sprachtempo höher und Kürze demzufolge als immer wichtiger: Man enthält sich bereits Mitte des Jahrhunderts in Briefen der blossen Vermutungen, «der gemütlich erzählenden Mitteilung über die beabsichtigte Verwendung der Ware, der selbstverständlichen Motivenschilderung der Bestellung» und sagt nichts, «was für den Bestellungsempfänger und für seine Ausführung zu wissen nicht von Belang wäre» (151). Der Handelsbrief verliert auch «die Wärme persönlicher Lebensbeziehungen der Geschäftsfreunde» (157). Die Entpersönlichung geht einher mit der Herausbildung der konventionellen Redeformel (vgl. 160). Als Formeln eignen sich nach Siebenschein vor allem Satzäusserungen, die für viele gleichartige Sprachhandlungen, wie Warenbestellungen oder Mahnungen gebraucht werden können, die man sich vorgedruckt vorstellen kann (183). Die Entwicklung geht also schon damals in Richtung Standardisierung. Man vergleiche diesbezüglich

> «Ich bekenne mich zum Empfang Ihres Briefes vom 30. Juli und danke Ihnen für das mir gemachte Anerbieten. Obgleich ich noch einen ziemlichen Vorrat von Kokosgarn auf Lager habe, so will ich dennoch die mir offerierte Partie von 57 Ballen acceptieren, falls ....» (183)

mit der formelhaften Bestellweise, die man immer auf dieselbe Art reproduzieren oder vordrucken und in bezug auf die aktuellen Daten ausfüllen kann, wie das heute am Computer gemacht wird:

> «Von dem mir mit Ihrer Zuschrift vom gestrigen Tage offerierten ... erbitte ich mir ...» (183).

Eine zunehmende Affektausschaltung zeigt Siebenschein an der Entwicklung der Mahnbriefe und der Briefe rund um das Konkursverfahren. Schon zwischen 1835 und 1858 verschwindet der Stil «überfliessender Herzensgüte», Affekte werden in wenigen kurzen Floskeln abgetan (vgl. 164). «Letzter Rettungswinkel» der kaufmännisch persönlichen Gefühlsbeziehung ist die Beziehung zwischen dem Warengrosshändler persönlicher Firmenprägung und dem Detaillisten (165). Aber im Bankwesen, in dem «die Mahnung zu einem ständigen Korrespondenzfall» wird, bilden sich Formeln heraus, die zu Standardbriefen kombiniert und aus Gründen der Zeitersparnis gedruckt werden (167). Mit der Verschickung von Rechnungsauszügen, auf denen eine Klebeettikette «Unsere Bank wartet» angebracht wird, sieht Siebenschein einen «Null- und Schwundpunkt» des Mahnbriefes erreicht. (Vgl. 170)

Aus der Sicht heutiger schriftlicher Kommunikation im Handel ist die Entwicklung, wie sie Siebenschein skizziert, aus folgendem Grund interessant: Währenddem die «gemütlich erzählende Mitteilung» auf dem Hintergrund der «persönlichen Lebensbeziehungen» und die Verbalisierung von Emotionen aus der professionellen Handelskorrespondenz – soweit sie keinen Werbecharakter hat – verschwunden sind, stellen persönliche Mitteilungen und emotionale Äusserungen in vielen Fällen auffällige Charakterzüge heutiger individueller Handelsbriefe dar, mit denen sich Kunden und Kundinnen an die Verkäuferfirma im schriftlichen Versandhandel richten. Diese Merkmale sind jedoch nicht mehr Ausdruck von persönlichen Lebensbeziehungen der Geschäftsfreunde und insofern funktionslose Relikte, bzw. Zeichen nicht entwickelter Professionalität. Ihre typische Verwendung ist jedoch die Kombination mit sachlichen und formelhaften Ausdrucksweisen, wie sie im Handel üblich sind.

2.3. Schreiben im Beruf aus der Sicht neuerer fachsprachlicher Forschung – oder sind fachsprachlicheTexte grundsätzlich explizit?

Schriftliche Fachtexte gelten u.a. im allgemeinen als explizit (vgl. dazu Häcki Buhofer 1985 und Häcki Buhofer im Druck).

So charakterisieren Schlieben-Lange, Kreuzer 1983 schriftliche Fachtexte durch die «zunehmende Bezugnahme auf das Symbolfeld». «Erst Schriftlichkeit macht» nach ihrer Auffassung «die Ausformulierung bislang deiktischer und ostentativer Akte notwendig und ermöglicht damit eine neue Form der Wissensverarbeitung, die sich von der Erfahrung des fachlich Handelnden abkoppeln kann. Dazu kommt, dass die Permanenz der Schrift die alte Art der Erfahrungstradition und Gedächtniskunst überflüssig macht und die Dynamisierung der Akkumulation und Vervielfachung von Wissen freisetzt.» (13).

Neue Formen der Wissensverarbeitung ermöglicht die Schriftlichkeit tatsächlich; Wissensverarbeitung, die sich von der Erfahrung der fachlich Handelnden ablöst, ist ein wesentlicher Gesichtspunkt auch für die Abwicklung von Kaufs- und Verkaufsverhandlungen. Der Effekt der Ablösung der Wissensverarbeitung von der Erfahrung der fachlich Handelnden beruht aber nicht nur auf individuellen Leistungen der Ausformulierung bisher deiktischer oder ostentativer Akte – der Herstellung expliziter Texte – sondern auch auf kollektiven Gedächtnisablagen, prototypisch in der Form einmalig ausgearbeiteter standardisierter Computerformulare: Ihre Struktur ist den MitarbeiterInnen bekannt und die Leerstellen können nach dem immer gleichen Schema auch von Datatypistinnen (nach vorliegenden Unterlagen) gefüllt werden. Darauf und auf dem Zugriff, den die verschiedensten MitarbeiterInnen auf diese Daten haben, beruht die Ablösung der Wissensverarbeitung von individueller Erfahrung beim Handel. Bezeichnenderweise haben diejenigen, die das objekti-

vierte und damit kollektive schriftliche Gedächtnis eines Verkaufsereignisses materialisieren, indem sie die Daten in den Computer eingeben, inhaltlich am allerwenigsten mit den Handelsereignissen zu tun. Im Falle der untersuchten Versandhandelsfirma ist es eine externe Firma, die die Datenerfassung macht (vgl. Kap. 3. 4.).

Einen anderen Grund für die unterstellte grundsätzliche Explizitheit von Fachtexten, sieht Giesecke 1983 in den Anforderungen, die an ein Kommunikationsmedium zu stellen sind in Sozialsystemen mit anonymen, indirekten Rollenbeziehungen (vgl. dagegen die schriftliche Form an sich als Grund für Explizitheit bei Schlieben-Lange, Kreuzer 1983). Giesecke, der solche Veränderungen am Beispiel des Rezepts studiert, ist der Auffassung, dass fachsprachliche Texte heute als Folge anonymer indirekter Rollenbeziehungen wesentlich expliziter und kohärenter seien als früher (vgl. 175). Für die historischen Rezepte gilt: «Kennt der Leser nun die Bedeutung weniger Ausdrücke, so kann er aufgrund seines eigenen Handlungswissens den Text des Rezepts rekonstruieren. Ihre Kohärenz erhalten die schriftlichen Rezepte nur in ganz begrenztem Umfang durch den Rückgriff auf syntaktische oder morphologische Strukturmerkmale der Einzelsprachen. Weder werden vollständige Sätze gebildet, noch werden die Substantive flektiert und auch die Verben werden, wenn sie überhaupt auftauchen und nicht durch ein «R = recipe = man nehme» abgekürzt werden, selten konjugiert. Standardschriftsprachliche Texte, wie wir sie heute verwenden, sind aber gerade dadurch gekennzeichnet, dass sie die grammatischen Mittel der Kohärenzherstellung extensiv nutzen.» (178). Obwohl die Rollenbeziehungen heute im schriftlich abgewickelten Handel zweifelsohne anonym und indirekt sind – auch wenn die nicht-professionellen Kundinnen und Kunden sich darüber nicht immer Rechenschaft geben -, sind wichtige schriftliche Texte im Handel nicht explizit und nicht kohärent: Im Versandhandel enthalten beispielsweise sowohl Bestellungen als auch Kontoauszüge zwar viele Details, die alle für den Handel notwendigen Informationen darstellen, ohne dass aber die Details zu expliziten und kohärenten Texten verbunden werden.

Einer der Gründe für die Fülle der Details dieser nicht expliziten und nicht kohärenten Texte liegt darin, dass solche Texte sowohl der Kommunikation dienen als auch als objektiviertes kollektives Gedächtnis fungieren, auf das sich alle Beteiligten beziehen, wenn es aus irgend einem Grund notwendig wird. Sie haben also sowohl kommunikative als auch mnemotechnische Funktion. Auch Kunden fordern einen detaillierten Kontoauszug an, wenn sie das Hin und Her von Lieferungen und Retouren im Versandhandel nicht mehr überblicken. Zwar fordert Giesecke 1983 in methodischer Hinsicht, die zwei Funktionstypen von Schriftlichkeit klar auseinanderzuhalten und für Texte, die als kommunikative Medien fungierten, kommunikationswissenschaftliche

vierte und damit kollektive schriftliche Gedächtnis eines Verkaufsereignisses materialisieren, indem sie die Daten in den Computer eingeben, inhaltlich am allerwenigsten mit den Handelsereignissen zu tun. Im Falle der untersuchten Versandhandelsfirma ist es eine externe Firma, die die Datenerfassung macht (vgl. Kap. 3. 4.).

Einen anderen Grund für die unterstellte grundsätzliche Explizitheit von Fachtexten, sieht Giesecke 1983 in den Anforderungen, die an ein Kommunikationsmedium zu stellen sind in Sozialsystemen mit anonymen, indirekten Rollenbeziehungen (vgl. dagegen die *schriftliche Form an sich* als Grund für Explizitheit bei Schlieben-Lange, Kreuzer 1983). Giesecke, der solche Veränderungen am Beispiel des Rezepts studiert, ist der Auffassung, dass fachsprachliche Texte heute als Folge anonymer indirekter Rollenbeziehungen wesentlich expliziter und kohärenter seien als früher (vgl. 175). Für die historischen Rezepte gilt: «Kennt der Leser nun die Bedeutung weniger Ausdrücke, so kann er aufgrund seines eigenen Handlungswissens den Text des Rezepts rekonstruieren. Ihre Kohärenz erhalten die schriftlichen Rezepte nur in ganz begrenztem Umfang durch den Rückgriff auf syntaktische oder morphologische Strukturmerkmale der Einzelsprachen. Weder werden vollständige Sätze gebildet, noch werden die Substantive flektiert und auch die Verben werden, wenn sie überhaupt auftauchen und nicht durch ein «R = recipe = man nehme» abgekürzt werden, selten konjugiert. Standardschriftsprachliche Texte, wie wir sie heute verwenden, sind aber gerade dadurch gekennzeichnet, dass sie die grammatischen Mittel der Kohärenzherstellung extensiv nutzen.» (178). Obwohl die Rollenbeziehungen heute im schriftlich abgewickelten Handel zweifelsohne anonym und indirekt sind – auch wenn die nicht-professionellen Kundinnen und Kunden sich darüber nicht immer Rechenschaft geben -, sind wichtige schriftliche Texte im Handel nicht explizit und nicht kohärent: Im Versandhandel enthalten beispielsweise sowohl Bestellungen als auch Kontoauszüge zwar viele Details, die alle für den Handel notwendigen Informationen darstellen, ohne dass aber die Details zu expliziten und kohärenten Texten verbunden werden.

Einer der Gründe für die Fülle der Details dieser nicht expliziten und nicht kohärenten Texte liegt darin, dass solche Texte sowohl der Kommunikation dienen als auch als objektiviertes kollektives Gedächtnis fungieren, auf das sich alle Beteiligten beziehen, wenn es aus irgend einem Grund notwendig wird. Sie haben also sowohl kommunikative als auch mnemotechnische Funktion. Auch Kunden fordern einen detaillierten Kontoauszug an, wenn sie das Hin und Her von Lieferungen und Retouren im Versandhandel nicht mehr überblicken. Zwar fordert Giesecke 1983 in methodischer Hinsicht, die zwei Funktionstypen von Schriftlichkeit klar auseinanderzuhalten und für Texte, die als kommunikative Medien fungierten, kommunikationswissenschaftliche

gemeinsamen Situation entstammen. Die trennenden Aspekte der Situation sind – nicht zuletzt durch die zeitlich-räumliche Trennung der schriftlichen Situation – wesentlich prägender als die gemeinsamen Situationsfaktoren: Die Anonymität wird auch kurzzeitig nicht aufgehoben, wie dies in einem mündlichen Verkaufsgespräch der Fall sein kann; der Aufbau persönlicher Beziehungen wird auch dadurch verhindert, dass die Kommunikationspartner auf Seiten der professionellen Verkaufsfirma ständig wechseln. (Das System, wonach jede(r) Sachbearbeiter(in) den eigenen Kundenkreis betreut, wird nur bei sehr viel grösseren Handelsgeschäften – z. B. Grosskunden bei Banken – angewandt).

Die spezielle Verkaufssituation birgt die Gefahr von Enttäuschungen. Eine Bearbeiterin von zurückgeschickten Waren meint: «Die Leute sind sehr oft enttäuscht, weil sie sich nach dem Katalog bestimmte Vorstellungen machen, nicht wahr, in bezug auf Farbe, in bezug auf Form nicht wahr, dass sie das Gefühl haben, ja das ist doch nicht das, was ich gerne hätte, wenn sie's im Laden grade sehen, würden sie's überhaupt nicht in die Finger nehmen (...) da sind dann die Leute eben enttäuscht.» Diese Ausgangslage führt – zusammen mit der Nicht-Professionalität der privaten Kunden – zu spezifischen Kommunikationsproblemen. Dabei spielen die auf den ersten Blick auffälligsten Charakteristika der privaten Kundentexte – die Fehler – keine Rolle. Wenn sie gehäuft auftreten, sind sie Indikatoren individueller Do-it-yourself-Textproduktion (vgl. Häcki Buhofer im Druck).

Die folgenden Analysen sind nach Kommunikationssituationen geordnet; im Titel ist jeweils einer der wesentlichen Aspekte der Analyse genannt.

3.1. Die Ansprache der Kundinnen und Kunden im Katalog: Illusion einer persönlichen Kommunikationssituation

Kataloge stellen den allgemeinen Ausgangspunkt der Kommunikation dar: Sie versuchen – wie es in der Werbung üblich ist – eine persönliche, herzliche Atmosphäre zu schaffen, beispielsweise, indem für den Quelle-Katalog Frau Schickedanz persönlich die Kunden und Kundinnen anspricht oder indem ein beiliegender Brief «Blütenträume» in Aussicht stellt und folgende Einladung formuliert wird: «Sollen Sie uns noch nicht kennen, dann möchten wir Sie jetzt herzlich einladen, einer reizvollen Modenschau beizuwohnen». Die Kunden und Kundinnen werden direkt angesprochen, wenn es heisst: «Vier Trümpfe also, die wir Ihnen mit dem neuen Frühlingskatalog in die Hand geben.» und «Geniessen Sie das Vergnügen, aus unseren bezaubernden Kollektionen die schönsten Ideen für sich herauszufinden.» Auch bei den Artikelbeschreibungen fehlt die direkte Ansprache nicht: «Diese Bluse können Sie mit einem schönen Druckmuster bestellen.», «Auch der Preis wird Sie begeistern.» u.ä.m.

Kataloge enthalten aber nicht nur Sprechakte der Vermittlung von positiven Einstellungen und des Versprechens, sie enthalten auf der letzten Seite auch direktive Sprechakte der Anweisung für die korrekte Bestellung: Anweisungstexte entstehen in einer asymmetrischen Kommunikationssituation, haben einen starken Partnerbezug und stellen die appellative Funktion des Textes in den Vordergrund (vgl. Kalverkämper 1983, 148). Der Anweisungstext im Verkaufskatalog hat instrumentalen Charakter und steuert durch Instruktionen das Verhalten der Kunden, das für die weiteren Verkaufsbeziehungen notwendig ist. An dieser Stelle wird zum ersten Mal die sachlich geprägte Kommunikationssituation sichtbar, die für die nachfolgenden Verkaufsbeziehungen *– jedenfalls aus der Sicht der verkaufenden Firma – dominierend wird. Wenn* die privaten Kundinnen und Kunden diese sachliche Kommunikationssituation nicht als solche wahrnehmen, so führt auch dies oft zu Enttäuschungen.

3. 2. Die Bestellung: Die Nummer im Zentrum

In den Interviews zur Rolle der Schriftlichkeit im Arbeitsalltag des Versandhandelsbetriebs wird ein roter Faden schnell sichtbar. An den verschiedensten Arbeitsplätzen geht es immer wieder darum, dass die Zahlen richtig geschrieben werden: «Das ganze Versandsystem basiert ja nicht auf der Sprache, sondern auf Zahlen» – sagt der Chef. Die wichtigste Zahl in diesem Zusammenhang ist die Bestellnummer. Die meisten Kundinnen und Kunden können mit der Arbitrarität dieses Zahlensystems ohne weiteres umgehen und lassen sich in Richtung dieses streng standardisierten schriftlichen Bestellens disziplinieren: «Also der grössere Teil, sagen wir 90 Prozent ungefähr, füllt es richtig aus und der Rest, manchmal alte Leute, kommen nicht so ganz draus, nicht wahr, das merkt man jeweils der Schrift an, dass es jemand Älterer ist, dann manchmal, wenn sie die Seitenzahl des Katalogs anschreiben oder manchmal «Trägerkleidli» wissen wir ungefähr, was sie meinen und dann, wenn sie die Grösse noch angeben, suchen wir 's, nicht wahr dann muss man jeweils ein wenig helfen, jetzt wenn wir etwas gar nicht finden, machen wir ein Fragezeichen, streichen es rot an und dann bekommen sie einen Brief, solche gibt es auch.»

Weil die Bestellnummer das A und O darstellt, müssen für die Datenerfassung, die ausser Haus im Akkord geschieht, im Bestellbüro die Zahlen lesbar gemacht werden. Nur wenn es eine Nummer nicht gibt – das merkt der Computer – , dann müssen die Bearbeiterinnen versuchen, den gewünschten Artikel mithilfe der übrigen verbalen Angaben zu identifizieren; erst dann spielen Angaben wie «Trägerkleid» auf der Bestellung eine Rolle. Wenn diese Angaben auch nicht weiterhelfen, z.B. weil nicht nur eine, sondern 11 verschiedene weisse Jacken im Katalog sind, kommen weitere schriftliche und zum Teil mündliche Kommunikationsakte in Gang; die Kunden bekommen einen Form-

brief und schreiben noch einmal oder telefonieren. Eine Telefonistin sagt: «Ich habe gestern habe ich mindestens etwa sechs, acht gehabt, die gesagt haben, ich habe einen Brief bekommen, dass die Nummer nicht stimmt, ihr müsst entschuldigen und haben mir dann die Nummer durchgegeben, das kommt ziemlich oft vor.» Da die Verkäuferseite am Verkauf interessiert ist, gleicht sie mangelnde Exaktheit der Kunden durch eigenen Einsatz, wenn immer möglich, aus. Im Versandhandel beruht die fachsprachliche Exaktheit in semantischer Hinsicht zunächst einmal auf den richtigen Kunden- und vor allem den richtigen Artikelnummern. Die pragmatische Exaktheit hinsichtlich der Illokution ergibt sich bei der Bestellung daraus, dass die Bestellkarte (oder ein entsprechender Telefon-) nur diesem einen Zweck dienen kann. Deshalb müssen die ausgefüllten Bestellkarten von den Kunden und Kundinnen nicht als Texte explizit gemacht werden. Probleme ergeben sich hinsichtlich der kommunikativen Exaktheit, wenn die eine oder andere Seite von Definitionselementen der Situation ausgeht, die die andere Seite nicht teilt.

Wenn die Bestellung ausgeführt werden kann – und wenn die Kunden dann auch anstandslos bezahlen –, sind keine weiteren sprachlichen Handlungen nötig, weder mündliche noch schriftliche. Dass Kundinnen oder Kunden einen Brief schreiben, mit dem sie nichts anderem als ihrer Zufriedenheit Ausdruck geben möchten, kommt vor, ist aber nicht sehr häufig.

3.3. Kundenbriefe nach der Bestellung: oft persönlich und emotional bestimmt

Nach den verbalen Intitialhandlungen von beiden Seiten – Katalog und Bestellung – finden weitere verbale Kommunikationsakte also nur dann statt, wenn das Geschäft nicht problemlos abgewickelt werden kann.

Wenn beispielsweise die Firma nicht liefern kann, schickt sie den Kundinnen und Kunden einen Brief mit der Bitte um Geduld. Wenn deren Geduld jedoch erschöpft ist oder wenn eine allfällige Sendung bzw. die Rechnung dazu nicht ihren Vorstellungen entspricht, melden sich die Kunden sehr oft, indem sie anrufen oder schreiben und ihrem Ärger darüber Ausdruck geben, dass die Ware nicht innerhalb der angegebenen Zeit geliefert wurde oder dass die Firma Lieferschwierigkeiten anführt, die bestellten Kleider aber gleichzeitig billiger im Ausverkaufskatalog führt. Weitere Kommunikationsakte finden statt, wenn die Kunden die Ware zurückschicken; sie weisen dann oft schriftlich darauf hin, dass die Ware nicht in Ordnung war, die falschen Kleider geschickt worden sind etc.. Bearbeitet werden diese Briefe vom Kundendienst der Firma, der telefonisch oder schriftlich mit den SchreiberInnen Kontakt aufnimmt, oder von der Retourenabteilung, die die zurückgeschickten Waren auspackt, kontrolliert und wieder neu einpackt.

Um festzustellen, inwiefern die Merkmale, die die professionellen Handelsbriefe charakterisieren, auch für private Briefe zutreffen, habe ich die Kundenbriefe aus 600 Kommunikationsereignissen in bezug auf folgende Merkmale analysiert: 1. Formalität der Briefstruktur, 2. Entpersönlichung, 3. Ausschaltung der Emotionen, 4. Art der realisierten Sprechakte, 5. Elemente der gesprochenen Sprache, 6. handelssprachliche Fremdwörter und Formeln, 7. Maschinenschrift. (1.)Unter Formalität der Briefstruktur soll die Anwesenheit von mindestens drei Strukturmerkmalen eines Briefes verstanden werden wie: Absender, Kundennummer, Empfänger, Ort und Datum, Anrede, Grussformeln, Unterschrift. (2.) Der Begriff der Entpersönlichung bezieht sich auf die Arbeiten von Siebenschein (vgl. 2.2.) und meint hier das Ausblenden von persönlichen Lebensumständen und individuellen Motiven etc. (Damit sind gegenüber Siebenschein die Merkmale des Sprachtempos (der Kürze) und der Entpersönlichung zusammengenommen). In den Briefen, mit denen sich die KundInnen über die Liefermodalitäten oder die Qualität der Ware beklagen, dienen die Schilderungen persönlicher Lebensumstände allerdings oft als Argumente. Sofern dies der Fall ist, werden diese Schilderungen nicht als «mangelnde» Entpersönlichung gewertet. Die folgenden persönlichen Angaben über versäumte Einkaufsmöglichkeiten dienen in diesem Sinn der Argumentation: « (...) muss ich Sie aufgrund Ihres Katalogangebotes bitten, einen gleichwertigen Sommeranzug in meiner Grösse zu einem identischen Preis ersatzweise anzubieten, da ich jetzt so lange auf Ihre Lieferung gewartet und diverse andere Einkaufsmöglichkeiten versäumt habe.» Wenn hingegen von der Rötung am Knie die Rede ist, die sich jemand geholt hat, als er oder sie einen ungeeigneten Trainer trug, oder von der Hochzeit der Lieblingsnichte, an der die Schreiberin ein bestimmtes Kleid hätte tragen wollen, so liegt keine Entpersönlichung vor, wie sie für professionelle Briefe typisch ist. (3.) Der Begriff der Ausschaltung der Emotionen bezieht sich ebenfalls auf die Arbeit Siebenscheins (vgl. 2.2.) Wenn jemand schreibt, dass er oder sie «es sehr schade findet», dass das Shorty sich in der ersten Wäsche verfärbt hat, kann die Ausdrucksweise noch als emotional wenig markiert aufgefasst werden. Solcher Ausdrucksweisen bedient man sich auch in rituellem Gesprächsverhalten. Als markierte Repräsentationen von Emotionalität gelten jedoch Formulierungen, in denen von «Gemeinheit», «Sauerei», «Frust» u.ä. die Rede ist. (4.)Was die pragmatische Analyse betrifft, so habe ich die Texte hinsichtlich der realisierten Sprechakte «Entschuldigung», «Lob» etc. untersucht. (5.) Als Elemente der gesprochenen Sprache gelten Ausrufe, syntaktische Konstruktionen, die für die gesprochene Sprache typisch sind, direkte Fragen («Was meinen Sie jetzt dazu?») und – in der deutschen Schweiz – mundartliches Vokabular. (6.) Handelssprachliche Fremdwörter und Formeln fallen zum Teil mit allgemeinen Briefformeln zusammen. Die Verwendung der Schlussformel «mit freund-

lichen Grüssen» beispielsweise genügt deshalb nicht für das Merkmal «mit handelssprachlichen Fremdwörtern und Formeln», sondern es müssen mehrere dieser Elemente vorhanden sein.

Wenn wir von professionellen Vorstellungen von Handelsbriefen ausgehen, so erwarten wir bei «unregelmässigem Geschäftsverlauf» seit Beginn dieses Jahrhunderts unverändert folgende Verhaltensweisen: In einer Beschwerde «darf sich der Käufer nie, so unangenehm für ihn auch der Vorfall sein mag, zu einem unhöflichen, groben oder gar verletzenden Tone verleiten lassen. (...) Sodann sind die festgestellten Mängel genau zu bezeichnen und zu beschreiben. Allgemeine Redensarten wie: die Ware taugt nichts, entspricht nicht den Erwartungen oder dgl. genügen nicht. (...) Man vergesse nicht, so verärgert man sein mag, die übliche Hochachtung.» (Grossmann 1927, 397f.) Solche Briefe, aus denen der sprachliche Ausdruck von Ärger ausgeblendet wird, werden auch von privater Seite geschrieben:
Ein Beispiel:

> «Mit Rechnung 8035203.31. v 17.4.90 haben Sie mir 1 Bermuda Damenhose geschickt mit Verschluss ohne Knopf. Wir haben den Artikel behalten und bezahlt, bitten Sie aber, in Zukunft Ihre Ware besser zu prüfen.Meine Frau hat weitere Artikel in Bestellung bei Ihnen. Wir können diese zur Prüfung annehmen bis zum 15. Mai. Anschliessend werden wir abwesend sein bis zum 15. August und können die Ware nicht mehr akzeptieren. (...)»

Dieser Brief entspricht der üblichen Briefstruktur für professionelle Briefe, enthält keine persönlichen Schilderungen und keine Emotionen, keine Elemente der gesprochenen Sprache und handelssprachliche Formeln und ist mit der Schreibmaschine geschrieben. Grob über alle Merkmale hinweg beurteilt, kann man sagen, dass etwa die Hälfte der Kundenbriefe dieser Vorstellung entspricht. Ein Grund für diese professionellen Erledigungen schriftlicher Kommunikationsakte liegt wohl darin, dass ein Teil der Kunden beruflich mit dem Schreiben von Briefen zu tun hat und deshalb professionell schreiben kann oder generell gut ausgebildet ist. Unterschiede zwischen professionellem und nicht-professionellem Vorgehen zeigen sich in verschiedenen Zusammenhängen, so beim Telefonverkauf: Die Telefonistinnen unterscheiden eine «Hausfrauenhaltung» (Musik im Hintergrund, die Kundin blättert und sucht, während sie telefoniert – die Telefonistin wartet) und eine «Geschäftsfrauenhaltung» (die Kundin hat notiert und markiert, was sie bestellen will und macht ihre Angaben speditiv).

Wenn man die einzelnen Merkmale betrachtet, kann man folgende Feststellungen machen:

Die traditionelle Briefstruktur wird in ca. zwei Dritteln der Briefe realisiert. Mitteilungen, die ohne Anrede grossenteils auf Rechnungs- oder Bestellformularkopien geschrieben werden, machen dementsprechend etwa ein Drittel der Texte aus. Gesprochensprachliche Merkmale enthält etwa ein Drittel der Briefe.

Handelssprachliche Fremdwörter und Formeln kommen in den meisten Briefen vor. Phraseologische Wendungen oder Äusserungen, die für die Handelskorrespondenz typisch sind und häufig auch von Kundenseite gebraucht werden, sind: «Vor geraumer Zeit», «auf meinen Wunsch hin», «da diese (Hose) meinen Wünschen nicht entsprach», «diesen Fehler zu berichtigen», «innert angegebener Frist», «es muss ein Fehler unterlaufen sein», «um genaue Angaben bitten», «meines Erachtens», «zu meiner Entlastung», «und verbleibe mit freundlichen Grüssen», «Verständnis haben», «Bitte prüfen Sie die Sache noch einmal», «Ich hoffe, die entstandenen Missverständnisse lassen sich somit beseitigen», «Hiermit schicke ich Ihnen eine Kopie von Ihrem Schreiben», «Ich hoffe auf Ihr Verständnis und danke Ihnen zum voraus», «Besten Dank im voraus».

Maschinenengeschrieben ist etwa die Hälfte der Briefe. Es schreiben also nicht nur Kunden, die eine Schreibmaschine haben oder Zugang dazu. Natürlich ist damit zu rechnen, dass ein Teil der Kundinnen und Kunden aus irgendeinem Grund die vorhandene Schreibmaschine nicht benützt.

Nicht persönlich gehalten ist ebenfalls etwa die Hälfte der Briefe. In der anderen Hälfte finden sich persönliche Schilderungen wie die folgenden, deren Orthographie und Interpunktion den Originalen entsprechen:

- «Mein Mann bekam einen Lachkrampf, als er die Söckli sah!!»
- «Also ich rief an, um ein Dutzend Handtücher zu bestellen, weil ich sie gerne zum Geburtstag am 12. Juni hätte, dachte ich, es geht schneller.»
- «.(...) denn Sie wissen genau, dass es für Privatleute sehr schwierig ist, Gürtel für Gr. 52/54 im Detail zu erhalten»
- «Ein D.P. (= Deux-Pièces, AHB) ohne den passenden Gürteil, übrigens auch ein schönes Kleid mit Bindegürtel, sieht doch aus wie eine Kapuziner-Kutte, oder ein Modell für Schwangere.»
- «... retourniere ich Ihnen den defekten Trainer. Ich trug ihn in der Turnstunde beim Warmlaufen und stürzte hin. Dabei rutschte ich mit dem Knie auf dem Boden. Der Stoff am Knie schmorte dabei so zusammen, dass sich ein Loch bildete. Ich hatte sogar auf der Haut eine Rötung und es brannte wie bei einer Verbrennung.»
- «Ich erschrack wirklich im Moment, als ich das Kleid ansah (...). Ich kann diese Naht öffnen und alles gut machen, aber die jungen Frauen haben meistens keine Maschine und auch keine Geduld.»
- «Ja das ist zu meinem Bedauern ein Geständnis, dass ich trotz allem wieder bestellen werde.»
- «Langsam habe ich nun genug Portos ausgegeben. Artikel retour, Einschreibebrief am 10. 90, Einschreibbrief Fürth und nun wieder Einschreibebrief, weil ich offenbar nicht glaubwürdig bin.»
- «Nun ging ich heute das 1. Mal in diesem Anzug schwimmen und bin jetzt

aber sehr unglücklich. Schon nach kurzer Zeit schmerzte mich vor allem der linke Träger seitlich, sehr. Da ich vom Arzt aus intensiv schwimmen muss, versuchte ich, trotzdem weiter zu schwimmen. (...) Wissen Sie, ich brauche es zum Schwimmen, nicht um an die Sonne zu liegen.»

- «(...) bin nämlich nicht allein der es bei der Quelle so ergangen ist».
- «Fahre extra nach Zürich, um etwas schönes zu kaufen. Kehre immer wieder Dep. Heim, weil ich nichts finden kann. (...) Ihrer Mode ein grosses grosses Kompliment.»

Viele dieser privaten Briefe sind nicht so kurz, wie es möglich wäre, weil sie «gemütlich erzählende Mitteilungen über die beabsichtigte Verwendung der Ware», Motivschilderungen u.a. enthalten. Anderseits ist es aber auch nicht «die Wärme persönlicher Lebensbeziehungen der Geschäftsfreunde», die daraus spricht (vgl. 2.1.). Die SchreiberInnen kennen die SachbearbeiterInnen Ihrer Briefe nicht, stellen sich aber manchmal vor, es sei nur eine und immer dieselbe Person, die damit zu tun habe.

Emotionale Passagen oder Elemente sind in etwa der Hälfte der Briefe enthalten. Meistens beklagen sich die Kunden, manchmal ist das auch der ausschliessliche Zweck ihres Briefes. Der Ärger bildet jedenfalls den Anlass ihres Schreibens. Für eine Beurteilung muss in Erinnerung gerufen werden, dass die unproblematische Abwicklung des Versandhandelsgeschäfts, die den Normalfall darstellt, nach der Bestellung keine weiteren schriftlichen Kontakte erfordert, sofern auch die Rechnung bezahlt wird. Nur wenn etwas schiefläuft, greifen die Kunden und Kundinnen zum Telefon oder zu Papier und Bleistift. Folgende Äusserungen enthalten emotionale Elemente:

- «Ums Himmels willen!»
- «(...) ich finde, dass man als Kunde schon etwas besseres verdient hätte.»
- «Ich schreibe diesen Brief, weil ich nun endlich genug habe von Eurem Personal.»

  «Warum kann dies Bader und Sie nicht?????»

  «(...) bitte verzeihen sie, wenn ich Ihnen schreibe, aber ich bin erbost, enttäuscht und verärgert.»

  «Ich war vom 3. oktober 1989 – 2. november 1989 in der Türkey (muss ich Ihnen den Pass mit Stempel auch noch kopieren?) Es ist doch klar, dass ich unter diesen Umständen die Bluse nicht innert 3 Tagen zurück senden kann.»

  «Für mich sind das 60.- fr., die zum fenster hinaus geworfen sind.»

  «(...) aber in dieser jetzigen Situation bin ich jetzt wirklich total unglücklich!!»

  «Ich finde es schon eine Gemeinheit (...)»

  «Die Schreibfehler sin ein Ausdruck meines Ärgers.»

  «Sie können sich sicher vorstellen, dass das Tragen solcher zu kurzen, rutschenden Kniesocken mehr als ärgerlich ist.»

«Wie soll ich noch von Ihrer Firma noch vertrauen haben».

Wer als Versandhandelskunde die Ware nicht behalten will, braucht dies nicht zu begründen: Umtausch und Rückgaberecht innert 3 Tagen (in einwandfreiem Zustand und Originalverpackung) sind Vertragsbedingungen. 50 % (sic!) der Waren werden zurückgeschickt. Dabei sehen sich viele Kundinnen und Kunden zu einer Erklärung veranlasst oder wollen ihre Meinung kundtun. Ihre Briefe oder Notizen enthalten (neben Unmutsäusserungen) häufig auch Entschuldigungen, Lob und Bedauern und sehen beispielsweise folgendermassen aus:

- «Ich habe nur 1 Ledercile und eine Hose bestellt und zweitens ist es zu klein. Ich bitte Sie um Verständniss, daher ich finanziell es gar nicht leisten kann. Ich werde bestimmt wieder mal was bei ihrem Versand bestellen. Nochmals viellmals Entschuldigung, vielen Dank für Ihre Bemühungen. Es grüsst Sie Hochachtungsvoll.
  P.S. Das andere passt ganz genau, vielen Dank.
- «O her je, nun habe ich mich so darauf gefreut und nun ist es etwas zu eng um die Hüfte. Brauche dringend 44. Währe es möglich, dass ich es noch vor dem Muttertag erhalte??»
- «Werte Firma, schicke Ihnen das Deux-Piece wieder zurück. Beide Feste sind vorbei, bei denen ich die Kleidungsstücke gern gehabt hätte. 6. und 14. April. Als der Katalog kam und ich im Februar die Bestellung aufgab konnte ich nicht wissen das der Auftrag so lange dauert bis er erledigt wird. (...).
- «Retour: Wenn man den Overall an hat, kann man ihn nicht mehr ohne fremde Hilfe ausziehn. Er ist schön aber sehr unpraktisch. Geht also retour! Vielen Dank ein andermal wieder!»
- «(...) Die Kniesocken fallen nach 2x waschen (nach Anleitung) schon auseinander! Die kurzen Socken kann mein Sohn fast nicht allein anziehen, da sie so eng sind, und auch bei denen fallen schon beim 1. Mal tragen die Maschen runter! Also kurz gesagt, die Qualität ist katastrophal.»
- «Diese Tücher habe ich bestellt weil «Käferli» drauf sind, aber die sind wohl davongeflogen.»
- «Das Kleit währe so schön, aber das Oberteil ist viel zu kurz. «
- «(...) Sonst bin ich sehr zufrieden mit dem Versand, Ihr habt sehr preiswerte und modische Sachen, die ich sehr gerne bestelle. «

Inhaltlich bestehen die meisten Texte aus einer Kombination folgender Angaben:

- passt nicht, sitzt nicht, schlechter Schnitt
- Qualitätsmängel: Löcher, Webfehler, Färben beim Waschen etc.
- Lieferung erfolgte zu spät: Fest, Sommer etc. schon vorbei.
- Lieferung der falschen Artikel

223

Meistens werden diese Angaben mit einem der folgenden Sprechakte verknüpft:

- Entschuldigungen dafür, dass man nicht alles behalten kann, dass ein Kleidungsstück nicht passt, evtl. mit Hinweis darauf, dass man generell Figurprobleme hat;
- Vertrösten auf ein nächstes Mal, Hinweis darauf, dass man bereits wieder etwas bestellt hat;
- allgemeines Lob oder Lob eines anderen Kleidungsstückes, das früher einmal gekauft wurde, resp.Lob eines anderen Aspektes des Kleidungsstücks («Kleid ist schön, aber sitzt schlecht»);
- Aufforderung, die Adresse aus der Kundenliste zu streichen;
- Bitte um Lieferung eines grösseren, kleineren, qualitativ einwandfreien Artikels.

Am häufigsten werden Qualitätsmängel geltend gemacht (mehr als 30 %), fast ein Drittel schickt die Ware zurück, weil sie nicht passt, ein Fünftel der Kundinnen und Kunden hat nicht die bestellten Waren erhalten. Ein Viertel der Kunden spricht neben der Grundangabe für die Retouren auch ein Lob aus, ebenfalls ein Viertel entschuldigt sich oder vertröstet auf ein anderes Mal. Wenige schlagen einen ironischen oder spöttischen Ton an, um ihre Kritik anzubringen. Fast die Hälfte «bringt es nicht übers Herz», die Waren ohne Lob oder Entschuldigung zurückzuschicken. Einige entschuldigen sich, vertrösten die Firma *und* sprechen ein generelles Lob aus. Sie tun dies zudem auf eine individuelle, wenig formelhafte Art. Die professionell tönende Handelsphraseologie ist bei diesen Briefen eher schwächer vertreten als beispielsweise in Reaktionen auf Mahnungen. Ein wesentlicher Grund dafür dürfte darin liegen, dass dafür keine Wendungen und Äusserungen aus Briefen der Verkäuferseite als Vorbild dienen und direkt übernommen werden können.

3.4. Mahnungen (sog. «Kontoauszüge»): Texte mit kommunikativer und mnemotechnischer Funktion

Wenn die Firma Mahnungen verschickt und die Kundinnen nicht mehr wissen, wofür sie diesen Betrag schulden resp. der Aufassung sind, dass sie die Rechnung schon bezahlt haben oder nicht bezahlen müssen, müssen sie sich telefonisch oder schriftlich melden. Viele Kunden bestellen mehrere Male aus demselben Katalog grössere Auswahlsendungen verschiedenartiger Artikel (von Socken über Küchentücher bis zu Lederensembles), schicken viele Artikel wieder zurück und wissen deshalb nicht mehr genau, welche Beträge für welche Artikel sie wirklich schulden, zumal auch Fehler bei der Abrechnung auftreten können (zurückgeschickte Waren möglicherweise nicht von der Rechnung abgezogen worden sind u.ä.). Die Kunden fordern in solchen Fällen oft telefonisch oder in der Mehrzahl der Fälle schriftlich einen detaillier-

ten Kontoauszug an, auf dem sichtbar ist, wann was geliefert, wann was zurückgeschickt wurde und woraus sich der aktuelle Kontostand zusammensetzt. Der Kontoauszug enthält Adresse, Datum, «Unser Zeichen», öfters eine maschinenschriftlich angefügte Zeile «Wir bitten um Überprüfung und danken im voraus bestens» oder «gemäss Telefon» u.ä. Auf jedem Auszug heisst es auch: «Im Falle einer Unstimmigkeit, wollen Sie uns bitte den Grund auf diesem Auszug mitteilen.» Die Kontoauszüge haben kommunikative Funktion, indem sie die Kunden und Kundinnen darüber orientieren, dass sie mit den Zahlungen in Verzug sind. Wenn sie von den Kundinnen mit kommentierenden Notizen versehen werden, informieren sie ihrerseits wiederum die Firma über den Kundenstandpunkt. Sie haben aber auch mnemotechnische Funktion, indem sie das gespeicherte Wissen der Verkaufsfirma über bestellte Artikel, Bestell- und Rücksendungsdaten, Preise etc. enthalten und ein ausgelagertes Gedächtnis darstellen, das nicht an einzelne Personen gebunden ist. Insofern schriftliche Abmachungen gegenüber mündlichen im Streitfall belegt werden können, haben Briefe und andere kommunikative Texte (bzw. die Kopien davon) immer auch eine erweiterte mnemotechnische Funktion: sie dienen nicht nur der eigenen Erinnerung, sondern machen diese Erinnerung anderen zugänglich. Insofern ist die Arbeit von mehreren Personen an ein und denselben Computerdaten zu beispielsweise dem Verkauf/Kauf von Versandhandelsartikeln als Ausbau dieser Funktionenkombinationen zu bewerten, die schriftliche Texte in entwickelteren Phasen der allgemeinen Schriftlichkeit annehmen können.

Wichtig ist es auch, zu sehen, dass diese Texte alle Daten für alle denkbaren Probleme enthalten. Sie können deshalb auch gar nicht im üblichen Sinne explizit sein, weil Explizitheit immer auf eine bestimmte kommunikative Problematik ausgerichtet ist. Allenfalls kann die eine oder andere der Funktionen durch einen Zusatz akzentuiert werden – wenn der detaillierte Kontoauszug nicht kommentarlos geschickt, sondern der Computerausdruck nachträglich noch einmal in die Schreibmaschine eingespannt und oben angefügt wird: «Wie telefonisch besprochen schicken wir Ihnen zur Überprüfung». Durch diesen – wenn auch stichwortartigen und anredelosen – kommunikativen Bezug zum Empfänger wird der kommunikative Zweck in den Vordergrund gestellt. Ähnlich ist auch das Bearbeiten von Kontoauszügen mit Leuchtstiften zu beurteilen: Es werden zuhanden der Kunden die wichtigen Positionen für das aktuelle kommunikative Problem markiert. Ohne diese kommunikativ ausgerichtete Hilfe entsteht immer wieder die Situation, dass diese Blätter voller Daten zwar exakt, kommunikativ aber nicht wohlbestimmt sind, indem die Kunden nicht wissen, welche der für alle Zwecke gespeicherten Daten für sie in der jetzigen Situation relevant sind.

Vom Verkauf her wird versucht, die Kundinnen und Kunden in die Arbeit am gemeinsamen Papier, das kommunikativen und mnemotechnischen

Zwecken dienen kann, einzubinden: Beispielsweise, indem das Bestellformular so gestaltet wird, dass sowohl alle wichtigen Angaben gemacht werden als auch mit der Unterschrift die Bestellung ausgeführt wird, oder mit Anweisungen wie: «Machen Sie allfällige Angaben auf diesem Kontoauszug.» Wenn die Kunden und Kundinnen nicht alle von der Seite der Verkäuferin gesehen notwendigen Angaben liefern, wird nachgefragt oder rekonstruiert. Zur Geschichte der Beziehung gehören also nicht persönliche Erfahrungen, sondern die Daten, die auf der Grundlage eines standardisierten Schemas dem Computer eingegeben worden sind. Das standardisierte Schema, in das ganz bestimmte Angaben eingegeben werden, bildet die von Personen und persönlichen Erfahrungen losgelöste Geschichte einzelner Verkaufs- und Kaufsereignisse.

4. Zusammenfassung

Instrumentelles, arbeitsorientiertes Schreiben hat allen kulturpessimistischen Auffassungen zum Trotz einen festen Platz auch im Alltag privater SchreiberInnen. Dieses Schreiben unterscheidet sich in verschiedenen Hinsichten von professionellem Schreiben. Allgemein können wir auch in diesem Jahrhundert die charakteristische Mischung von aus professioneller Sicht heterogenen Textmerkmalen feststellen, wie sie Grosse et al. für das 19. Jahrhundert beobachtet haben. Die Entwicklung zu entpersonalisierten und emotionslosen Texten, wie sie für die beruflich produzierten Handelstextsorten typisch sind, findet sich in den privaten Texten nicht generell wieder. Im Gegenteil – die nichtprofessionellen Schreibenden schreiben oft gerade darum, weil sie in dieser Modalität ihren Unmut und Ärger zum Ausdruck bringen können, ohne sofortige Einwände befürchten zu müssen. Gleichzeitig verwenden sie jedoch viele der handelssprachlich und in der Korrespondenz üblichen Formeln und Phraseologismen, so dass oft wenig homogene charakteristische Mischtexte entstehen, die aber ihren kommunikativen Zweck erfüllen.

Universität Basel
Deutsches Seminar
4051 Basel

Annelies Häcki Buhofer

5. *Literatur (in Auswahl)*

Giesecke, Michael (1983): «Überlegungen zur sozialen Funktion und zur Struktur handschriftlicher Rezepte im Mittelalter». In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 51/52*, 167–184.

Grosse, Siegfried, Grimberg, Martin, Hölscher, Thomas, Karwick, Jörg (1989): *«Denn das Schreiben gehört nicht zu meiner täglichen Beschäftigung». Der Alltag kleiner Leute in Bittschriften, Briefen und Berichten aus dem 19. Jahrhundert*. Bonn, Verlag J.H.W. Dietz Nachf., ISBN 3-8012-5005-9.

Grossmann, Hermann (1927): *Handbuch für Kaufleute*. Berlin-Wien, Industrieverlag Spaeth und Linde, 938 p.

Häcki Buhofer, Annelies (1985): *Schriftlichkeit im Alltag. Theoretische und empirische Aspekte am Beispiel eines Schweizer Industriebetriebs*. Bern, Verlag Peter Lang, ISBN 3-261-03505-6.

Häcki Buhofer, Annelies (1991): «Das berufliche Lesen und Schreiben von Erwachsenen». In: Sandhaas, Bernd, Schneck, Peter (Hrsg.): *Lesenlernen – Schreibenlernen*. Wien, Bonn, Österreichische UNESCO-Kommission, Wien, Deutsche UNESCO-Kommission, Bonn, ISBN 3-927907-13-8.

Häcki Buhofer, Annelies: «Schreiben im Handel». In: Handbuch *Schrift und Schriftlichkeit*. Berlin (im Druck).

Hafner, Dieter (1987): «Der Text in der vertikalen Schichtung der Fachsprachen». In: Hoffmann, Lothar (Hrsg.): *Fachsprachen, Instrument und Objekt*. Leipzig, Verlag Enzyklopädie, 155 p., ISBN 3-324-00138-2.

Henke, Anne-Marie (1991): «Zur Geschichte der Betriebslinguistik». In: Klein, Eberhard, Pouradier Duteil, Françoise, et al. (Hrsg.): *Betriebslinguistik und Linguistikbetrieb. Akten des 24. Linguistischen Kolloquiums, Universität Bremen, 4–6. September 1989*. Tübingen, Max Niemeyer Verlag, Bd. I, 417 p., ISBN 3-484-30260-7.

Henne, Helmut, Rehbock, Helmut (1982): *Einführung in die Gesprächsanalyse*. Berlin, de Gruyter, 2. Aufl., 330 p., ISBN 3-11-008461-9.

Hoffmann, Lothar (1987), (Hrsg.): *Fachsprachen, Instrument und Objekt*. Leipzig, Verlag Enzyklopädie, 155 p., ISBN 3-324-00138-2.

Kalverkämper, Hartwig (1983): «Textuelle Fachsprachen-Linguistik als Aufgabe». In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 51/52*, 124–166.

Schikorsky, Isa (1990): *Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens 'kleiner Leute'*. Tübingen, Niemeyer, 496 p., ISBN 3-484-31107-X.

Schlieben-Lange, Brigitte, Kreuzer, Helmut (1983): «Probleme und Perspektiven der Fachsprachen- und Fachliteraturforschung. Zur Einleitung». In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 51/52*, 7–26.

Siebenschein, Hugo (1936): *Abhandlungen zur Wirtschaftsgermanistik*. Prag, Orbis Verlag.

V. Hahn, Walther (1981), (Hrsg.): *Fachsprachen*. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 396 p., ISBN 3-534-07141-7.

V. Hahn, Walther (1983): *Fachkommunikation*. Berlin-New York, Walter de Gruyter, 184 p., ISBN 3-11-008765-0.

System

System ist, wie der Titel schon sagt, ein «International Journal of Educational Technology and Applied Linguistics», das 1992 im 20. Jahrgang steht. Am Untertitel lässt sich nicht nur die inhaltliche Schwerpunktsetzung bei Unterrichtstechnologie (im weitesten, nicht im apparativen Sinne) und angewandter Linguistik ablesen, sondern auch eine Präferenz für das Englische als Publikationssprache, obwohl Beiträge auf deutsch und französisch im Prinzip ebenfalls akzeptiert werden, um dem multilingualen Anspruch gerecht zu werden, der bei der Gründung von **System** anlässlich des 3. Weltkongresses der *Association Internationale de Linguistique Appliquée* (AILA) 1992 in Kopenhagen Pate gestanden hatte. Die ursprüngliche Aufgabe von **System** – so wurde bei Erscheinen der ersten Nummer formuliert – war es, den gegenseitigen Kontakt der Teilnehmer in den 3jährigen Zwischenkongressperioden nicht abreissen zu lassen.

Die Arbeit der AILA vollzieht sich grösstenteils in wissenschaftlichen Kommissionen. Eine dieser Kommissionen ist CETaLL, die 1975 in Stuttgart gegründete «Commission on Educational Technolgy and Language Learning». **System** dient CETaLL als Verbandsorgan, ist aber viel mehr als nur ein Nachrichtenblatt. **System** hat von Anfang an die Struktur einer Zeitschrift gehabt mit regulären Beiträgen, mit Sondernummern zu speziellen Themen (Languages für Special Purposes [1975]; Individualized Instruction [1977]; Self Instruction [1979]), mit Rezesionen, Nachrichten, Kongresskalender und einem Verzeichnis der von Verlagen eingeschickten Bücher und Zeitschriften. In den ersten Jahren lag die ganze Last der damit verbundenen Arbeit auf den Schultern von Norman F. Davies, der als General Editor die Hefte in der Universitätsdruckerei von Linköping (Schweden) herstellen und kostenlos in alle Welt verschicken liess.

Fünf Jahre nach der Gründung von **System** war die verlegerische Betreuung durch ein Universitätsinstitut nicht mehr zu bewältigen. Die Zeitschrift vertraute die Herausgabe der drei Ausgaben pro Jahr dem in Oxford angesiedelten Verlag Pergamon Press an, dessen *Institute of English* einzelne der weiterhin erscheinenden Sondernummern in sein Buchprogramm aufnahm (Reading 1981; Computer-Assisted Language Instruction 1983; The Receptive Way 1983; Simulation Application in L2 Education and Research 1985; Computer-Assisted Language Learning: A European View 1986; Classroom Language Learning 1989).

Besonders die beiden Computer-Spezialnummern haben sich als sehr einflussreich erwiesen. Die darin veröffentlichten Beiträge werden häufig zitiert. Sie bilden die Eckstein einer fortdauernden Diskussion um den Wert der Com-

putertechnologie im Fremdsprachenunterricht. Von den in **System** erscheinenden Beiträgen wird erwartet, dass die sich durch «a sound theoretical base with a visible pratical application which can be generalized» auszeichnen. Auf diese Weise hat sich die Zeitschrift einen festen Platz zwischen mehr praktisch orientierten und stärker der theoretischen Fundierung von Fremdsprachenunterricht zugeneigten Organen erobert, zumal vom Rezensionsteil gesagt wird, dass er «may take up works of a more theoretical nature to broaden the background». Der Review-Teil wird seit 1977 vom Berichterstatter besorgt, dem ausserdem im Laufe der Zeit die Betreuung der *News & Notes* und des Kongresskalenders zugefallen ist. Um dem Auftrag der umfassenden Information über Neuerscheinungen Genüge tun zu können, erscheinen gelegentlich summarische Rezensionen einer Reihe von Büchern zu einem bestimmten Thema und seit 1986 auch «Retrospective Review Articles» in den Termini jener Bücher, die dem Review Editor – aus was für Gründen auch immer – entgangen waren, sich aber als bedeutsam herausgestellt haben.

Der Erfolg, den **System** beim lesenden Publikum erzielen konnte, lässt sich auch daran ablesen, dass der Verlag sich 1991 entschloss, die Taktfrequenz der Hefte zu erhöhen: Seit dieser Zeit erscheint **System** viermal jährlich. Ein anderes Qualitäts-Indiz liefert das Londoner «Centre for Information on Language Teaching and Research» (CILT), das für seine vierteljährlich erscheinende Zeitschriftenbibliographie den Markt beobachtet. Aus ca. 400 Periodika zur angewandt-linguistischen und fremdsprachendidaktischen Literatur wählt CILT Beiträge aus, die «break new ground, clarify the problem area, give a useful review of earlier work, report important research findings, present new and useful classroom methods and materials». System nimmt in der internationalen «Hitliste» von CILT Platz 13 ein und wird nur von Zeitschriften wie ELT Journal, TESOL Quartely, Language Learning und Le Français dans le Monde übertroffen, die allesamt vor **System** gegründet wurden und deshalb länger punkten konnten.

Udo O. H. Jung

Pressemitteilung

11. Weltkongress der AILA (Association Internationale de Linguistique Appliquée in

Jyväskylä (Finnland) vom 4.–9. August 1996

Symposium der AILA Commission on Educational Technology and Language Learning

Die finnischen Organisatoren des 11. Weltkongresses der AILA haben *Applied Linguistics across Disciplines* als Motto für ihre Veranstaltung ausgewählt, um die Interdependenz zwischen den angewandt-linguistischen Einzeldisziplinen zu betonen.
Im Einklang mit diesem Thema veranstaltet die AILA *Commission on Educational Technology and Language Learning* (CETaLL) während des Weltkongresses ein Symposium mit dem Thema

«Educational Technology at the Crossroads».

Wer Fernsehwerbung zu landeskundlichen Zwecken im Fremdsprachenunterricht einsetzen will, muss sich mit der Sprache der Werbung ebenso intensiv auseinandersetzen wie mit den nationaalen Stereotypen, die zum Einsatz kommen. Übersetzt ein Kursleiter Dokumentarfilme mit seinen Teilnehmern, so wird er sich bald mit Textkohärenz und -kohäsionsproblemen konfrontiert sehen. Die Beispiele liessen sich beliebig vermehren.
Die Kommission bittet angewandte Linguisten und Sprachlehrer, die sich für eine Teilnahme interessieren und einen Vortrag halten möchten, baldmöglichst mit dem CETaLL Convenor Kontakt aufzunehmen. Der Convenor ist unter folgender Adresse erreichbar:

Dr. Udo O.H. Jung
Sprachzentrum
Universität Bayreuth
D-95440 Bayreuth
Bundesrepublik Deutschland
Telefon (0921) 55 35 94/55 35 95
Telefax: (0921) 55 35 94
E-Mail: Udo Jung @uni-bayreuth.de